# „Schiller muß also auferstehen!“

K. Haller

# „Schiller — muß also auferstehen!"

## Bausteine zu einer reinen Deutschen Kunst- und Weltanschauung

Von

**Karl Haller**

1 9 2 2

D. S. Verlags-Gemeinschaft e. G. m. b. H. Duisburg

Druck von F. W. Gadow & Sohn G. m. b. H.
Hofbuchdruckerei Hildburghausen

# An Schiller!



Du, der die deutsche Wahrheit tief empfunden
und sinnend fand ihr das erhab'ne Wort,
komm, Held, in deines Volkes schwersten Stunden,
erschlag' den Drachen und befrei' den Hort!

Des Geistes Hort, der harrend ruht im Grunde,
wenn Drachenkämpfe droben uns umdräu'n:
Steig uns empor, uralte Segenskunde,
und immer soll dein Meister sich erneu'n!

Wir brauchen ihn, den Großen, Kühnen, Reinen!
Der Treue dank, die ihn uns rief an's Licht!
Entschleiert soll sein Edelbild erscheinen:
Wir rufen ihn, und er versagt sich nicht!

**H. P. von Wolzogen.**

# Den Manen Schillers!

**Der Rassenjude Kurt Münzer sagt:**

„Wir haben uns eingefressen in die Völker, die Rassen durchsetzt, verschändet, die Kraft gebrochen, alles mürbe, faul und morsch gemacht mit unserer abgestandenen Kultur. Unser Geist ist nicht mehr auszurotten."

„Der Jude stand da . . . noch in hündischer Furcht vor jedem Fremden, der verbrieftes Recht hatte, den Vogelfreien zu beschämen und zu treten. Aber hinter allem glühte der Triumph des erschlichenen Sieges. Die Welt war verjudet, in Judengeist und -laster zersetzt. Das war die Rache."

**Der Assimilationsjude Siegfried Trebitsch sagt:**

„Einen Namen zumal, den die Fahnen der deutschen Jugend solange vorangetragen, den Dichternamen Friedrich Schillers werden sie (unsere Kinder und Enkel) vergessen lernen müssen."

**Der Rembrandt-Deutsche sagte:**

„Gegen Christus wie gegen Schiller hegt bezeichnenderweise jeder echte Jude eine angeborene Antipathie; im günstigsten Falle verachtet er sie; und beides mit gutem Grund; denn ihr innerstes Wesen ist dem seinigen entgegengesetzt.

**Schiller muß also auferstehen!"**

Dem hat nichts anderes hinzuzusetzen als dieses Buch

der Verfasser.

# Vorwort.



Den Deutschen, die Chamberlains „Grundlagen“ in mehr als 100 000 Exemplaren gekauft haben, darf man schon zumuten, daß sie dort Klarheit und Festigkeit vertragen werden, wo selbst er noch im Dämmer der Intuition nur stehen bleibt; und das umsomehr, als diese Klarheit und Festigkeit auf Kant und seinen beiden genialen Jüngern: Schiller und Schopenhauer ruht. —

Kunst und Leben der Arier sind durch Jahrtausende, miteinander innigst verbunden, ideal emporgestiegen und etwa nur die drei germanischen Gipfel: Goethe, Schiller und R. Wagner sagen uns, was für eine Höhe wir bereits erreicht hatten. Nun sind wir verfallen, tief verfallen. Leben und Kunst haben sich, statt weiter und höher empor, zu Niedrigkeiten hinunter entwickelt. Wir beklagen besonders den Verfall unserer Sittlichkeit und merkwürdigerweise wird da von oben, von den Höhen der Kunst aus, die Volksseele zu vergiften unternommen, indeß das Volk selber wenigstens noch passiven Widerstand leistet: es geht noch immer und lieber in seinen Goethe, Schiller und Wagner als in die Erotika und Perversitäten der Modernen, der hinaufgelobten Juden, und alle Pressekünste vermögen es nicht, den Schlammprodukten jene Aufführungszahlen zu verschaffen, auf denen sich die alten edlen Werke noch immer behaupten.

Das muß Ursachen haben. Welche und wieviele etwa mögen es sein? Es muß sich auch erklären lassen.

Ich sehe zwei Hauptursachen, und in beiden Fällen ist es mangelnde ästhetische Klarheit, die uns unsicher macht. Sie verwehrt uns im ersten Falle, das veraltete, alleinseligmachende Kunstdogma des „Schönen“, daß alle Kunst nur der „Schönheit“ zu dienen habe (wie es zum Gräkomanismus selbst Goethes geführt hat!), endlich zu überwinden; sie gestattet uns im zweiten Falle nicht, auch der Sittlichkeit, und dies vornehmlich mit Schiller, einen neuen und noch edleren Thron zu erbauen.

Die Sekretierung Schillers und Schopenhauers hat sich bitter gerächt. Schiller wurde, vermute ich, sekretiert, weil er in's „Moralische“ wollte; mit seiner Ästhetik wäre man niemals zu einem „Reigen“ gelangt. Schopenhauer, meine ich, ist sekretiert worden, weil er nicht nur ein grimmiger Antisemit war, sondern auch ausdrücklich die Übereinstimmung seiner Ethik mit der „christlichen“ hervorhob. Beides ist oder wäre — arisch-ideale Sittlichkeit gewesen. Wenn Hr. August Horneffer, der bekannte Dreipunkte-Häuptling, versichert: „Die Freimaurerei wolle nicht wie die Kirchen — Christen, sondern „Höheres“ — Menschen erziehen,“ da kann man sich nicht verhehlen, daß unter diesem Titel jene Elemente in unsere Kunst und unser Leben eingezogen sind, denen „Nathan der Weise“ das Tor geöffnet hat und die uns 1915 durch den Mund des Juden Kurt Münzer verkündigen haben lassen:

„Wir haben uns eingefressen in die Völker, die Rassen*) durchsetzt, verschändet, die Kraft gebrochen, alles mürbe, faul und morsch gemacht mit unserer abgestandenen Kultur. Unser Geist — ist nicht mehr auszurotten!“

Halt, Herr Münzer! —

Als Schiller trotz der Geringschätzung, die Goethe der Ästhetik entgegenbrachte, davon nicht abließ, damals — in der Einsamkeit des Völlig-Unverstandenseins, Schrift um Schrift (Vom „Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen“ bis zu den „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst“) zu verfassen, da klagte er einmal brieflich an Goethe: „Man sieht aber daraus, daß die Philosophie und die Kunst sich noch gar nicht ergriffen und wechselseitig durchdrungen haben, und vermißt mehr als jemals ein Organon, wodurch beide vermittelt werden können.“

So seltsam es klingt, es ist doch nicht anders: dieses Organon zu schaffen, war oder ist erst möglich, als und da der zweite geniale Jünger Kants, Artur Schopenhauer, seine großen Philosopheme entdeckt oder geschaffen hatte. Ich meine nun, daß sich dieses Organon aus Kant, Schiller und Schopenhauer, aus ihren tiefsten Zusammenhängen, aufbauen ließe; was ich in dieser Schrift davon biete, sind zunächst nur Bausteine. Besonders der Anteil Schillers daran ist groß, und wenn Sie, Herr Kurt

*) Nicht nur eine Rasse!

Münzer, glauben, Ihr und der Ihrigen Geist sei nicht mehr auszurotten, so sage ich Ihnen mit Schiller: Sie — werden — irren!

Der Edle, Tiefe, Große wird Recht behalten und weil ich selber zu den grundlegenden Erkenntnissen in der Reihenfolge der Aufsätze, wie ich sie hier darbiete, gelangt bin, denke ich, sei es also auch dem Leser am leichtesten möglich, an dasselbe Ziel zu kommen. Was sich noch darunter findet und strenge genommen nicht dazu gehörte, möge sein Teil zur wohlverdienten Charakteristik der Söhne „Nathans des Weisen" beitragen.

Den zagen Gemütern, denen die hier angeschlagenen antisemitischen Töne allzuscharf dünken, sei gesagt: Währenddem das Reich, ein Zeichen seiner völkischen Gesundheit, immer nur 1 v. H. Judensatz hatte, haben wir in Österreich längst 10 v. H. gehabt und unser Blick für diese Dinge ist daher auch zehnmal so und leidvoll genug geschärft: aus der Stadt Haydns, Mozarts, Beethovens und Schuberts ist nach kaum hundert Jahren unter diesen Einflüssen die Stadt des — „Reigens" geworden! Möge man an unserem Geschicke ersehen, was Juda vermag, wenn ihm nichts anderes als — Deutsche Michelei gegenübersteht, und möge dies unseren Schwestern und Brüdern im Reiche zu ernstester Warnung dienen! —

Schiller hätte diesen ersten Schritt seines Auferstehens nicht tun können, wenn sich nicht Männer gefunden hätten, die den Mut aufgebracht haben, dieses mein Buch zu verlegen. Der ehrliche Deutsche, der es zu Ende gelesen hat, wird sagen: Eine völkische Tat ersten Ranges!

Im Namen Schillers und der Deutschen, die sich noch zu seinem adeligen Geiste bekennen, habe ich daher diesen Männern zu danken.

Endlich habe ich noch Herrn Studienrat Dr. Siburg in Düsseldorf meinen wärmsten Dank auszusprechen; er hat, um eine Verzögerung im Erscheinen des Buches zu verhüten, die zeitraubende Mühe der Korrekturen in selbstlosester Weise auf sich genommen.

Heuert 1922.

**K. H.**

# Inhalts-Verzeichnis.

# Richard Wagner auf dem jüdischen Index.*)

## Entwurf eines Vorwortes.**)

„Den Besten von den Akum schlage tot."
Sohar III, 14, 3.

Richard Wagners Name stand immer auf dem jüdischen Index. Aber neuerdings ist es offensichtlich geworden, daß Juda, schon ungeduldig, nun die Hinrichtung bald vollzogen wissen will: Meister und Werk sollen aus dem deutschen Bewußtsein endgiltig verschwinden. Herr — Dr. Oskar Gutmann (!) hat es in der „Guten Stunde" unlängst verkündet: „Pfitzner begann wie alle heute Lebenden im Schatten des großen, nun endlich, endlich vergehenden — Blenders von Bayreuth."

Er hat sich auch, der „Blender von Bayreuth", gegen das heilige Judentum zu schwer vergangen, dreifach vergangen! Erstlich — hat er eine nationale deutsche Kunst nicht nur unablässig gefordert, sondern auch geschaffen und damit die Scheidung vom Judentum auf diesem Gebiete deutlicher und kräftiger als alle seine Vorgänger angebahnt. Man lese hierzu jene Ausführungen Chamberlains, in denen er den Namen „deutsches Drama" für die Kunstform R. Wagners begründet. — Zum zweiten — hat er den „Parsifal" geschrieben. Wer in denselben „Grundlagen" Chamberlains gelesen hat, mit welch abgrundtiefem Hasse die rein menschliche Lehre des Heilandes und er selber dort begeifert und besudelt werden, der versteht, warum. Aber einer unserer Großen, Hebbel, sagt schon 1843: „. . . denn der Mensch dieses Jahrhunderts will nicht, wie man ihm Schuld gibt, neue und unerhörte Institutionen (deutliches Kontra-Nietzsche!); er will nur ein besseres Fundament für die schon vorhandenen (Christentum!); er will, daß sie sich auf nichts, als auf Sittlichkeit und Notwendigkeit, die identisch sind, stützen und also den äußeren Haken (Klerikalismus), an dem sie bis jetzt zum Teile befestigt waren, gegen den inneren Schwerpunkt, aus dem sie sich vollständig ableiten lassen, vertauschen sollen." Es ist meine Über-

---

*) Erstabdruck der Arbeiten 1—5 im „Michel", Graz.
**) Zur Schriftenreihe „Richard Wagners Kunstideale".

zeugung, daß Plato und Christus die größten Lehrer der Menschheit gewesen sind, die je ihren Fuß auf die Erde gesetzt haben; ich behaupte ferner, daß in den deutschen Denkern und Künstlern, Kant und Schopenhauer, Schiller (der als Denker und Künstler in der Mitte steht), Goethe und Wagner die Eingebungen Platos und Christi — hier abstrakte, dort künstlerische Gestaltung gefunden haben und daß diese wahrhaft edelste Erneuerung jener tiefsten Eingebungen damit ein Werk der Deutschen sei; vielleicht habe ich damit jene Reihe entdeckt, von der Hebbel spricht, als von einer „Darstellung der wenigen Charaktere, die die Jahrhunderte, ja, die Jahrtausende als organische Übergangspunkte vermitteln". Das wäre ja auch die „Ableitung", die ihm vorgeschwebt hat, und den Weg, auf dem ich sie gefunden habe, hatte Schiller schon gewiesen, als er an Goethe schrieb: „Man sieht aber daraus, daß die Philosophie und die Kunst sich noch gar nicht ergriffen und wechselseitig durchdrungen haben, und vermißt mehr als jemals ein Organon, wodurch beide vermittelt werden können."

So spricht der Mann, es ist eine Tragödie, der die ehernen Grundlagen dieses „Organons", dieser „Ableitung" in seinen ästhetischen Schriften selber schon längst geschaffen hatte; nun begreift man, daß sich Hebbel an diesen selben Schriften begeistert hatte, daß er „von den nicht hoch genug zu schätzenden ästhetischen Schriften Schillers" spricht und ihn, den zu früh dahingegangenen Edelsten, den „Lehrer der Jahrtausende" nennt.*) Da ich voraussichtlich fünf von meinen zwölf Einzelschriften diesem „Organon", dieser „Ableitung" werde widmen müssen, will ich hier nicht näher darauf eingehen. Aber eines dürfte erkenntlich geworden sein, daß wir mit dem allmächtigen Judentume um das Edelste unserer Kultur zu ringen haben, und daher hat sich R. Wagner — drittens — gegen Jahves Gebote schwer vergangen, daß er, seiner selbst nicht achtend, gegen diese furchtbare Gefahr unerschrocken und unablässig aufgetreten ist; dazu lese man ihn selber, seine Schriften „Das Judentum in der Musik" (5. Band), „Aufklärungen über das Judentum in der Musik" (8. Band), „Erkenne dich selbst" (10. Band), und bei der Lektüre vergesse man nicht darauf, daß er — auf Befehl Judas — Schiller in die Gruft nachzufolgen habe.

---

*) Nun begreift man auch, daß jeder befiederte Judenknabe aus Podolien oder Galizien über ihn seine Nasenvolute rümpft und daß auch R. Wagner dorthin soll, wo Schiller bereits — ruht.

Aus dem Vorangesagten ist deutlicher geworden, was die Kunst-Rathenaus unter sich beschlossen haben: Unsere deutschen Kunstideale in die Knie zu zwingen, daß wir künftighin vor „Salome“, „Feuersnot“ usw., kurz, vor der gesamten urechten jüdischen Erotik und Perversität opfern sollen. — Um nicht unvermittelt dorthin zu kommen, wird auch Verwirrung angezettelt. Julius Korngold („Neue Freie Presse“) — „macht“ in verschämter und unverschämter Mendelssohn-Renaissance. Weingartner wirft sich in die Brust und ruft: Zurück zu — Mozart! Walter Dahms („Kreuzzeitung“, Berlin) empfiehlt wieder eine Schubert-Renaissance. Meyerbeer und Moischeles fehlen; werden wir das ertragen? Kurz und gut meint es der „Deutsche Wille“ (früher hieß die Firma „Kunstwart“); er sagte einmal ungefähr: „Führt keinen Wagner mehr auf!“ Nun läßt sich das Ungeheuerliche dieser jüdischen und pedikulos infizierten Umtriebe aufhellen. Auf Gluck folgte Mozart, nicht — Mozart auf Gluck; warum so? Weil die Natur keine Sprünge macht, sondern sich — entwickelt. Auf Mozart kam Beethoven, auf Beethoven — Weber und aus Weber entwickelte sich wieder Wagner. Alles das ist Natur, natürliche Entwicklung. Was machen nun Juda und seine — Verbündeten? Sie werfen sich dieser Entwicklung in den Weg und gebieten der deutschen Kunst: „Du gehst zurück bis zu Mendelssohn, Schubert, Mozart, und dort bleibst du stehen! Wenn auch die Genies, immer eines über das andere, eben entwicklungsgemäß, sich erhoben haben, was schiert uns das? Wir — Juda und Germania pedikulosa — wir gebieten dir's!“ Und der ganze jüdische und pseudo-antisemitische Blätterwald rauscht und gurgelt es, je nach der Kehlenbeschaffenheit seiner Kunstreferenten. Die Herrschaften haben doch etwas übersehen, sie werden noch mehr abschaffen müssen. So galant und frivol das Sujet des Don Juan ist, die Arie der Donna Anna und das Motiv des steinernen Gastes sagen uns, uns Ariern, daß tief im Herzen des Rokoko-Künstlers der Adel deutsch-idealen Empfindens gelebt hat. Beethoven schrieb nur eine Oper, aber der Gegenstand mußte ein idealer sein, Gattentreue. Der „Freischütz“, ist es nicht wieder ein Ideal deutschen Volkstumes, das darin lebendig wird? Und derselbe Wagner, dessen Werke heute noch immer die höchsten Besucherzahlen aufweisen, welche Fülle und Tiefe der deutschen Ideale vom „Rienzi“ bis zum „Parsifal“! Das sind andere Wege und andere Ziele als diejenigen, die uns von Blutfremdlingen und deren Lakaien aufgezwungen werden sollen.

Juda hat gute Raubtierwitterung, denkt scharf, hat viel Geld und 70jährige Praxis (seit 1848), und der Deutsche ist vertrauensselig, wird schlecht geführt und sein Gang ist das — „Andante". Als ich noch ein Knabe war, hörte ich im Geschichtsunterrichte von einem Gesandten erzählen, der — um Rat entsendet — von seinem Gastgeber in einen Garten geführt wurde. War es ein Mohngarten und die Früchte schon reif, das weiß ich nicht mehr. Aber ich habe behalten, daß der Hausherr, lächelnd und ohne ein Wort zu sagen, die höchsten Fruchtköpfe mit dem Schwerte abschlug und dem Gaste zunickte, etwa: „Tue desgleichen!"

Das ist es, was Juda an uns versucht, und es wird ihm gelingen, wenn wir nicht erwachen und dreinschlagen.

Tun wir's! — Wir haben die Gedanken Kants, Goethes, Schillers, Schopenhauers, Hebbels und Wagners! Und das sind gute Waffen!



# Schiller und die Juden.

Der unermüdliche Pressselärm der Juden und ihrer nicht-jüdischen Diener lockt uns doch zuweilen in eine „Salome", „Mona Lisa", „Feuersnot", in einen „Rosenkavalier" und sogar in eine „Elektra". Aber jedesmal gehen wir unbefriedigt, wenn nicht gar angewidert heraus. Das ist merkwürdigerweise nach derselben Zeit, in der namhafte Erzähler mit ihren Christus-romanen nicht unbeträchtliche Erfolge gehabt haben, nach derselben, in der die Uhde und Dettmann u. a. solche Gegenstände gemalt, ja Klinger sogar seinen „Christus im Olymp" gegeben hat. Keiner von den Letztgenannten, von Rosegger bis Klinger, ist deswegen des Klerikalismus' bezichtigt worden, und doch? Wie mag das zu erklären sein? Es würde zu weit führen, hier näher zu begründen, daß das alles nichts anderes sei, als was Schiller vor mehr als 100 Jahren in seiner „Ästhetischen Erziehung" gefordert hat. So mächtig das Judentum in Loge und Presse ist, so verzweifelte Anstrengungen es in Intendanturen und Verlags-gesellschaften macht, das Arisch-Christliche zu unterdrücken, es gelingt ihm nur teilweise. Es gelingt aber auch nur teilweise, uns seine Sinnlichkeit und Verderbtheit auf der Bühne und im Schrifttum aufzuzwingen; noch immer fühlen wir das Unbefriedigtsein, ja den Ekel.

Kant, wer glaubte es, hat das schon gesehen und gesagt. Er schreibt in seiner „Urteilskraft": „Wenn die schönen Künste nicht, nahe oder ferne, mit moralischen Ideen in Verbindung gebracht werden, die allein ein selbständiges Wohlgefallen bei sich führen, so ist das letztere ihr endliches Schicksal." Welches letztere? Das findet man voranstehend: „Doch in aller schönen Kunst besteht das Wesentliche in der Form . . ., nicht in der Materie der Empfindung, wo es bloß auf Genuß angelegt ist, welches nichts in der Idee zurückläßt, den Geist stumpf, den Gegenstand nach und nach anekelnd und das Gemüt . . . mit sich selbst unzufrieden und launisch macht." Wie genau hat das deutsche Genie, obwohl es noch im Ideale der gräkomanistischen Schönheit befangen war, gesehen und gesagt, vor mehr als 100 Jahren, was wir Heutigen empfinden, wenn wir aus „Salome", „Elektra" usw. herausgehen!

Nun das Gegenteil: Trotz aller jüdischen Pressekünste haben jene Werke, „die mit moralischen Ideen in Verbindung gebracht waren", ihren Weg gemacht. Vielleicht kommt allein die Aufführungszahl des „Parsifal" der Gesamtzahl etlicher Straußscher Musikdramen sehr nahe. Dazu kommt noch, daß Kant als Logenbruder über jeden Verdacht des Klerikalismus hoch erhaben ist. Freilich waren die Logen damals noch nicht verjudet, am allerwenigsten hatten — wie es Wichtl berichtet — sämtliche Logen einer Großstadt (Wien) einen Juden an der Spitze. Es muß für uns Arier und Germanen also eine andere „Freiheit" geben, als die von den Asiaten täglich und stündlich gepredigte — etwa die Goethes: „Damit der Tag dem Edlen endlich komme", wohin uns die Künste der Strauß, Hoffmannsthal und Schnitzler gewiß niemals führen werden.

Nun ist es auffällig, daß Schiller, etwa seit der Erstarkung der naturalistischen Bewegung, ganz in Verruf gekommen ist. Bejahrtere Freunde der deutschen Literatur erinnern sich noch gut daran, daß die grimmigsten Heerrufer in diesem Streite gegen diesen deutschen Großen — Juden gewesen sind. Die Folge davon ist, daß heute fast jeder Mittelschüler, besonders die semitischer Abstammung, sich an Geringschätzung nicht genug tun kann. Dazu läßt sich nicht reimen, daß wir aus einem Schillerschen Drama noch immer mit jener Erschütterung und Erhebung herausgehen, die so grundverschieden vom vorgenannten „Ekel" ist. Sollten da auch „moralische Ideen" mitspielen? Da auch Schiller der Loge Amalia angehört hat, ist er ebenso unverdächtig als Kant. Freilich, freilich! In seiner zweiten ästhetischen Schrift „Über die tragische Kunst" sagt er schon: „Zu dieser reinen Höhe tragischer Rührung hat sich die griechische Kunst nie erhoben, weil weder die Volksreligion, noch selbst die Philosophie der Griechen*) ihnen soweit voranleuchtete. Der neueren Kunst, welche den Vorteil genießt, von einer geläuterten Philosophie einen reineren Stoff zu empfangen, ist es aufbehalten, auch diese höchste Forderung zu erfüllen und so die ganze moralische Würde der Kunst zu entfalten." Derselbe Logenbruder Schiller schreibt an den Logenbruder Goethe: „Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir bloß deswegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses

*) Hier ist nicht an Plato zu denken; sein Lehrer Sokrates mußte ja den Schierlingsbecher trinken.

Höchsten sind." Nun sehen wir's: Keine Spur von Klerikalismus. Aber Kants „moralische Ideen" und Schillers „Anlage zum Höchsten und Edelsten" sagen uns, daß sich hier der Weg zu einem deutschen Ideal auftut. Wir sehen, daß Goethe das Hauptwerk seines Lebens, „Faust", in diesem Ideale beschließt. Und nun darf man's wohl sagen, daß Wagners „Parsifal" in derselben deutsch-idealen Linie liegt, die uns zu diesem Ideale hinanführt. Kant, Schiller, Goethe und Wagner — das dürfte genügen. Allerdings nur für uns arische Deutsche, die wir den Juden und Judenstämmlingen gewiß nicht einreden wollen, daß sie für sich in „Salome" und „Elektra" usw. nicht ihre Ideale erblicken dürften. Da uns aber Kant schon vorausgesagt hat, welche Empfindungen uns bei solcher Kunst befallen werden, und da er — wie die Aufführungszahlen beweisen — noch immer recht behält, so wird eine reinliche Scheidung gut sein. Wir mengen uns nicht in die Angelegenheiten der jüdischen Kunst, lassen sie uns aber noch weniger aufdrängen. Denn wir haben doch mehr Vertrauen auf die Führung Kants, Schillers, Goethes und Wagners, gar wenn wir an ein jüngeres Werk, an die „Meistersinger", denken, in dem sich auch ein heiteres, freundliches deutsches Lebensideal auftut, das wieder mit einer „moralischen Idee in Verbindung steht."

Noch ist aber undeutlich, warum diese Ausführungen „Schiller und die Juden" betitelt sind. Darum: Die Asiaten haben Schiller weit sorgfältiger gelesen als wir. Sie haben gewußt, daß seine ästhetischen Schriften wohl beinahe ganz unbeachtet, weil unverstanden sind. Aber da er den Gedanken seines Meisters Kant von der „moralischen Idee" kraftvoll und überzeugend weiterentwickelt hat — man lese ihn nur —, da dachte Sem ganz richtig: Das könnte unserer Vergiftung der Gojims gefährlich werden. Als nun die naturalistische Woge Schiller begrub, waren Semiten die ärgsten Schreier, denn sie wußten bei unserer Michelei: „Da geht todsicher seine deutsch-ideale Ästhetik auch mit unter." Die heutige Judenkunst beweist, daß sie richtig gedacht haben.



# Kultur in der Geschlechtsliebe.

„Amor und Caritas haben in der Tiefe eine gemeinsame Wurzel."
Schopenhauer.

„Gehst du zum Weibe, vergiß die Peitsche nicht!" Nietzsche.

G. Freytag erwähnt in seiner „Technik des Dramas" als bemerkenswert, daß die deutsche Tragödie in der Geschlechtsliebe ein neues Motiv verwerte, das der klassischen unbekannt sei.

Wie anders Schiller! Er schreibt an W. v. Humboldt: „Die griechische Weiblichkeit und das Verhältnis beider Geschlechter zueinander bei diesem Volk, sowie beides in den Poeten erscheint, ist doch immer sehr wenig ästhetisch ... Im Homer kenne ich keine schöne Weiblichkeit ... Seine Nausikaa ist bloß ein naives Landmädchen, seine Penelope eine kluge und treue Hausfrau, seine Helena bloß eine leichtsinnige Frau, die ohne Herzenszartheit von einem Menelaus zu einem Paris überging und sich auch, die Furcht vor der Strafe abgerechnet, nichts daraus machte, jenen wieder gegen diesen einzutauschen ... Was auch an meinen Bemerkungen wahr sein mag, so werden Sie mir doch gestehen, daß es im ganzen griechischen Altertum keine poetische Darstellung schöner Weiblichkeit oder Liebe gibt, die nur von fern an die Sakontala und an einige moderne Gemälde in dieser Gattung reichte ... Auch Shakespeares Juliette und andere übertreffen jede schöne Weiblichkeit im Altertum weit."

Das Genie Schiller hat tiefer gesehen als das Talent Freytag. Treten wir näher! Ein Beispiel: Die Elektra des Sophokles ruft das grausige: „Kannst du, triff zum zweiten Male!" Dies betrifft die bluteigene Mutter. Der Geist im Hamlet rät dagegen seinem Sohne: „Doch, wie du immer diese Tat betreibst, befleck' dein Herz nicht! Dein Gemüt ersinne nichts wider deine Mutter!" In einer ganz ähnlichen Lage dieser entgegengesetzte Rat. Da tut sich zwischen Griechen und Germanen ein Abgrund der Empfindung auf. Aber namhafte Literarhistoriker — noch ein Schlegel! — finden über dieser Elektra „himmlische Heiterkeit" ausgebreitet. Alle äußere Schön-

heit der griechischen Tempel und Skulpturen kann uns über diese innere Roheit nicht hinweghelfen. Eine neue, edlere Welt schließt sich auf und der erste, der seinen unerbittlich klaren und festen Blick in diese unselig geheiligten Irrsale des Klassikertums hineingeschickt hat, war Schiller.

Was mag es sein, das diese neue Welt erbaut hat? Der Grieche hatte das Ideal der äußeren Erscheinung, das Schöne, gefunden und war dabei innerlich, wie oben gezeigt, abstoßend roh geblieben. Also muß es ein Ideal des „Inneren" geben, vor dem alle Schönheit zurückstehen muß, wenigstens für uns Arier oder Germanen, die wir vorläufig hierfür die Bürgen Shakespeare und Schiller genannt haben. Was für ein Ideal mag das sein? Nennen wir es einstweilen mit Schopenhauer: „Das bessere Bewußtsein." In „Neue Paralipomena" (U. B. 3131—35, S. 348) sagt er: „Bei den Griechen, insbesondere bei Homer, ist das bessere Bewußtsein noch gar nicht der Vernunft kundgeworden und hat daher noch keinen Ausdruck in der Rede gefunden. Diesen konnte es erst spät, mittelbar, bildlich, durch sehr künstliche Vorrichtungen (Religion, Philosophie) erhalten. Damals ruhte es noch ganz im Innern des Geistes, wie ein Gott im Allerheiligsten, und bestrebte sich nicht, in das vernünftige empirische Bewußtsein zu kommen, als in eine ihm wesentlich fremde und unzugängliche Region. Daher hält sich Homer so einzig und ohne Wanken in der Sinnenwelt, ist so rein objektiv. Das Leben ist ihm alles, wie es in der Tat, soweit Begriffe und Worte reichen, alles ist. Die Sinnenwelt behauptet ihr ausschließliches Recht auf Realität. Auch die Götter sind ganz in ihr, als der die Perspektive schließende und das Auge befriedigende Horizont." Eine Nachentdeckung zu Schillers „Sentimentalischem": Schiller hat dieses größte und tiefste Kulturtheorem ursprünglich entdeckt, konnte es aber nicht zu abstrakter Deutlichkeit erheben, weil ihm, so merkwürdig es klingt, die Schopenhauerschen Philosopheme noch nicht zu Gebote standen. Der Künstler war dem Philosophen weit vorausgeeilt. Schopenhauer, der Philosoph aber Nichtkünstler, hat wohl die nötigen Grundbegriffe abstrakt gefunden und festgestellt, aber im „besseren Bewußtsein" nur einen Schatten des „Sentimentalischen" gesehen. Die überragende Bedeutung dieses letzteren Theorems ruht darin, daß es uns Germanen endgültig von der Tyrannis des Hellenismus oder Klassizismus befreien wird.

Also „ein besseres Bewußtsein" spricht aus den Worten des Geistes im Hamlet. Worauf mag es ruhen, woraus hervorgegangen sein? Ich kann hier nur einen dürftigen Grundriß geben.

Haben, sage ich, die Griechen den Körper, die äußere Erscheinung kultiviert, zur Kultur eines Ideals erhoben und sich hierin als Idealisten, als Arier, bewährt, so sahen wir an der Gegenüberstellung mit Sophokles und Shakespeare, daß es eine Kultur der Seele, des Innern, gebe. Ich fragte, woraus sie entsprungen sein möge? Aus dem, was Schopenhauer das „bessere Bewußtsein“ nennt. Aus ihm entsprang, was wir bei den Nachfolgern der Griechen, den Römern, antreffen: Die Familie, aus der „Heiligkeit der Ehe“ hervorgegangen. Das Weib war nicht mehr, wie auf früheren Entwicklungsstufen, nur mehr Amor und menschliches Hausgerät oder Dienerin, das sich, durch seine Eigenart mit menschlicher Intelligenz ausgestattet, auszeichnete — es war *Gattin und Mutter* in einem weit edleren Sinne geworden als bei den Griechen. Womit mochte es sich diese Höherstellung errungen haben? Die äußeren Reize und ihre Wirksamkeit blieben und bleiben wohl in allen Zeiten dieselben, also haben wir diese Ursachen in inneren Vorgängen und Tatsachen zu suchen. Schiller sagt irgendwo und ungefähr: „Die Darstellung sinnlicher Triebe ohne geistigen Widerstand ist *gemein*.“ Er ist der Germane, der Arier. Aus ihm spricht das bessere Bewußtsein. Dieses bessere Bewußtsein sprach aber 500 Jahre v. Ch. schon aus zwei edlen Römerinnen. Lucretia, die Gattin, gab sich den Tod, als sie geschändet worden war. Claudius, der Vater der Virginia, erdolchte sein Kind, die Jungfrau, als ihr dasselbe Los drohte. Der „geistige Widerstand“ hatte sich also hier, im Ariertume ein halbes Jahrtausend vor Christus, im Weibe und — für seine ideale Ehre, schon zum — Heroismus erhoben. War auch das Weib noch nicht völlig gleichberechtigt, es stand schon neben dem Manne in der Kraft und mit dem Stolze eines idealen, sich über die Sinnlichkeit erhebenden Innenlebens, die ihm wohl sagen durften: Ich kann dir auch in den Grenzen meines Wesens noch mehr sein, als die treue Gattin, Hausfrau und sorgende Mutter.

Was wir bei den Griechen vermissen, was uns bei den Römern noch nicht entgegentritt, wir finden es in demselben „Hamlet“: Ophelia verfällt *aus verschmähter Liebe* dem Wahnsinne. So hoch sich auch das Weib, allerdings in Jahrhunderten, erhoben hatte, jene innere Gleichberechtigung, wohl aus dem „Liebe deinen Nächsten*) wie dich selbst“ entsprungen,

*) Der Heiland hat die Sprache wie nur je ein Genie gemeistert; da er seinem Abscheu vor den „Söhnen des Reiches“, den Juden, in nicht mißzuverstehender Weise Ausdruck gibt, ist es mir eine unerträgliche Vorstellung, daran glauben zu sollen, daß dieser „Nächste“ auch ein Jude, Baschkire oder Hottentotte sein könne.

die aus „Weibes Wonne und Wert“ auch den seelischen, inneren Wert des Weibes voll anerkannte, war noch immer nicht erreicht. Hier setzt ein, was wir Germanen die „Liebe“ nennen, was Freytag, ohne auch nur eine Spur seiner Bedeutsamkeit zu ahnen, in der klassischen Tragödie vermißt. Zu suchen, wo sie historisch einsetzt, wäre Sache des Literatur- oder Kulturhistorikers. Fassen wir kurz zusammen, was dieser letzte Schritt zur Idealisierung des Weibes bedeutet: Amor, die physische Hingebung, war wohl das Ursprüngliche, was die Geschlechter gegenseitig anzog und aneinander band. Aber es verblieb nicht dabei. Das bessere Bewußtsein der Caritas zog auch in dieses sinnliche Verhältnis ein, hob das Weib und mit ihm den Mann immer höher empor, bis der Wert der Seele des Weibes als solcher ganz erkannt war. Nun mußte der physischen Hingebung die psychische vorangehen. Die gegenseitige Hingebung um eines hohen (hier zuerst inneren oder seelischen, darnach erst sinnlichen) Wertes willen kann aber — trotz ihrer Artverschiedenheit — nur unter Gleichberechtigten stattfinden, und nichts anderes ist die Liebe der Geschlechter bei uns Ariern, versteht sich, bei uns Germanen insbesondere. Was hier in vielen Jahrhunderten an Adel des inneren Lebens sich entwickelt hat, ist ein Teil dessen, was Schiller in seiner bahnbrechenden Schrift „Über naive und sentimentalische Dichtung“ folgendermaßen ausdrückt:

„Daß hingegen hier in dem Zustande der Kultur, wo jenes harmonische Zusammenwirken seiner ganzen Natur bloß eine Idee ist, die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal oder, was auf eins hinausläuft, die Darstellung des Ideals den Dichter machen muß.“

Die Kunst spiegelt das Leben. Erst als das bessere Bewußtsein, das Ideal, nach so vielen Jahrhunderten auch in der Liebe der Geschlechter sich zur Höhe der Sittlichkeit emporgerungen hatte, „hier in dem Zustande der Kultur“, konnte die Geschlechtsliebe als neues Motiv, in seinem neuen idealen Adel in die Poesie eintreten.

Ich kann hier nicht nachweisen, wo, philosophisch besehen, die gemeinsame Wurzel von Amor und Caritas zu finden sei; das würde zu weit führen. Es genügt auf eines hinzuweisen: Es ist wunderbar und trostreich genug, daß derselbe Mensch, in dem der gefährlich lockende sinnliche Trieb lebt, auch den Keim des Ideals in sich trägt, jenen zu bekämpfen, ihm die Schranken der Kultur zu ziehen. Also tief im Menschen stecken Amor und Caritas, und wenn es auch viele Jahrhunderte gedauert hat, bis die heutige

Kulturhöhe — ich spreche nur von uns Ariern, Germanen — erklommen worden ist, nun verstehen wir's: es ist „Kultur in der Geschlechtsliebe". Wer Recht behält: Schopenhauer, der Weiberhasser, oder Schiller, der Verehrer der Frauen? Das braucht nicht mehr umständlich erörtert zu werden. Schopenhauer hat, so groß er ist, — wie ja der Leitsatz dartut, nur die Wurzel, Schiller hat aber Blüte und Frucht gesehen. —

Ich habe vor langen Jahren einmal in einer Malergesellschaft den Afrika-Reisenden Dr. Oskar Baumann kennen gelernt. Es war sehr interessant, ihn über afrikanische Zustände aus eigener Anschauung sprechen zu hören. Einmal erzählte er, daß dort sehr merkwürdige Sitten herrschten. Es sei etwas Alltägliches, daß die Geschlechter dort bei hellem Tage, auf der Straße, ungescheut vor den Vorübergehenden, ihr Beilager vollzögen. Es gibt in Europa Menschen, angeblich Gebildete, die vielleicht nicht abgeneigt wären, diese Art als ein Ziel einer „neuen Kultur" aufzustellen. Ich halte „Salome", „Feuersnot", „Mona Lisa", „Elektra" usw. für Vorläufer dieser Kultur. Aber solange wir Germanen diesen — Menschen im Verhältnisse von neun zu eins gegenüberstehen, scheint es mir doch möglich, daß uns einmal die Geduld reißt und das Märchen „Knüppel aus dem Sacke" zu fröhlicher Wirklichkeit wird. Leider muß man so sprechen, eine andere Sprache verstehen diese Menschen nicht. Oder anders ausgedrückt: Es hängt nur von uns ab, was für eine Kultur wir wollen: die der Juden und Freimaurer wie in Afrika — oder die germanisch-arische Kultur, das Ideal Schillers.

Nehmen wir das doch ernst!



# Würde des Weibes.

## Ein Nachtrag zu „Kultur in der Geschlechtsliebe“.

„Ehret die Frauen!“ Schiller.

Was bedeutet unsere Liebeslyrik? Ist sie Kultur? Und wenn sie es ist: wie ist sie als Kulturerscheinung zu erklären, zu begründen? — Daß sie es ist, unterliegt wohl — für einen Deutschgeborenen — keinem Zweifel. Es genügte hierfür allein das älteste Liebeslied aus des Knaben Wunderhorn und irgend eines von Goethe; denn Kunst ist Kultur. Also!

„Schön ist, was man liebt,“ sagt R. Wagner. Das Genie trifft den Nagel auf den Kopf. Es ist keine Erklärung der Schönheit — die gibt es nicht. Aber es ist gesagt, was sie als Wirkung auslöst. Was ist Liebe? — Liebe ist Hingebung. Was wird hingegeben? — Das eigene Ich. Um wessen willen? — Hier um der Schönheit willen. Stehe ich vor einer schönen Frühlingslandschaft, so ist der Eindruck, den sie auf mich ausübt, so mächtig, daß ich meiner — des Eigennutzes — vergesse und mich dem Zauber, eben selbstvergessen, hingebe. Bei einem schönen Weibe geht es mir und dir nicht anders. Die herrliche Landschaft kann ich mir, wenn ich genug Geld besitze, kaufen, das schöne Weib — nicht.

Warum nicht? — Weil es wider Zucht und Sitte wäre. Was sind Zucht und Sitte, die schon bei den Römern zur „Heiligkeit“ der Ehe geführt haben? — „Übersinnliche Widerstehungskraft.“ *) Den Herren Hoffmannstal, Schnitzler, Strauß, Schillings u. a. ins Stammbuch: „Eine Darstellung der bloßen Passion (sowohl der wollüstigen als der peinlichen) ohne Darstellung der übersinnlichen Widerstehungskraft heißt gemein, das Gegenteil heißt edel.“ Aber auch die Römer kannten eine Liebeslyrik in unserem Sinne noch nicht. Woran mochte das gelegen sein? — Der Bräutigam aus diesem Volke, das wohl schon das Feuer der Göttin Vesta entzündet hatte, warb in der Jungfrau um Schönheit, auch schon um die ehrbare Gattin und künftige treue Mutter seiner Kinder, aber noch immer nicht — und nicht zuvor — um die Seele des Weibes, um deren Hingebung, also um — Liebe. Es war ein Übereinkommen, der Volkssitte und -Zucht entsprechend, in das allerdings

*) Schiller: „Ueber das Pathetische.“

schon erhöhte oder vermehrte Frauenrechte hineinspielten. Aber sein höchstes Recht: sich nur dem geliebten Manne hinzugeben, hatte das Weib noch immer nicht errungen. Jahrhunderte mußten vergehen, bis es auch dieses Recht errang, mit einem Worte: bis auch seine Seele wahrhaftig frei ward.

Nun ist verständlich geworden: Das schöne Weib ist, von der ungeziemenden Begehrlichkeit abgesehen, aus zwei Gründen nicht zu kaufen. Einmal, weil es Zucht und Sitte nicht erlauben. Das wäre also eine Art Sozialismus der übersinnlichen Widerstehungskraft.*) Und zum zweiten, weil es, wenn es ein edles, z. B. ein germanisches Weib ist, sich gar nicht kaufen läßt, da es sich nur dem Manne ergibt, den es — liebt.**)

Nun sind wir dort angelangt, wo bei den arischen Völkern der Quell der Liebeslyrik entspringt. Es ist klar, daß dieser Zustand erst dann eintreten konnte, als die Seele des Weibes ihr höchstes Recht errungen hatte, als mit der wahren Freiheit seiner Liebe auch die wahre Würde des Weibes gewonnen war. Erst dann konnte das Werben des Mannes zuvor um die Hingebung der Seele des Weibes, um seine Liebe, beginnen. Und nichts anderes als dieses Werben ist ja die Liebeslyrik.

R. Wagners tiefes Wort: „Schön ist, was man liebt" läßt sich umkehren in: „Wer liebt, ist schön" und behält auch da seine Richtigkeit. Bei Liebenden prägt sich die Hingebung auch in dem Gesichtsausdrucke, den Gebärden, in Haltung und Bewegung aus. Wer es sieht, denkt oder sagt: Wie schön ist doch das! Wenn wir vor der edelsten antiken Gestalt einer Aphrodite oder einem Apollon stehen, so haben sie im Vergleiche dazu bei höchster Schönheit etwas Kaltes, Leeres, Starres.

Sie müssen es haben, es kann nicht anders sein, denn diese ideale Hingebung kannten die Griechen noch nicht und es wäre daher unbillig, den Ausdruck dafür von ihren Bildhauerwerken zu fordern. So drang, um mit Schiller zu sprechen, das Sentimentalische auch in die bildende Kunst und Malerei, wie in alle Kunst ein. Mit dem Hute in der Hand sei es gesagt: Schopenhauer hat auch hier Unrecht darin, daß er die griechische Schönheit als die Richtschnur der Schönheit überhaupt aufstellt. Es gibt eine edlere Schönheit. Wer Goethes Gretchen etwa in einer der

---

*) Da müssen wir anfangen, wieder zu „sozialisieren".

**) Vergleiche hiezu: „Das süße Mädel!" Echtes, wohl- und weitberechnetes Judengewächs!

unsterblichen Liebesszenen malt und es vermag, diese ideale Hingebung, die schwärmerische Innigkeit, hineinzutragen, der schafft sie: die germanische oder deutsche Schönheit.

Wo und wann das erste Auftreten der Liebeslyrik in diesem Sinne zu finden ist, vermag ich nicht anzugeben. Ich würde sie mit dem Vertrauen Richard Wagners auf die Ursprünglichkeit des Volkes zuerst in unserer Volkslyrik suchen.

Nun können wir unseren Blick darauf richten, wie und wozu sich die „übersinnliche Widerstehungskraft" über den Fortpflanzungstrieb in allmählicher Entwicklung erhoben hat. Hätte man den Griechen gefragt, ob er sich eine „Heiligkeit der Ehe" vorstellen könne, er würde verwundert den Kopf geschüttelt haben, denn die Frage wäre ihm vollkommen unverständlich gewesen — so wie er sich genötigt fand, Sokrates den Schierlingsbecher zu reichen, weil er die Jugend „diesen alten Göttern" abtrünnig gemacht habe. Hätte man den Römer befragt, den Sklavengebieter noch, ob der Sklave ein Mensch sei gleich ihm, den man nicht als Nutztier behandeln dürfe, der Fragende wäre wohl als verrückt angesehen worden. Und selbst Christus hätte die Frage, ob die gegenseitige seelische Hingebung der Geschlechter einmal zur Kunst der Liebeslyrik emporblühen werde, sicherlich nicht beantwortet, obwohl er das größte ethische Genie ist, das in seiner Lehre von der Selbstentäußerung und Hingebung in der Liebe auch hiezu den Grund gelegt hat. Die christlichen Theologen lehren übereinstimmend, daß der Heiland „Gott und Mensch" zugleich gewesen sei. Überlassen wir es ihnen, die Göttlichkeit (nach Kants drei berühmten Beweisen) darzutun, und befassen wir Laien uns ernster und tiefer mit seiner Menschlichkeit. Um des sentimentalischen Gedankengoldes willen, das in den Erzen des Christentumes enthalten ist, wollen wir nur, wie Schiller meinte, gegen das „Verfehlte" in den „Darstellungen dieses Höchsten" mit der durch den Wert dieses Goldes bedingten Behutsamkeit ankämpfen.

Man sieht es! Von Stufe zu Stufe hat sich in den arischen Völkern und in ihrem Verhältnisse der Geschlechter zueinander das „bessere Bewußtsein" über die „Gemeine Sinnlichkeit" zu Graden der „Erhabenheit" erhoben. Wie weit ist aber das „bessere Bewußtsein", ein innerster Vorgang in Herz und Hirn des Menschen, von der äußeren Erscheinung entfernt, wie hoch überragt es die edelsten griechischen Kunstgestalten! Und hier hat Schopenhauer, so groß er ist, auch versagt und ist gleich Kant und Goethe in der Schwärmerei für die Griechen in seinem Denken befangen geblieben. Er findet und gibt in seiner Schrift über das Schöne (drittes Buch

des Hauptwerkes) wohl das Ideal der äußeren Erscheinung: das Schöne oder die Schönheit — aber er, der die Sittlichkeit auf das Mitleid gestellt und damit schon die Bahn gebrochen hat, findet nicht, daß gerade das sittliche Ideal — das Ideal des Inneren sei, wie ich es hier, meines Wissens zum erstenmale, an der Geschlechtsliebe nachgewiesen habe. Schiller, der Ästhetiker und Künstler, war ihm da weit vorangeeilt, trotz der Unzulänglichkeit der damaligen Philosopheme. Man lese nur seine Schrift „Über das Erhabene" und man wird es finden. Schopenhauer hat sozusagen nur einen Keim, eine Vorahnung davon gesehen oder entdeckt und es eben „das bessere Bewußtsein" genannt.*)

Nun ist noch klarer geworden, was Amor von Stufe zu Stufe bis zur Blüte in der Kunst der Liebeslyrik erhoben, geadelt, veredelt hat: Die Caritas, das Ideal der entsagenden Hingebung, der Liebe, die auch in das Verhältnis der Geschlechter eindrang und sie mit wachsendem Einflusse über die gemeine Sinnlichkeit erhob. Nun ist es auch nicht mehr gewagt, zu behaupten — und es ist Neuland auf dem Gebiete des Schönen, das ich hiermit erschließe: Da der Judenschutt weggeräumt und auch der Staub der Universitäts-Ästhetik weggeblasen ist, steht nun das Ideal des Inneren, von Schiller vor 120 Jahren schon entdeckt, vor unseren einigermaßen erstaunten Blicken. Es ist das arische oder christlich-germanische, sittliche Ideal, aus unserem Blute entsprungen, daher für Talmudisten und deren freimaurerischen Anhang unbrauchbar. Wie nennt doch Hebbel, selber ein Großer, den, der es entdeckt hat, unseren edlen Schiller? Den „Lehrer der Jahrtausende"!

Wir Arier oder Germanen begrüßen Schillers Ideal aus tiefem Herzen und es soll die Leuchte sein, die uns aus den Niederungen und Verwirrungen der jüdischen und freimaurerischen Presse- und Bühnenkünste wieder zu reineren Höhen emporführt! Es ist arisches, in seiner Vollendung „höchstes Gut". Nun wir dieses neue Ideal haben, besitzen wir auch seine Auffassung des Schönen. Was unserem inneren Ideale widerspricht, ist daher auch unschön oder, wie Schiller sagte, „sehr wenig ästhetisch". Die Griechen kannten das Ideal des Inneren nicht. Wir haben gesehen, wie lange es zu seiner Entwicklung gebraucht hat. Daher konnte der edle Dichter und Denker in Weimar es selbst in der

*) Ohne Platos Lehren zu gedenken, sind mir deutlichere Ausführungen hierüber unmöglich. Wer sich auch hierfür interessiert, wird Näheres dazu in meiner Schriftenreihe „R. Wagners Kunstideale" finden. D. V.

griechischen Tragödie vermissen und durfte sie mit Recht — verurteilen. Er war es, vor dessen Tiefblick die „himmlische Heiterkeit“ in der alten Kunst zerran. Sein Urteil, schon 1795 ausgesprochen, obwohl die Schrift „Das Erhabene“ erst 1801 herauskam, ist eines der Wunder deutschen Denkens.

Wenn wir von dieser Warte aus einen Blick auf die Kunst der *Hofmannsthal*, R. *Strauß* usw. werfen, so erkennen wir: Die Griechen haben genug Entartung des Geschlechtslebens gekannt; aber als sie zum Drama vorgeschritten waren, da bewahrte sie der Keim des arischen „besseren Bewußtseins“ davor, *diese Gemeinheiten auf ihre Bühne zu bringen*. Stellen wir fest: Unsere „moderne“ Kunst steht *tiefer als die griechische*, gegen die sich schon Schiller in hochidealer germanischer Aufwallung erhoben hatte.

Nun fragen wir: Was geht da vor, daß einer mehrtausendjährigen Entwicklung unseres „besseren Bewußtseins“, unserem inneren Ideale, dermaßen ins Gesicht geschlagen werden kann? Wohin führen diese Wege und *wer* ist der Wegweiser?

Aus den vielen offenen Geständnissen des Judentums, daß es diese Führung schon längst an sich gerissen habe — R. *Wagner* stellte das schon in der Schrift „Modern“ fest — gebe ich das des Juden Paul *Mayer* wieder:

„Also treibe ich die *Spiele*
Meines reifen *Übermutes*,
Sonderbare, *sehr subtile*,
Letzte, euch verhüllte *Ziele*
*Meines Asiatenblutes*.“

Ich will die „sonderbaren, sehr subtilen . . . . Ziele“ nur ein wenig unter die Lupe nehmen. Über die Aneignung unseres Volksvermögens durch die Asiaten, das doch kurz der Ertrag der christlichen oder arischen Arbeit genannt werden darf, braucht man nicht mehr viel zu sprechen: Cremieux, einer der Präsidenten der „Alliance israelite universelle“, hat schon in den Siebzigerjahren offen verkündigt: „Der Tag ist nicht mehr fern, an dem die *Reichtümer der Erde uns* gehören werden.“ Geben wir der Wahrheit die Ehre: Diese Vorausverkündigung ist bereits eingetroffen, *der Pogrom an unserem Volksvermögen ist bis zu 90 v. H. bereits durchgeführt*. Die Juden haben so viel deutsches Volksvermögen ergattert, daß davon auch antisemitische Schriftleiter für lahme Entgegnungen, Schweigen zu jüdischen Gemeinheiten, Totschweigen der Vertreter unserer Ideale usw. reichlich bezahlt werden können.

Aber auch über das, was Herr Paul Mayer unter den „sehr subtilen" Zielen meint, kann ich mit einer Aufklärung dienen. Im vorangehenden Absatze nannte ich die Kunstwerke der Juden und ihres freimaurerischen Anhanges Vorläufer ungefähr einer afrikanischen Kultur. Ich hatte Unrecht! Wenn die *Wa-scham-bara* oder *Wam-bu-gu* (wie kulturmelodisch!), das ist im Suahelilands, wo Dr. O. *Baumann* reiste, auf der Straße der Liebe pflegen, so versichern sie sich vorher offenbar der Zustimmung des betreffenden Weibes. Der ausschließlich von Juden hervorgerufene Bolschewismus in Rußland hat auch die Frauen — „kommunisiert". Aus Nachrichten, die über diese Vorgänge zu uns dringen und gedrungen sind, ist zu entnehmen, daß auch diese Zustimmung, etwa im Sinne der neuesten „sehr subtilen" jüdischen Kultur, als überflüssig zu entfallen habe. Ein Blick auf die Vergewaltigungsbilder in unseren neuesten Bühnenwerken belehrt uns, daß die Kloake dieser „Kultur" auf unseren Bühnen bereits ihren Duft verbreitet. Hiermit ist auch das „sehr subtile" Ziel des Herrn Paul Mayer aufgehellt. Es ist *der jüdische Pogrom auch an unseren christlich-germanischen Idealen.*

Ob irgend jemand das Recht habe, uns irgend eine Vorschrift zu geben, *wie wir Deutschen uns dieses doppelten jüdischen Pogroms — an unseren wirtschaftlichen und idealen Gütern — zu erwehren gedenken*, das halte ich für sehr zweifelhaft.

Ich habe nichts weiter hinzuzufügen als: *Noch* stehen wir vor der Wahl zwischen Zielen des *Asiaten-* und des *Arierblutes!* Mögen uns unsere, des deutschen Volkes gütige Sterne davor bewahren, daß unser deutsches Leben und mit ihm unsere deutsch-ideale Kunst den Verheerungen dieses fremden Blutes erliege. Mit den Händen im Schoße und ohne *energische* Betätigung, energischer als bisher, *kann* es uns nicht gelingen, der Parasiten wieder ledig zu werden.

Heute und hier wollte ich vor allem das deutsch-ideale Weib zur Mithilfe in diesem furchtbaren Kampfe aufgerufen haben, denn es geht auch — wie ich gezeigt habe — um *seine* Würde. Die deutsche Frau und das deutsche Mädchen, die in diesem Judenkriege so viele heldenmütige Opfer gebracht und damit das bessere arische Bewußtsein so tapfer und treu bewährt haben, verdienen wahrlich ein besseres Los, *als im Schlamme einer afrikanischen Kultur rettungslos zu versinken.*

# Ideal der Erscheinung.

## („Kunst und Freiheit“).

„Man studiere Molière, man studiere Shakespeare, aber vor allen Dingen die alten Griechen und immer die Griechen.“
Goethe zu Eckermann. 1. April 1827.

Es wird noch immer so viel davon gesprochen, welche tiefe innere Übereinstimmung zwischen Goethe und Schiller bestanden habe und wie dankbar der Deutsche dafür sein müsse. Einer sagt es, der zweite schreibt es, Hunderte schrieben es ab und aus dem Chore der „Gebildeten“ schallt es millionenfach zurück: „. . . und immer die Griechen!“ Schon R. Wagner hat den Ruf nach den Griechen als unberechtigtes „Monumentalisieren“ abgewiesen und gesagt, daß jede Zeit ihre Kunst habe und daß durch das Haften am Vergangenen der eigentliche Lebens- oder Entwicklungsodem der Kunst erstickt werde. Und Hebbel hat es noch tiefer, vom Standpunkte der sich wandelnden Weltanschauung aus, bestätigt. Es wird sich im Verlaufe der Erörterung ergeben, daß ihnen beiden in Schiller nicht nur ein Zeuge beisteht, sondern auch, daß Schiller der gewaltigste und tiefste Gestalter dieser Gedankenwelt gewesen ist. Die Deutschen wissen es noch nicht, daß im großen Dichter Schiller ein noch größerer Denker gelebt hat und daß er, den Hebbel mit Recht den „Lehrer der Jahrtausende“ nennt, der seinen großen Freund Goethe an ästhetischem Tiefblicke unvergleichlich überragte, auch für unsere „Wissenschaft“ heute noch eine — unbekannte Größe ist. Wie wenig davon selbst der greise Goethe auch nur geahnt hat, geht wieder aus dem geringen Grade von „Ehrfurcht“ hervor, mit dem er über diese Dinge zu Eckermann gesprochen hat.*)

„Es ist betrübend,“ sagte Goethe, „wenn man sieht, wie ein so außerordentlich begabter Mensch sich mit philosophischen Denkweisen herumquälte, die ihm nichts helfen konnten. Humboldt hat mir Briefe mitgebracht, die Schiller in der unseligen Zeit jener Spekulationen**) an ihn geschrieben. Man sieht daraus, wie er sich damals mit der Intention plagte,

*) Am 14. November 1823.
**) Seiner bahnbrechenden Schriften über Kunst.

die sentimentale Poesie von der naiven ganz frei zu machen. Aber nun konnte er für jene Dichtart keinen Boden finden, und dies brachte ihn in unsägliche Verwirrung." „Und als ob," fügte Goethe lächelnd hinzu, „die sentimentale Poesie ohne einen naiven Grund, aus welchem sie gleichsam hervorwächst, nur irgend bestehen könnte!"

Starrendes Unverständnis! Das hat mit „seinem" Denken der „gesunde Menschenverstand" getan, der meinte, die drei Jahre Kant-Studium Schillers mit einem Lächeln abtun zu können. Der letzte Satz zeigt, welchen Zipfel nur des Purpurs der große Gräkomane gelüpft hatte . . .

Wer Goethe so heftig angreift und Schiller so hoch erhebt, der muß gute Waffen haben, um seinem Helden den Sieg zu erkämpfen! Diese Waffen glaube ich zu besitzen.

Heben wir einen Satz, einen der größten und tiefsten, aus der „unsäglichen Verwirrung jener unseligen Spekulationen" heraus, und zwar: „Daß hingegen hier in dem Zustande der Kultur, wo jenes harmonische Zusammenwirken seiner ganzen Natur*) bloß eine Idee ist, die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal, oder, was auf eins hinausläuft, die Darstellung des Ideals den Dichter machen muß."**)

Dazu wird uns der „wahnwitzige" Schopenhauer wichtige Aufklärungen leisten. Ich gebe sie in freier Darstellung. Er sagt in seinem dritten Buche („Welt als Wille und Vorstellung", bei Reclam in einer sehr guten Ausgabe erschienen): Wenn alle Begierden schweigen (Kant nennt es „interesselos"), gerät der Geist des genialen Menschen in einen Zustand der Hellsichtigkeit (Schiller sagt: Musikalische Gemütsstimmung, auch ästhetische), der es ihm vergönnt oder ermöglicht, durch die Welt der Erscheinungen hindurch deren wahres Wesen zu erkennen, und daß die Erscheinungen nur Abbilder je eines Urbildes, der Idee, seien. Unter seinen Beispielen dafür, was die Idee sei, wählen wir das von der Wolke:

„Wann die Wolken ziehen, sind die Figuren,***) welche sie bilden, ihnen nicht wesentlich, sie sind für sie gleichgültig; aber daß sie als elastischer Dunst, vom Stoße des Windes

---

*) Natur des Menschen!

**) Aus der Schrift „Ueber naive und sentimentalische Dichtung." Es sei unter einem bemerkt, daß Schiller unter dem Dichter den Künstler überhaupt verstanden wissen will.

***) Statt „äußere Erscheinung" sagte man also mit Schopenhauer besser: „Figur," so daß man von der „Schönheit" als dem „Ideale der Figur" (statt „Erscheinung") zu sprechen hätte.

zusammengepreßt, weggetrieben, ausgedehnt, zerrissen werden, ist ihre Natur, ist das Wesen der Kräfte, die sich in ihr objektivieren, ist die Idee; nur für den individuellen Beobachter sind die jedesmaligen Figuren."

Man sieht's, vor unseren ganz großen Philosophen braucht man sich nicht zu fürchten; was sie sagen, ist verständlich, einleuchtend. Was gewinnen wir nun daraus? Ein Zweifaches: Erstlich, daß sich die Gesamtheit der Idee teilen läßt in eine unwesentliche, äußere und eine wesentliche, innere Erscheinung; und zum zweiten — daß dieser zweifachen Erscheinung, die in der „Natur" nie getrennt auftritt, auch zwei Gruppen der Künste entsprechen müssen: Malerei und Bildhauerei — der äußeren, Poesie und Musik — der inneren Erscheinung. Und nun unterläuft dem Philosophen, so groß er ist, ein schwerer Irrtum; er behauptet nämlich, die Kunst habe die Aufgabe, die Idee (nur) nachzubilden. Wenn ich mich ins Freie setze und dort wahllos ein Stück Natur nachpinsle, samt der Wolke, wie sie da zufällig in der Luft steht, so hätte ich nur die Idee, Schillers „Wirklichkeit" nachgebildet. Es leuchtet ein: der Naturalismus in der Malerei sowohl als in der Poesie ist nichts anderes als — Nachbildung nur der Idee. Uns Ariern oder Germanen ist das aber zu wenig. Schopenhauer verbessert sich auch selber noch und setzt hinzu: „Dem Künstler sei es möglich, der Natur zu zeigen, was sie gleichsam gewollt, aber nicht erreicht habe: das Ideal." Er zeigt dies am Beispiele des Griechen und dessen Ideal, dem schönen Menschen. Jetzt reichen wir ihm, dem großen Philosophen, als Germanen, und dem Griechen, der das Ideal der Schönheit in unser Leben getragen hat, als Arier die Hand; nun haben wir im arisch-germanischen Sinne „Kunst".

Das Verhältnis zwischen Idee und Ideal ist aber noch nicht genügend klar geworden. Wir sahen, daß Schopenhauer wohl mit Entschiedenheit die Erkenntnis und Nachbildung der Idee vom Künstler fordert, aber nicht den Mut und auch nicht das klare, scharfe Verständnis aufbringt, mit derselben Entschiedenheit auch das Ideal zu fordern. Da können wir uns mit seinem großen Meister*) Kant helfen. Der sagt in seiner Urteilskraft: „Schöne Kunst ist nur eine Kunst, insofern sie zugleich Natur zu sein scheint." Sein „schön" ist in diesem Falle für ihn oder bei ihm der Ausdruck für das Ideal. Und in „zugleich Natur" fordert er die

*) Wenn ich an unseren Großen im Geiste Schillers Kritik übe, so geschieht das immer mit „dem Hut in der Hand", was ich ein für allemal bemerkt haben möchte.

Idee. Wollte uns ein Maler etwa eine menschliche Figur mit schlechten Verkürzungen als Kunstwerk aufschwätzen, wir sagten zu ihm: „Mein Lieber, Sie haben noch mehr Naturstudien zu machen!“ Und nun haben wir es: Kants „Natur“, Schillers „Wirklichkeit“ und Schopenhauers „Idee“ sind dasselbe. Nun ist auch der für uns Germanen in der Zeit, da, mit Kant gesprochen, die Kunst ins „Viehische“ übertragen wird, doppelt wertvolle Satz gewonnen: Arische oder germanische Kunst muß Idee und Ideal enthalten oder, mit Schillers Begriffen ausgedrückt, die nun verständlich geworden sind: „Die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideale macht den Künstler.“

Unter uns Germanen oder Deutschen habe ich nun nicht mehr nötig, mich über den Begriff „Erhebung“ näher auszulassen; das liegt uns im Blute und aus des alten Kant „ursprünglicher Anlage zum Guten in der menschlichen Natur“ schimmert schon das Gold unserer Ideale hervor. Ehe wir uns aber zur Befestigung und Erhellung des Vorgebrachten in das alte Griechenland begeben, sei aus Gründen der „Ehrfurcht“ vorweggenommen, daß dieser Zwiespalt, der Goethe und Schiller so tief trennte, nur ein Zwiespalt in der Erkenntnislehre war; Schiller konnte seinem großen Freunde mit Recht sagen, daß die vermeintlich so griechische „Iphigenie“ ein sentimentalisches Werk sei. Aber hatte Goethe auch die Hoheit der Schillerschen Ästhetik nicht einmal geahnt, so bleibt doch sein „Faust“ das gewaltigste sentimentalische Literaturdrama der Deutschen; er hat in ihm intuitiv als Künstler erfüllt, was Schiller abstrakt gefordert hatte. Und da — ist wieder der tiefe innere Zusammenklang zu suchen, der beide so eng aneinander gebunden hat. Um näher an diese Dinge heranzukommen, brauchen wir den Begriff des Künstlers als Gestalter. Die Dunkelheiten in den „Ästh. Briefen“ Schillers vom „Zustande“, vom „sinnlichen und Formtriebe“ werden hoffentlich auch — vielleicht nach 120 Jahren — ihre Erklärung finden. Also auf, nach Hellas!

Auch im alten Hellas und vor Jahrtausenden wandelte wieder unter Tausenden von Griechen, die „Fabrikware der Natur“ waren, ein Einzelner, der ein „Schöner“ war; die Tausende waren die Vertreter der „Idee“, der eine war der Vertreter des „Ideals“. Die Tausende wanderten an dem einen Ausgezeichneten vorüber, als ob er ihresgleichen gewesen wäre, und der Ausgezeichnete selber mochte nicht einmal wissen, daß er „schön“ sei. Man sieht's: die Natur ist selber Künstlerin — selten — aber doch, genau so wie bei uns Menschen. Etwa einen Häßlichen, der in der abstoßenden äußeren Erscheinung ein reines, tiefes Herz barg, überfiel es ein-

mal, als er an dem Schönen vorüberschritt, und der Gedanke brach aus seinem Gehirn: „O, der Mensch ist schön!“ Damit war das Schöne, das Ideal des Auges, der äußeren Erscheinung, zum ersten Male als solches erkannt. Daß der Häßliche in dieser Bewegtheit nicht an seinen Olivenhain, wenn er ein Bauer, nicht an seine Vasen dachte, wenn er ein Töpfer war, das liegt auf der Hand. Kant hat das auch schon gesehen. Er nennt diesen Zustand „interesselos“, und dies ist der Vorläufer der gewaltigen Entdeckung Schopenhauers, daß nur die willensfreie Erkenntnis das Durchschauen der „Erscheinungen“ in der Idee und deren „Erhebung“ zum Ideal gewähre oder ermögliche.*) Nennen wir diesen ersten Griechen, den häßlichen, den „Erkenner des Ideales“!

Gewiß war es auch das Ideal, was im Verfolge zur Nachbildung anreizte. Es muß auch da einen ersten gegeben haben, der — ob in Ton oder mit der Kohle, greifbar oder in Umrissen — die Schönheit nachzubilden, festzuhalten versuchte. Nennen wir ihn den „Nachbildner“ und stellen wir fest, daß er ein zweifaches Vermögen besitzen mußte, die Schönheit zu erkennen und sie nachzubilden. Er ist der Erste, der den Namen Künstler verdient. Aber im Künstlertume gibt es einen noch höheren Rang. Als er durch vielfältige Übung das Vermögen erreicht hatte, das Ideal (samt der „Natur“, der „Idee“, die es zugleich enthielt) etwa gut oder richtig nachzubilden, erwachte auch der Drang in ihm, darzustellen, „was sich nie und nirgends hat begeben“. War das möglich? Dem Künstler schon! Versuchen wir's darzustellen, wie etwa die Gruppe des Laokoon entstanden sein mag. Das erste, was dem Bildner davon aufgeleuchtet hatte, der erste Entwurf war — behaupte ich — das Ideal; freilich noch nicht in fester, vollkommener Formung. Er sah im Geiste eine Gruppe, den Vater mit Kindern und Schlangen, die im wesentlichen — nach Linie, Licht und Schatten und dem Ausdrucke — schon die Werte der Schönheit, des Ideales enthielt. Das Ideal mußte nun als körperliches Kunstwerk in sichtbare Erscheinung übertragen werden oder mit anderen Worten: zum Ideale mußte die Wirklichkeit gesucht werden, in denen beiden das Ideal enthalten war. Denken wir uns die Teile des „Laokoon“, aus denen er, körperlich genommen, besteht, in Reih' und Glied aufgestellt: den Vater mit den Söhnen in der Mitte, links und rechts davon je eine der Schlangen schnurgerade aufgehängt, und beschauen wir uns darnach ein Lichtbild

*) Auf anderes Hierhergehöriges einzugehen, fehlt mir der Raum; ich verweise diesbezüglich auf meine Schriftenreihe: „R. Wagners Kunstideale.“
D. V.

der klassischen Gruppe, so wissen wir sofort, was für den Künstler Gestalt, was Gestalten im künstlerischen, idealen Sinne heißt. Nicht minder ist aber auch die Summe an künstlerischer Betätigung, die vom Aufleuchten der ersten Eingebung an abändernden, neuformenden Einfällen bis zu deren endlichem Ergebnis — dem vollendeten Marmor — auftritt, wieder nichts anderes als Gestalten.

Welche uns verborgenen Gewalten leben im Künstler, die ihn dazu drängen (darf man sie daher Triebe nennen?), das in seinem Herzen und in seinen Sinnen auftauchende Ideal als edle Gestalt in den Marmor zu hauen und wie kam und kommt das? Das hat Schiller entdeckt und als großer „Scheidekünstler" für alle Zeit aufgehellt. Auch die unideale Natur hat Gestalt, sie ist kein Klüngel ungeformter Massen und Kräfte, aber es ist keine ideale Gestalt; wann sie es ist — wie in der Schönheit des einen Menschen unter Tausenden, so ist die Natur eben auch Künstler. Unter uns Menschen gäb's ja keinen Künstler und könnte keinen geben, wenn's anders wäre, denn auch wir Menschen — sind ja Natur. Also in der Natur selber lebt der eine Trieb, der millionen- oder milliardenfältig die unideale Gestalt der „Wirklichkeit", der „Idee", hervorbringt, und der andere, der auch in ihren seltenen Feierstunden aus dieser die Gestalt des Ideals zeugt. Am Ideal in der Natur entzündete sich das Herz des Künstlers; als er es samt der darin enthaltenen Idee in sich aufnahm und durch treue Beobachtung sowohl als unermüdliches Studium sich des Vermögens bemächtigte, sie nachzubilden, da gewann er auch die Kraft, später den umgekehrten Weg einzuschlagen: Zuerst das Ideal in sich aufleuchten zu lassen — das nennt Schiller den Formtrieb — und dieses Ideal in die „Sinnlichkeit" des vollendeten Kunstwerkes umzusetzen oder zu übertragen, was ihm der sinnliche Trieb ist. Denn es leuchtet ein, daß die ideale Gestaltung dessen, das „sich nie und nirgends hat begeben", nicht stattfinden könnte, wenn der Künstler nur auf die Nachbildung der idealen Natur angewiesen bliebe. Es leuchtet überdies ein, daß dann auch alles, was Entwicklung der Kunst heißt, damit unterbunden geblieben wäre. Wir sehen, daß der Begriff: des Gestaltens der Wirklichkeit durch das Ideal oder des sinnlichen Triebes durch den Formtrieb — ungeahnte Schwingen zu regen beginnt. Nebenbei bemerkt oder eingeschaltet: Dieser sinnliche Trieb, die Bezeichnung, ist der Ausdruck Schillers für das, was R. Wagner als „Sinnlichkeit des Kunstwerkes" verlangt hat und was die geborene jüdische und bezahlte arische „Ästhetik" heute noch nicht begreift oder begreifen darf, gelegentlich aber verhöhnt und in das himmelfern

Gemeine der „Bauchgelüste“ herunterzieht. Wir werden später gewahr werden, daß diese beiden Triebe im Geiste Schillers eine weltenumspannende oder -erfassende Bedeutung gewinnen werden („Lehrer der Jahrtausende“), und daß sie nicht nur an der Welt des äußeren Scheines, die sich nur dem Auge darbietet, haften bleiben werden.

„Nur dem Auge“, sagte ich und das klingt herabsetzend: als ob die „Schönheit“ als Ideal nicht für alle Künste hinreiche — als ob sie nicht die einzige Richtschnur schon deswegen bleiben müsse, weil „der größte Deutsche“ das verlangt hatte: „Und immer die Griechen!“ — und als ob heute noch auf die Frage: „Was ist die Kunst?“ eine andere Antwort käme als: „Die Darstellung des Schönen“. Es ist eines der unvergänglichen Verdienste des „wahnwitzigen“ Schopenhauer, daß er uns in seiner Darstellung der platonischen Idee, als der ersten Voraussetzung für alle Kunst, darauf aufmerksam gemacht hat: Wir dürften über der unwesentlichen äußeren Erscheinung (Wolke) des Wesens, das sie in sich faßt, nicht vergessen. Man hat's bisher — vergessen. Darin hat er sich als der große, echte, edle Germane bewährt, der nach innen drängt, weil er sich mit dem Außen, und sei es noch so — schön, nicht begnügen konnte. — An der Wolke interessiert den Künstler das Innere nicht, es ist für ihn und uns leer: ihre inneren, die wesentlichen Vorgänge mögen dem Naturforscher Interesse abgewinnen — den Maler interessiert nur die äußere Erscheinung. Wie anders ist dies beim Menschen? Welche Fülle und Tiefe der inneren Erscheinung! Wer danach fragte, wo man sie auffinden könnte, dem würde die Antwort zuteil: In aller Poesie und Musik der vergangenen Jahrtausende und Jahrhunderte. Wäre es denkbar, frage ich nun, daß der Grieche, der Schöpfer angeblich unvergänglich schöner Bildnerwerke, nicht auch in der Poesie unvergänglich Ebenbürtiges geschaffen hätte? Goethe hat diese Frage unbedingt bejaht. Siehe das Leitwort! Schiller, R. Wagner und Hebbel haben sie, jeder in seiner Art, verneint.

Nun betreten wir heißen Kampfboden. Schon der Hinweis Goethes auf Molière und Shakespeare gibt uns seine Überzeugung bekannt, daß nicht nur die griechische Bildhauerei, von der zu schwärmen er nicht müde wird, sondern auch die griechische Tragödie das unvergängliche Ideal für alle Zeiten sei. Damit das nicht als Übertreibung ausgelegt werde, sei noch eines seiner Worte (auf Euripides) angeführt: „Wenn ein moderner Mensch wie Schlegel an einem so großen Alten Fehler zu rügen hätte, so sollte es

billig nicht anders geschehen, als auf den Knien." — Wir Deutschen sind sonderbare Käuze. Wir bringen den Göttern keine Menschenopfer mehr dar*) und nennen diese Erhebung aus dem „Zustande" der „Barbarei" mit Recht Kultur. Wir schreiben mehr- und dickbändige Kulturgeschichten und nennen in der Abteilung „Schrifttum" die griechische Kultur mit diesen Menschenopfern „himmlische Heiterkeit". Wollte man uns zumuten, daß wir uns in diese Kultur mit Menschenopfern und Sklaven, die solche Poesie geboren hat, zurückversetzten, wir würden entrüstet auffahren, daß man uns einen solchen Rückschritt zuzumuten wage. Aber weil das Jahrhunderte vorgesagt, nachgeschrieben und wieder nachgeplappert worden ist, glauben wir es — und gar, wenn es Goethe sagt! Umgekehrt besehen! Wäre es möglich, die Gretchen-Tragödie im alten Olympia aufzuführen und bewürbe sich Goethe selber um den Preis, was wäre zu erwarten? Die Griechen würden verwundert die Köpfe schütteln, wie man davon nur Aufhebens machen könne, daß ein Philosoph, so lange es ihm gefällt, bei einem hübschen, etwa Periöken-Mädchen schläft usw. Bei den Worten „Mich faßt ein längst entwohnter Schauer, der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an" würde der weite Raum von homerischem Gelächter erdröhnen und gar beim: „O, wär' ich nie geboren!" würde man Goethe wahrscheinlich auf das Beobachtungszimmer bringen lassen. Wie ist das alles zu erklären? Ich denke, nicht anders als: da müssen sich neue Ideale aufgetan haben, die eine neue Kultur hervorgebracht haben. Der Formtrieb, dieser Urgestalter des Ideals, muß sich einer anderen „Wirklichkeit", in der andere sinnliche Triebe lebten, bemächtigt haben. Wo wäre sie denn und welche ist es?

Ich habe mit gutem Bedachte auf Schopenhauers „Idee" so nachdrücklich hingewiesen und daran aufgezeigt, daß sie die Teilung in eine äußere (unwesentliche) und eine innere (wesentliche) Erscheinung zulasse. Ich brauche nach allem Vorangegangenen nicht mehr breiter auszuführen, daß (im Sinne der „Idee" Schopenhauers, obwohl er selber das nicht mehr gesehen hat) der Grieche nur das Ideal der äußeren Erscheinung, die Schönheit, aufgefunden hat und daß damit (künstlerisch) auch seine Kultur nur eine Kultur des äußeren oder schönen Scheines gewesen ist. Ich sage das durchaus nicht „auf den Knien", denn wäre ich ein Deutscher,

*) Etwa die — der Chassidim („Ritualmorde") ausgenommen.

wenn mich die „Kultur“ der Gretchen-Tragödie nicht bis ins Tiefste packte und festhielte, und wenn ich daran nur denken könnte, sie jemals lassen zu wollen?

Dazu müssen wir uns in neues Reich begeben, in das Reich des „Sentimentalischen“ — Schillers! Ehe wir es betreten, vergessen wir nicht, mit welch hoher Ehrerbietung der Entdecker dieses neuen Reiches, unser über alles und über alle edler Schiller, von diesen selben Griechen spricht. Und versuchen wir es, in abschließender Kürze ihre Bedeutung für die künstlerische Kultur der Arier festzustellen. Nun läßt sich das mit Schopenhauer in gedrängter Kürze zusammenfassen: Der Mensch vor dem Griechen*) — er nannte ihn deswegen mit Recht Barbar — kannte kein Ideal. Der Grieche war der erste, der, sich von der Niedrigkeit der gemeinen Bedürfnisse befreiend und sich über sie erhebend, auch die erste Kunst, die bildende, fand und erfand. Warum gerade diese? Weil alle Entwicklung des menschlichen höheren Vermögens, Kunst sowohl als Wissenschaft, von außen nach innen geht; zuerst das Auge — ihm folgt das Ohr: zuerst Bildnerei und Malerei — dann erst Poesie und Musik. Es ist ein zweites, unvergängliches Verdienst Schopenhauers, aufgehellt zu haben, daß es nur dort und dann Kunst geben könne, wo und wann der Mensch aus der Unfreiheit der Begierden und Bedürfnisse des gemeinen Lebens zu jener Freiheit erwache, in der es der Formtrieb vermag, den sinnlichen Trieb, die Wirklichkeit zum Ideal zu erheben. (Schiller.)

Das ist sozusagen unsere erste, arische Freiheit!

Und was hat sie uns gebracht diese, unsere Freiheit?

Das Ideal der Schönheit und mit ihm die Kultur der äußeren Erscheinung. Was tat der Jude in dieser Zeit? Er schacherte; vielleicht damals schon mit Plastiken. — —

So groß aber auch das Reich dieser Schönheit ist, das sich uns in Natur und Kunst auftut, und wie edel das Entzücken, mit dem es unser Auge und Herz erfüllt, wir können nicht „immer“ daran Genüge haben und rufen endlich wie R. Wagner mit Goethes Faust in diese herrliche Welt des „äußeren Scheines“ hinaus:

„Welch Schauspiel! Aber ach, ein Schau—spiel nur!“



*) Ich spreche nur vom „europäischen“ Menschen.

# Ideale des Wesens.*)

„Gefäße sind wir."
Aus Pfitzners „Palestrina."

Wenn ich mich anschicke, die Schönheit als noch immer maßgebendes Ideal für alle Kunstbetätigung anzugreifen, so wird es gut tun, wenn ich mich nach einem Zeugen umsehe. Aus dem alten großen Weimar ersteht mir einer, einer der Gewaltigen, denn — Schiller — schreibt an Goethe:

„Wie hat man sich von jeher gequält und quält sich noch, die derbe, oft niedrige und häßliche Natur in Homer und den Tragikern" (Elektra: Kannst du, triff' zum zweiten Male!) „bei den Begriffen durchzubringen, die man sich von dem Griechisch-Schönen gebildet hat. Möchte es doch einer wagen, den Begriff und selbst das Wort Schönheit, an welches einmal alle jene falschen Begriffe geknüpft sind, aus dem Umlaufe zu bringen**) und wie billig die Wahrheit in ihrem vollendetsten Sinne an seine Stelle zu setzen." (7. 7. 1797.)

Die Wahrheit? — Da jubelten ja die Naturalisten und nähmen selbst Schiller für sich in Beschlag. Er will aber mit der Wahrheit das „derbe, niedrige, häßliche" in der Kunst wegschaffen, also wäre der Jubel nicht nur verfrüht, sondern auch gänzlich unberechtigt. Daß diese „Wahrheit" nur ein Durchgang für ihn zu einem anderen war, das hier nachzuweisen würde die Skizze zu sehr anschwellen; hier kann ich nur darauf aufmerksam machen, daß auch in der Malerei zum Beispiel immer, wenn der Ausdruck eines ihrer Zeit- oder Perioden-Ideale erschöpft war, eine realistische folgte, aus der sich erst wieder das neue Ideal erhob.

Es ist gleicherweise interessant und wichtig, daß der eigentliche Ergründer des Wesens der Kunst, Schopenhauer, denselben Weg gegangen ist wie Schiller und im hauptsächlichen für sie dieselbe Wahrheit gefordert hat wie dieser und damals. Bekanntermaßen sagt er im dritten Buche seines Hauptwerkes: Die Aufgabe

---

*) Erstabdruck in der Wiener Monatsschrift „Großdeutschland."
**) Meine Wenigkeit — nach 120 Jahren! — Nicht die Wahrheit, sondern die — Ideale des Wesens, als Teil der aesthetischen Wahrheit.

der Kunst sei die Darstellung oder Nachbildung der platonischen Idee. Was ist sie? Definieren kann man sie nicht, aber Schopenhauer gibt ja Beispiele; wählen wir das von der „Wolke“:

„Wann die Wolken ziehen, sind die Figuren, welche sie bilden, ihnen nicht wesentlich, sind für sie gleichgiltig; aber daß sie als elastischer Dunst, vom Stoße des Windes zusammengepreßt, weggetrieben, ausgedehnt, zerrissen werden, ist ihre Natur, ist das Wesen der Kräfte, die sich in ihr objektivieren, ist die Idee; nur für den individuellen Beobachter sind die jedesmaligen Figuren.“

Es ist der Germane in ihm, der hier zum ersten Male und so klar und fest wie noch keiner nach innen drängt.*) Nun haben wir auch zum ersten Male in der Ästhetik eine äußere Erscheinung und ein inneres Wesen. Nun tut sich auch auf, daß das völlig zweierlei ist und so verschieden, wie nur Gefäß und Inhalt von einander verschieden sein können.**) Was stellt der Maler von der Wolke dar? — Offenbar nur die äußere Erscheinung. Warum die innere nicht? — Zunächst, weil er nicht kann und wenn er's könnte, er täte es nicht und warum nicht? — Weil dieses innere Wesen, diese inneren Vorgänge, wohl den Astrophysiker interessieren, aber wen sonst noch? — Niemanden. Und selbst beim Festhalten der äußeren Erscheinung nur pinselt er nicht jede Wolke nach, wie sie eben vor ihm steht. Täte er's, er erfüllte — was Schopenhauer fordert; aber er tut's nicht, was denn? — Er wählt, er sucht; was sucht er? — Er sucht jenes Ideal der Wolke auf sein Bild zu bringen, das im Zusammenklange mit den anderen Teilen desselben seinem Werke im weiteren Sinne die Bezeichnung schön erwirkt. Was er gesucht und gefunden hatte, war auch da das Ideal der äußeren Erscheinung, das Schöne — hätte er nur gemalt, was Schopenhauer verlangt, er wäre — es leuchtet doch ein — nur Naturalist verblieben, er hätte nur die — Wahrheit gemalt.

Ich sagte es schon: Das „Wesen“ der Wolke interessiere uns nicht. Steigen wir aber in der Reihe der Objektivationen empor bis zur höchsten, dem Menschen, o, da wird's anders! Da hellt sich uns blitzartig auf, daß die Künste in zwei Gruppen zerfallen: in eine — der äußeren Erscheinung — mit Bildhauerei und Malerei — und die andere — des Wesens — mit Dichtkunst

*) R. Wagner sagte bei der Grundsteinlegung seines Festspielhauses: „Dies ist das Wesen des deutschen Geistes, daß er von innen baut.“

**) Es wäre Zeit, daß die Universitäts-Aesthetik Schopenhauer — nicht mehr ignorierte!

und Musik. Die erste Gruppe stellt das Gefäß dar oder bildet es nach, die zweite dagegen den Inhalt des Gefäßes. Nun treten wir auch zum ersten Male mit neu gewonnener ästhetischer Klarheit an den Griechen heran und wenn wir uns vor seiner „Schönheit“ noch so tief verneigen, so fragen wir doch: „Und wie war es denn mit seinem „Wesen“ bestellt?“ Auch die Gefahr, daß auf dem Gewölbe der „himmlischen Heiterkeit“ germanische Wolken aufziehen, kann uns nicht hindern, Antwort zu geben. Aus der ersten Skizze war zu entnehmen, daß die Natur selber Künstlerin ist und daß der Mensch aus und an ihr sich vom Erkenner, über den Nachbildner zum Gestalter — zum eigentlichen Künstler — erhob. Das war Kunst und Künstlertum der äußeren Erscheinung nur; ob die Natur auch solche Ideale des „Wesens“ — gewährt oder versagt? —

Eine Hühnermutter geht mit ihren Jungen auf das Stoppelfeld. Da finden zwei ihrer Hähnchen eine besonders große Ähre. Sehen und darauf losstürzen — ist eins; wem gehört sie? Der Zwist führt zum Kampfe; mit ausgespreiteten Flügeln springen sie gegeneinander und die Schnäbel, die jungen, hacken aufeinander los, daß es nur seine Art hat. Endlich ist es entschieden; das eine versucht triumphierend sein erstes Kikeriki, das andere hinkt — Rachegefühle im Busen — davon.

Ein anderes Bild. Der Streit ist vergessen, in allem Frieden laufen sie wieder der Mutter nach. Die — scharrt einmal da, einmal dort ein Korn hervor und überläßt es zehnmal ihren Jungen, ehe sie eines in den eigenen Kropf befördert. Was ist das? Dieser Verzicht auf die Erfüllung der eigenen Begierde, ehe die anderer zuvor gestillt ist? — Innigkeit; wie schlicht ist die deutsche Sprache, die Ortsangabe genügt ihr! Freilich, aus dem Herzen, aus dem Innern quillt dieser Verzicht; er heißt Liebe, hier Mutterliebe und sagt: „Zuerst meine Jungen, dann ich.“

Ein letztes Bild. Die friedliche Schar ist so stundenlang auf den Feldern herumspaziert. Auf einmal hebt die Henne den Kopf, sie hat einen Habicht gewahrt. Ängstlich ruft sie ihre Jungen; kaum sind sie untergekrochen, stößt er schon herab. Aber er findet die Alte kampfbereit. Ihres eigenen Lebens nicht achtend, fährt sie wider den starken Räuber los und es gelingt ihren verzweifelt kräftigen Schnabelhieben, ihn in die Flucht zu schlagen. Was ist das? — Innigkeit? — Nein: das ist Liebe, die den Tod nicht fürchtet; nennen wir's beim Tiere und in trostreicher Bewunderung, daß auch dies Natur sei — instinktive Erhabenheit.

Ob die Hühner weiß oder gesprenkelt waren, ob wällische Rasse oder Cochinchina, ob es häßliche oder schöne Exemplare waren, die äußere Erscheinung hat bei allen drei Szenen nicht das Geringste mit dem Wesen zu tun. Ich wollte nur aufgezeigt haben, daß Schopenhauer Recht behält, wenn er sie das Unwesentliche nennt und — von ihm unabhängig — daß die Natur auch auf diesem Gebiete, dem des Wesens — Ideale darbiete.

So sehr sich nun auch der Grieche an seinem Ideale der Schönheit berauschte, es drängte ihn doch auch, sein Inneres, sein Wesen künstlerisch darzustellen und er tat es; wir beschränken mit Schiller: im Epos-Homer und in den Tragikern, wo er eben das Derbe, Niedrige und Häßliche fand. Er sagt nichts von den idealen Zügen des „Wesens", die sich daneben zeigten; warum nicht? Davon war ja die Welt damals voll, von der „himmlischen Heiterkeit", und daß sie daneben das Gemeine nicht gewahrte, das war's ja, was Schillern empörte. Es ist auch seltsam. Neben der Unmenschlichkeit, den Leichnam eines einst angesehensten Mitbürgers nicht einmal zu bestatten, keine Empörung darüber, daß diese erste Heldin der Liebe dafür in den Tod gehen mußte, keine Empörung, die etwa die Aufführung dieses Werkes überhaupt unmöglich gemacht hätte; neben der tierischen Roheit des Menschenopfers, das der Vater in seinem eigenen Kinde darbringt, auf Geheiß des Gottes und um die Ausfahrt der Schiffe zu erreichen, also neben roher Kriegsgier — der ausgesprochenste Pessimismus, wie ihn Schopenhauer nicht trostloser traktiert hat:

„Bedenk, Elektra, daß ein Mensch dein Vater,
ein Mensch, Orestes; darum weine nicht so sehr,
denn alle wir bezahlen dieses Leidens Schuld."

Wo treffen wir derlei seltsam einander widersprechende Züge noch vereinigt? Im — Kinde. Einmal ist es grausam und hat seine Freude daran, das an wehrlosen Tieren zu betätigen; das andere Mal schenkt es in einer Aufwallung von Liebe oder Mitleid auch das her, was ihm selber das Liebste ist. Was sagen wir deswegen von ihm? Es versteht noch nicht, was es tut und deswegen dürfe man mit ihm nicht so streng ins Gericht gehen. Man nennt dieses seltsame Nebeneinander auch naiv, Naivität, und von Schiller wäre eine große Schrift „Über naive und sentimentalische Dichtung" da. Sollten nicht auch Völker, in früher Zeit, gleichsam Kinder gewesen sein, die — Kantisch gesprochen — auch noch nicht „zurechnungsfähig" gewesen wären?

Hat Schiller damit vielleicht die — Griechen*) gemeint?

Endlich: Ließe sich das sogar aufhellen?

Versuchen wir's. Was mag der Inhalt des „Gefäßes" sein? Was ist — das „Wesen" des Menschen?

Es wäre einfach und richtig, mit Schopenhauer zu antworten: der Wille. Aber so genial dieses Monogramm ist, sein Inhalt wäre verwirrend vielfältig, vor allem deswegen, weil es die ganze Natur umfaßt, indeß wir doch nur vom Menschen sprechen wollen; wenn wir ihn irgendwo auf einige wenige Grundbegriffe zusammengedrängt fänden, hätten wir nur dankbar zu sein. Da brauchen wir nicht weit zu gehen, nur zu seinem Meister Kant, da finden wir das schon. Er ist uns auch hiebei doppelt unverdächtig; er war Freimaurer — also nicht klerikal, er war Antisemit — was bekanntermaßen für die überwiegende Mehrheit der Dreipunkte-Brüder nicht mehr gilt, also nicht philosemitisch gesinnt; als er lebte, gab es noch nicht 90 % Judenpresse. Fassen wir daher ruhig und unbeirrbar seine edle Hand und steigen wir mit ihm hinab in diese Tiefen, etwa zu Fausts „Müttern".

In seiner Schrift „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" stößt er auch auf diese Dinge und unter der Überschrift „Von der ursprünglichen Anlage zum Guten in der menschlichen Natur" finden wir das Gesuchte. Er bringt diese Anlage auf drei Klassen. Die erste derselben bezeichnet er als:

„1. Die Anlage für die Tierheit des Menschen als eines lebenden Wesens." Sehr grob, ein Tier soll in uns stecken? Ob es richtig ist? — Er führt es näher aus, indem er diese Tierheitsanlage wieder in drei Teile zerlegt: 1. den Selbsterhaltungs-, 2. den Fortpflanzungs- und 3. den Gesellschafts- oder Geselligkeitstrieb. Sie sind das Ursprüngliche im Menschen, vor aller Vernunft; wir sind bei den „Müttern" und es leuchtet ein, daß Schopenhauers Wille nur ein Monogramm dafür ist. Sagt Kant nur „Selbsterhaltungstrieb", so ist das schon Kultur; das Begehren des Willens ist ursprünglich in keinem Menschen, man sieht es am Kinde noch, so bescheiden, daß es sich mit der Selbsterhaltung begnügte; jeder möchte soviel als möglich haben und im Innersten eines Jeden haust soviel Begierde, daß sie sich die Welt schenken ließe, wenn sich jemand fände, der's könnte und täte. Das hat Schopenhauer — durch die Kultur hindurch — tiefer und richtiger gesehen. Man erkennt es auch daran untrüg-

*) Wer sich dafür interessiert, zu erfahren, daß Platos Geringschätzung der griechischen Dichtung und Schillers „Ueber naive und sentimentalische Dichtung" dasselbe sind, wird das in meiner Schriftenreihe erörtert finden. D. V.

lich, daß dort, wo diesen Trieben nicht entgegengetreten wird oder wo nur die Schranken locker werden, das Begehren mit größerem oder geringerem Ungestüm sofort wieder hervortritt. Auch Kant hat das gesehen und setzt fort: „Auf sie (diese Triebe!) können allerlei Laster gepfropft werden, . . . die in ihrer höchsten Abweichung vom Naturzwecke, viehische Laster: der Völlerei,*) der Wollust**) und der wilden Gesetzlosigkeit***) genannt werden." — Vorhin sagte ich, in Übereinstimmung mit Kant, daß diese drei Triebe vor aller Vernunft in uns lebten und wirkten. Nun kann auch die Vernunft, so widerspruchsvoll uns Germanen das auch erscheinen mag, in den Dienst dieser Triebe treten; Schopenhauer bestätigt es mit dem Gedanken, daß der „Wille sich den Intellekt zunächst zur Befriedigung seiner Begierden entzündet habe." Das ist, Kantisch gesprochen, „Vernunft im Dienste der Tierheit" oder kurz „tierische Vernunft"; und die Triebe, denen sie dient, heißen mit demselben Rechte — „tierische Triebe".

Gewiß! Als der Grieche das Ideal der äußeren Erscheinung, das Schöne, gefunden hatte, und seinem Kultus sich ergab, hatte er sich der Tierheit „entledigt" und den ersten Schritt in den Adel der Menschheit getan; sie wird es ihm ewig danken müssen. Aber — und hier setzt die Größe Schillers ein: Während alle, alle in diesem „Schönen" befangen blieben und alles, alles an oder nach ihm maßen, oder — wenn sie vom Erhabenen sprachen, nicht sicher wußten, wo es eigentlich zu suchen sei, war er es, der zum ersten Male die meisternde Hand des Formtriebes auch an diesen, den tierisch-sinnlichen Trieb gelegt wissen wollte und damit die Pforte des „eigentlich Erhabenen" (Kant) öffnete, „das in keiner sinnlichen Form (äußere Erscheinung)†) enthalten sein, sondern nur Ideen der Vernunft treffen kann." Wenn er damit Recht behält, muß es also auch hier zur „Natur oder Wirklichkeit" — „Ideale" geben und es muß möglich sein, auch die Wirklichkeit der „tierischen Triebe" zu „Idealen" zu erheben.

Vielleicht gibt die Historie her, was wir zur Verdeutlichung brauchen. Fassen wir die drei tierischen Triebe Kants noch einmal in das Monogramm Wille zusammen und geben wir ihm als Hauptmerkmal die Unersättlichkeit des Begehrens, die uns

*) 70% des Kapitalvermögens der Erde sollen bereits in jüdischen Händen sein.
**) Die moderne Erotik und Perversität der jüdischen Kunst.
***) Kommunismus und Bolschewismus unter jüdischer Führung.
†) Näheres hierüber wird in meiner Schriftenreihe: „R. Wagners Kunstideale" zu finden sein. Die Skizze würde zu sehr anschwellen. D. V.

Schopenhauer aufgedeckt hat, mit, so stehen Mensch und Mitmensch sich als Tier gegen Tier, Wille gegen Wille einander gegenüber; aus Unersättlichkeit, und wäre es möglich, sie verschlängen eines das andere; nur die größere Kraft des angegriffenen Willens verhindert das. Also nicht mehr: Wie der Mensch aussieht, seine Erscheinung, ob er schön oder unschön ist, wird uns hier beschäftigen, sondern das, was er tut, wie er handelt; und da wir die Natur außer ihm schon früher ausgeschaltet haben, ist nunmehr nur dieses, sein Verhältnis zum Mitmenschen, der Gegenstand der ästhetischen Betrachtung. Da aber das Tun, das Handeln schon die Besonnenheit vernünftiger Erwägung voraussetzt, sind wir damit auch schon aus dem Reiche des Scheines, der äußeren Erscheinung, in das Reich des „Wesens" eingetreten.

Vielleicht wäre es der Geselligkeitstrieb, der zuerst ein Ideal aufzeigte. Menschen wie die Tiere hatten sich zu Herden zusammengeschlossen (Keime der Staatenbildung?), um durch die Gemeinsamkeit die Befriedigung ihrer Bedürfnisse leichter und in höherem Maße zu erringen. Auch jene Nomaden, die sich zu diesem Zwecke zusammenschlossen und ihre Bedürfnisse in der Weise befriedigten, daß sie auf Raubzüge ausgingen, hatte der Herdentrieb zusammengeführt. Raub — also ungebändigte Tierheit — war der unmittelbare Zweck ihres Zusammenschlusses; und sie waren dort zu finden, wo es Raubbeute gab. Es war Adel der Gesinnung jener Völker, in deren Adern anderes als Banditenblut floß, der ihnen auftrug, das sengende, brennende, mordende Herumziehen aufzugeben, sich seßhaft zu machen und die Befriedigung ihrer Bedürfnisse nicht mehr im Raube, sondern durch Bearbeitung des Bodens, durch Kultur, zu gewinnen. Heimat — in kleineren, Vaterland — innerhalb größerer Grenzen, Ideale der Seßhaftigkeit einer Gemeinschaft erstanden, und sie ward so innig und fest, daß die ihr Angehörenden, wenn deren Bestand gefährdet war, dafür auch in den Tod gingen. So mögen vielleicht die Ideale der Heimat und des Vaterlandes (in ihren geschichtlichen Grenzen) die ersten sein, die unter den arischen Völkern hervortraten. Es leuchtet wohl ein, daß dies „vom Ideale geformter, tierisch-sinnlicher Trieb" ist.

Die Geschichte spräche auch dafür, daß der nächste Trieb, der ihm in dieser „Formung" folgte, der Fortpflanzungstrieb gewesen sei. Welches Weib oder welche Jungfrau es gewesen sei, die zum ersten Male der Lockung des Geschlechtsgenusses, der tierischen Ungehemmtheit entgegen, widerstanden hat, die also etwa als erste Erkennerin dafür anzusprechen wäre, daß sich auch

hier ideal gestalten ließe, wer vermöchte das nur anzudeuten? Von den Germanen wird es allerdings auch schon früh berichtet, daß sie in der Ehe und vor ihr keusch waren. Eines leuchtet ein: Als Lucretia, die edle Römerin, sich den Tod gab, weil sie geschändet worden war, als Claudius seine Tochter Virginia erdolchte, um sie vor diesem Lose zu bewahren, da hatte das Ideal der Keuschheit schon jene hohe Kraft erreicht, die den Tod nicht fürchtet und damit „Erhabenheit“ bezeugt. Auch da ließ sich also die tierische Sinnlichkeit ideal formen. Wer solche Geschehnisse gut erzählte, war Nachbildner; wer den idealen Einfall (erste Konzeption) in die „künstlerische“ Sinnlichkeit des Kunstwerkes, hier in weiterem Sinne als Epos oder Drama, umzusetzen vermochte, war künstlerischer Gestalter dessen, was das Ideal im Leben schon vorgebildet hatte.

Zwei tierische Triebe zeigen sich also schon durch das Ideal in der arischen Kultur gebändigt, aber der dritte, den wir tiefer bezeichnend Egoismus, Selbstsucht nannten, zeigt eigentlich noch keines, kein selbständiges. Was er verzichten mußte, nötigten ihm — wenn es auch eine ideale Nötigung war — Gesellschaft und Weib ab. Noch hatte er die Tierheit in einem bedenklichen Sinne nicht überwunden, denn er bediente sich, trotzdem die Ideale der Vaterlandsliebe wie der Keuschheit (Ehe) schon in ihm lebten, noch des — Sklaven (der germanische Leibeigene war wohl wesentlich auch nichts anderes). Noch war in seinem Herzen nicht jene edle Freudigkeit erwacht, die sagt: „Geben ist seliger denn nehmen“; noch die Liebe nicht, die das gebietet, und daher sah er auch im Sklaven noch nicht den Mitmenschen, sondern nur das höchstbewertete Haustier und hier steigt das höchste Ideal, das: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“, als der Verkünder der sozialen Gerechtigkeit empor. Es wird dann verkündet sein, wenn der erste Satz eines Staatsgesetzes einmal lauten wird, etwa: „Die Gesamtheit des Volkes ist verpflichtet, jedem einzelnen, „ob mit Hammer oder Feder“ ehrlich arbeitenden Volksgenossen den ihm gebührenden Anteil an dem Ertrage der nationalen Arbeit und den Mitgenuß der idealen Güter unserer Kultur zu sichern.“

Wir haben sie bisher verkannt, die Helden, die ihre formende Meisterhand auch an den Willen, den Inhalt des Gefäßes: Mensch gelegt haben; sie — sind die gewaltigsten aller Gestalter, denn sie haben den schwersten Widerstand, den der tierischen Sinnlichkeit, überwunden; ob sie als Denker vorangegangen sind oder als Helden der Menschenliebe, sie sind es, die entweder „in der Ein-

samkeit geschmachtet haben“ oder die „man von je gekreuzigt und verbrannt hat“. Was sie gewirkt, in Gedanken und heldenmütigen Kämpfen, wie sie Schritt um Schritt die Menschheit aufwärts, dem Ideale zu, geführt haben, das spiegelte und spiegelt sich dann auch in der Kunst, die niemals ein anderes wiedergeben kann und wiedergibt als die Welt ihrer Zeit.

Ich glaube, aufgezeigt zu haben, daß es berechtigt und zeitgemäß sei, die Schönheit als alleinseligmachendes Ideal für die Kunst zu verabschieden und neue Throne zu bauen für die Ideale des — Herzens. Daß ich das konnte, verdanke ich vor allem dem größten Ästhetiker Schiller; er war der Kühne, der den Formtrieb sich auch der tierischen Sinnlichkeit bemächtigen hieß, dem das Ideal der Griechen nicht mehr genügte und der in seiner herrlichen Schrift „Über das Erhabene“ das Ideal der Liebe (caritas), im Beispiele vom verarmten reichen Manne mit kühner Festigkeit ihm entgegensetzte. Es zeigt das Ideal des ersten der drei tierisch-sinnlichen Triebe, die Selbstlosigkeit, und in seinen beiden Stufen, der Innigkeit und der Erhabenheit.

Was für eine Bedeutung dieser ideale Mut für uns zu gewinnen habe, will ich versuchen, im nächsten Aufsatze darzustellen.

*

Nachwort: R. Wagner hat sein Bayreuth gewagt, als das Deutsche Reich geschmiedet war und jene Ideale als Staat zu bewahren versprach, die als Kunstideal im Herzen dieses großen Künstlers lebten. Sein Name und sein Werk stehen heute auf dem jüdischen Index und jüdische Erotik und Perversität beherrschen heute unsere — deutschen Bühnen. Aber das deutsche Volk hat sich noch jedesmal aus tiefer Schmach und Not zu seinen alten Idealen erhoben, es wird auch die heutige jüdische Staats- und Kunstnot wieder überwinden.



# Trieb und Zustand.*)

„Der Ernst deiner Grundsätze wird sie von dir scheuchen, aber im Spiele ertragen sie sie noch; ihr Geschmack ist keuscher als ihr Herz, und hier mußt du den scheuen Flüchtling ergreifen.“ Schiller.

Der Vorhang zum „Rosenkavalier“ geht das erstemal auf. Wir sehen einen unreifen Jungen als den Geliebten einer alternden, vornehmen Frau, in deren Schlafgemach, sie auch — und beide in Nachtkleidern. Das verletzt uns; denn auf derselben Bühne ist am Abend vorher vielleicht Agathens „Leise, leise, fromme Weise“ erklungen oder es hat sich Lohengrin: „Kehrt er dann heim, wenn ich ihm fern im Leben“ verabschiedet. Auch daß in der alten Kokotte der Schmerz um den Verlust des „Knaben“ emporbricht und daß Dr. Richard Strauß ihm in genial tiefen Harmonien Ausdruck gegeben hat, kann uns darüber nicht hinweghelfen; es „bleibt“ eine Gemeinheit, sagen wir, und wenn sie in noch so viel Genialität getaucht wäre. Gerade da haben wir keine klaren Begriffe für unsere richtige Empfindung und wissen nicht: „Wohin, um Rat?“

Zu Schiller, sage ich. Die gewisse Universitätsästhetik hätte zwar 120 Jahre und die jüdisch-journalistische (seit 1848) 70 Jahre Zeit gehabt, die Ästhetik Schillers verstehen zu lernen und das Dunkle daran aufzuhellen, aber beide sind — soweit sie nicht bewußt und im Auftrage Alljudas gehandelt haben, und der unheimliche Eifer, mit dem die jüdische Journalistik über Schiller hergefallen ist, spräche dafür — zu entschuldigen, denn ein noch viel Größerer als beide zusammen hat sie auch nicht verstanden: — Goethe. Er sprach noch zu Eckermann (14. November 1823) von den großen ästhetischen Schriften Schillers als von „Spekulationen“, die ihn (Schiller) in „unsagliche Verwirrung“ gebracht hätten. Unter diesen „Spekulationen“ befindet sich auch die „Ästhetische Erziehung“, der die Titelbegriffe „Trieb und Zustand“ entnommen sind. Versuchen wir es, in den Geist Schillers einzudringen.

---

*) Erstabdruck in der Wiener Wochenschrift „Ostdeutsche Rundschau.“

Die Natur gestaltet, tausendfältig und unversieglich. Wenn wir Schopenhauers geniale Lehre von der „Objektivierung des Willens" zugrunde legen, so leuchtet ein, daß die Milliarden Gestalten, die uns umgeben und die sich zunächst an unser Auge (Sinn, Sinnlichkeit des Auges) wenden, nur Gefäße des Willens sind, die er sich zu seiner Objektivation geschaffen hat. Schränken wir unsere Erörterungen nur auf den Menschen ein, dann ergibt sich, daß auch die Gestalt des Menschen, die der Maler und Bildhauer darstellen, nichts anderes sei als ein Gefäß für den Willen. Die Natur gestaltet aber durchaus nicht immer gleichmäßig, kein Individuum derselben Art oder Gattung gleicht dem anderen. Sie macht aber einen noch bedeutsameren Unterschied, denn sie ist auch Künstlerin, und unter Tausenden von nichtssagenden Menschen bringt sie je einen hervor, der — schön ist. Sie selbst hat also die Kunst in die Welt getragen, sie selbst hat die Gestalt des Menschen, das Gefäß, unter Tausenden einmal zum Ideal erhoben. Das war und ist das Ideal für das Auge, für die Sinnlichkeit des Auges, die — Schönheit. Der es nachzubilden vermochte, wo er es in der Natur fand, hieß der Künstler, und wenn er es gar zustande brachte, einen idealen Einfall (die erste Konzeption) in der Sinnlichkeit seines Kunstwerkes vor Augen zu stellen, so war er Künstler im höchsten Sinne, Gestalter. Er durfte es unternehmen, den tausend vulgären Gestalten zu sagen: „Ihr seid gemein oder vulgär, ich werde die edle Gestalt schaffen und in ihr euch das Ideal zeigen." Das Ideal war das Ergebnis seines „Formtriebes", und als er nicht Ruhe finden konnte, bis er es in der Sinnlichkeit des Kunstwerkes verwirklicht hatte („Schein"), war es der „sinnliche Trieb", von dem er dazu den Auftrag empfangen.*) Als im Herzen und Hirn des Pheidias wie Raffaels die erste Konzeption zum Zeus wie zur Sixtina aufleuchtete, war die erste Skizze zu beiden Meisterwerken die erste ideale Gestaltung, und was die beiden zur ersten Skizze genötigt hatte, war der Drang, der sinnliche Trieb, den idealen Einfall in die Sinnlichkeit des Kunstwerkes zu übertragen. Beide Künstler hatten, was sie in vielfachen Studien an Natur (Sinnlichkeit für das Auge) sich erworben, im vollendeten Kunstwerk, um das Ideal bereichert, wieder an die Natur gleichsam zurückgegeben. Einem Maler, der eine falsche Verkürzung malte, sagte man mit Recht: „Sie, machen Sie noch ein paar Studien!" Der sinnliche Trieb verlangt also Wahrhaftigkeit in der Erscheinung (Kant: „Schöne

*) Genau nichts anderes als dieser „sinnliche Trieb" Schillers ist die „Sinnlichkeit" R. Wagners, der die Schrift „Das Kunstwerk der Zukunft" entsprang.

Kunst ist nur eine Kunst, soferne sie zugleich Natur zu sein scheint“). Herrn Max Liebermann, der die berühmte Scheußlichkeit der „Frau mit Ziege“ gemalt hat, fragen wir Deutschen mit Recht und im Sinne Schillers: „Wo ist Ihr — Formtrieb geblieben?“*)

Fassen wir kurz zusammen und halten wir fest: Die Natur selber gestaltet der Künstler (den wir hier im Auge haben) nicht, er sucht sie sich (als Studie in der Natur, als Modell im Atelier) zu seinem Ideale; sein vollendetes Werk enthält daher das Ideal, das Ergebnis des Formtriebes, und Natur als natürliche Erscheinung, das Ergebnis des sinnlichen Triebes. Schiller ist bis in diese Vereinzelung nicht herabgestiegen, sein Begriff Sinnlichkeit, den er in zweifacher, unterschiedener Bedeutung gebraucht, erschwert daher das Verständnis, und zur Erleichterung tut es gut, jene Sinnlichkeit, die den Künstler drängt, sein Ideal auf der Leinwand oder im Marmor zu verwirklichen, zur Unterscheidung: „künstlerische Sinnlichkeit“ zu nennen. Wir werden gewahr werden, daß es noch eine andere gibt.

Wir sprechen nur vom Menschen, haben bisher im Sinne Schopenhauers seiner äußeren Gestalt oder Erscheinung nur als eines Gefäßes für den Willen gedacht. Bis zu Schiller hat nun niemand gefragt: Ob sich denn der Inhalt dieses Gefäßes, der Wille, nicht auch gestalten, nicht auch als „sinnlicher Trieb“ ideal „formen“ ließe.

*

Also — läßt sich auch der Wille gestalten? — Er ist im innersten Grunde unersättliches Begehren; er ist es, der sich nicht mit der Erscheinung, mit dem Scheine begnügt; was er will, was er begehrt, spricht er durch die Tat, die Handlung aus. Weil nun ein Wille, der nichts wollte, nichts begehrte, undenkbar ist, braucht er mindestens ein zweites, ein Objekt, einen Gegenstand des Begehrens, an dem er eben als betätigter Wille zum Ausdruck kommt oder zur Gestalt wird. Ist dieser Gegenstand ein lebloser, eine Frucht, eine Waffe, ein Gerät, so wird sich der Wille in der „Tat der Aneignung“, des Versuches, zunächst äußern. Befindet sich dieser Gegenstand bereits als Eigentum im Besitze eines Mitmenschen, so stehen Mensch und Mitmensch als Wille und Wille einander gegenüber, und im Urzustand (Schiller sagte: im phy-

*) Es würde zu weit führen, nachzuweisen, daß der Jude erst dann in die Malerei eindrang, als die jüdische Journaille vorher schon das germanische „Ideal“ zersetzt hatte; in meiner Schriftenreihe werde ich darauf zu sprechen kommen. D. V.

sischen) wird der Stärkere aus dem Kampfe um dieses Gut als Sieger hervorgehen, und die Frucht, die Waffe oder das Gerät nun selber besitzen. Hier äußerte sich der Wille in zweifacher Weise: Als Begehren nach einem Gute und als Behaupten dieses Gutes gegenüber dem Mitmenschen. In diesem Urzustand gab es noch keine „Formung" des Willens, die zu fragen aufgetragen hätte: „Ist die Frucht von einem deiner Bäume, darfst du sie nehmen?" Und ebensowenig: „Wenn sie des anderen Eigentum ist, darfst du sie ihm wegnehmen gar mit Gewalt?" Man sieht es schon, der „sinnliche Trieb" war das Begehren nach der Frucht; bereits ein Ideal, das Ergebnis des „Formtriebes", war das Recht, das in einem Falle erlaubte, was es im anderen als Unrecht verbot. Das Tier kennt diese Unterscheidung nicht; wenn daher sein „sinnlicher Trieb" nach einer Frucht erwacht, wird es ihn mit allem Ungestüme zu befriedigen trachten; daraus ist ersichtlich, daß auch der Wille als „Sinnlichkeit" in die Erscheinung tritt, und zum Unterschiede von der künstlerischen Sinnlichkeit wollen wir sie „tierische Sinnlichkeit" nennen.

Schalten wir auch hier alles Überflüssige aus, uns nur auf den Menschen beschränkend, so wäre uns eine bestimmte, klare Erweiterung des Begriffes „Wille" für den Menschen, die das Hauptsächliche umfaßte, sehr erwünscht. Wir finden sie in Kants bedeutender Schrift: „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft". Er spricht dort von der „ursprünglichen Anlage zum Guten in der menschlichen Natur", teilt sie in drei Klassen und führt als deren erste, den Urzustand, „1. Die Anlage für die Tierheit des Menschen als eines lebenden Wesens" an. Er teilt sie wieder in drei Triebe: 1. den Selbsterhaltungs-, 2. den Fortpflanzungs- und 3. den Gesellschaftstrieb. Sagen wir statt Selbsterhaltung im Sinne Schopenhauers Selbstsucht oder Egoismus (bei Kant ist es schon „Kultur", nur Selbstsucht zu sagen), dann behält er mit der „Tierheit" des „Menschen" wirklich recht; diese drei Triebe haben wir wahrhaftig mit ihm gemein, und wenn wir uns nicht darüber zu erheben vermögen, ist es tatsächlich nicht zuviel gesagt. Er setzt auch noch fort: „Auf sie können allerlei Laster gepfropft werden, die in ihrer höchsten Abweichung vom Naturzwecke (der „guten Anlage", der Mutter des Ideals) „viehische Laster: der Völlerei,*) der Wollust**) und der wilden Gesetzlosigkeit***) genannt

*) 70% des Kapitalsvermögens der Erde sollen sich bereits in Judenhänden befinden.
**) Jüdische Erotik und Perversität in unserer Kunst.
***) Kommunismus und Bolschewismus in Rußland unter jüdischer Führung

werden. Es springt in die Augen: Schopenhauers „Wille“ ist (der Erweiterung auf die ganze Natur nicht gedacht) nichts anderes als ein geniales Monogramm für diese drei Triebe, und die „viehischen Laster“ heißen bei ihm „Bejahung des Willens“.

Der die Frucht begehrt hatte (nun ist es mit Schopenhauer einsichtlich zu machen), mußte, um sich dem Ideale des Rechtes zu unterwerfen, offenbar die Kraft besitzen, seinem selbstsüchtigen Begehren mit Erfolg entgegenzutreten; was er damit an die Gemeinsamkeit zollte, war ein Verzicht auf seine Selbstsucht, und die erste „Verneinung“ etwa trat als Ideal des Rechtes in der Sitte in die Erscheinung. In einer Gemeinsamkeit, die dieses Ideal schon eingebürgert hatte, war es unsittlich, wider dieses Ideal zu verstoßen, und als die Sitte sich zum Gesetz verfestigt hatte, legte die Gemeinsamkeit Strafe darauf, der sich der „Gesittete“ unterwarf. Damit war auch das etwa erste ideale Gut, die Rechtlichkeit, in die Sitte eingetreten; vielleicht waren es die seßhaften Arier, die diese ideale Gestaltung des Willens zuerst fanden und sich dadurch von den semitischen Nomaden unterschieden, indem sie seine Artung, sich durch die Razzia, den Raub, der Lebensbedürfnisse zu bemächtigen, als nicht ehrenhaft (ari) verachteten.

Chamberlain erwähnt in den „Grundlagen“, daß die Germanen in der Zeit der Vorfrühe ihre alten Eltern, offenbar um unnütze Broteſſer zu entfernen, erschlagen hätten. Grauenhaft! Wenn wir das heute statt Sitte besser Unsitte nennen, so zeigt schon diese Bezeichnung, daß sich die Sitte seither in idealem Sinne wesentlich gewandelt habe, und ohne ins einzelne zu gehen, dürfte schon einleuchten, daß die höhere, edlere Sittlichkeit, die uns heute umfängt, eine reinere Form des Ideals ist, die nur durch wachsende Größe des Verzichtens auf die Begehrungen der Selbstsucht zu erringen war. Das Recht ist also — angenommen — die erste sittliche „Gestaltung“ der Selbstsucht, die erste ideale „Form“ des sinnlichen „Triebes“: Egoismus.

An der ersten Szene des „Rosenkavaliers“ verletzte es uns, daß die alternde Gattin eines vornehmen Mannes unverhüllt als die Geliebte eines unreifen Jungen dargestellt ward. Was uns nötigt, das schamlos zu nennen, ist offenbar ein Gefühl der Sittlichkeit, das in uns lebt. Nannten wir das Elternerschlagen der alten Germanen eine Unsitte, so leuchtet ein, daß uns Arier eine derartige Szene auf der Bühne nicht minder empören würde; es hellt sich auch schon auf — warum: Weil das Ideal der Sitte seither eine solche Höhe erklommen hat, daß wir auf derartige Vor-

gänge als auf eine überwundene „Niederung“ herunterschauen. Gelingt es, eine solche Entwicklung auch auf diesem Gebiete aufzuzeigen, dann wäre unsere Empörung gerechtfertigt; Agathe und Lohengrin wären Höhen dieser Entwicklung, die Gemeinheiten im Rosenkavalier — Niederungen; ob man uns Deutsche in überdachter Absicht oder aus angeborener Unfähigkeit zum Ideale dahin zurückführen will, spielt dann keine Rolle mehr.

Das läßt sich hier nachweisen, auch der tierisch-sinnliche Trieb der Fortpflanzung kann im Sinne Schillers ideal geformt werden, und wie Recht oder Rechtlichkeit durch Überwindung des Egoismus als Sitte unter den Ariern entstanden sind, erhob sich in diesem selben Sinne über den Fortpflanzungstrieb — das Ideal der Keuschheit. Sie gewährte seine Befriedigung erst in der sittlichen Gestalt der Ehe und schränkte sie überdies durch Treue auf den einen Gattenteil ein. — Das Weib mag in diesem Sinne als Lustsklavin (wie heute noch in der Türkei) begonnen haben. Es wurde gekauft wie ein Gerät, ein Stück Vieh, eine Hufe Landes; daß es seinen weiblichen Besorgungen dazu oblag, ging mit darein; Lustsklavin und Nutztier — so begann es. Dieses Sklaventum hat sich im jüdischen Ehe-Rituale bis heute erhalten; die jüdische Braut muß sich während des Trauungsaktes einmal auf den Boden kauern und der jüdische Bräutigam setzt ihr den Fuß auf den Nacken oder die Schulter; geschieht das noch so flüchtig und wird der Braut noch so eilig wieder emporgeholfen, so sagt es uns doch untrüglich, daß der Jude am Sklaventum des Weibes heute noch festhält.*) — Welches das erste Weib war, das sich der Begierde des Mannes in diesem idealen Sinne eines Willensverzichtes versagte; welcher Mann der erste war, der den Liebesgenuß erst nach der Vermählung ansprach, wer vermöchte, dieses Dunkel aufzuhellen? Es leuchtet aber unwidersprechlich ein, daß solcherlei dem tierisch-sinnlichen Triebe Entgegentreten vorangegangen und solch ideales aus der Tierwelt Sich-erheben sich immer höher und edler entwickelt haben muß, bis jene „Heiligkeit der Ehe“ als ideale Gestaltung des Fortpflanzungstriebes in die Erscheinung treten konnte, wie sie Chamberlain in den „Grundlagen“ bei den Römern feststellt. Waren Recht und Gerechtigkeit ein ideales Gut, eine ideale Gestalt, die sich über die tierische Sinnlichkeit des „Selbsterhaltungstriebes“ erhoben hatten, so stellten sich nun Keuschheit bis zur Ehe und Treue in ihr als neues ideales Gut oder ideale Gestalt daneben. Eine Lucretia,

---

*) Eine grauenhafte Uebereinstimmung mit Speisegesetzen, Talmud, Schächten, Ritualmordverdacht usw., die uns endlich denken lehren sollte.

die sich den Tod gab, weil sie „geschändet“ worden war; eine Virginia, die von ihrem Vater erdolcht ward, um solchem Lose zu entgehen, bezeugen, daß dieses sittliche Ideal, diese Gestaltung des „sinnlichen Triebes“ durch den „Formtrieb“, schon in so früher Zeit sich zu jenem Heroismus der weiblichen Ehre erhoben hatten, der ein geschändetes Leben nichtig und wertlos erschien (Ehre — ari). Darf man annehmen, daß es Arier gewesen seien, in deren seßhaften Niederlassungen sich zuerst jene Rechtlichkeit entwickelte, der ein Unrecht (Diebstahl, Raub, Razzia) als schimpflich und verächtlich schien, so darf man auch mit der Genugtuung dieses erkenntlich edleren Blutes darauf verweisen, daß es wieder der römische Arier war, der auch dieses ideale Gut in die Welt trug. Als Zeugnis dafür, wie hartnäckig Macht und Tierheit miteinander verbunden bleiben, darf man es ansehen, daß sich das Jus primae noctis bis in noch unserne Zeit erhalten hat. Es ist ergreifend, dazu und vielleicht vom 16. Jahrhundert an belegt zu sehen, wie sich im Volksliede der Adel der Würde des Weibes dagegen vergeblich erhebt, da er nun im Liebesliede bereits und zuvor um die Zuneigung desselben Weibes wirbt; so daß nun auch, trocken gesagt, der Fortpflanzungstrieb durch den idealen Formtrieb erhoben und verklärt in das Reich der Kunst eintritt. Das war es auch, was Schiller und mit Recht in der griechischen Tragik vermißte, als er an W. von Humboldt — unbeirrt durch die herrschende Gräkomanie seiner Zeit — schrieb: „. . . so werden Sie mir doch gestehen, daß es im ganzen griechischen Altertume keine poetische Darstellung schöner Weiblichkeit oder Liebe gibt.“ Hält man dazu, daß Goethe als Greis (1823 zu Eckermann) noch gesagt hat: „Man studiere Moliere, man studiere Shakespeare, aber vor allem die alten Griechen und immer die Griechen“, so entzieht sich nicht mehr, wer von den großen beiden der Germane und wer der Gräkomane gewesen ist. — So dürftig die Skizze war, sie mag wohl aufgehellt haben, welch wichtigen Dingen Goethe unzugänglich geblieben ist, wie hoch und groß sich Schiller als Ästhetiker über ihn erhebt; es ist auch nicht mehr dunkel, daß wir uns über diese Frage bei den Griechen keinen Rat holen konnten und Schiller wird noch tiefer aufklären: warum nicht.

Nun tut sich etwas Bedeutsames auf, das hier wohl zum ersten Male und im Anschlusse an Schiller und Schopenhauer mit solcher Deutlichkeit gesagt wird. — Daß eine Lucretien- oder Virginien-Tragödie (Emilia Galotti) erst möglich war, als dieses Ideal (Keuschheit und Ehe) sich bereits in der Sitte befestigt

hatte, leuchtet ein. Wie kam es aber zum Ideal? Das erfahren wir aus Schopenhauer. Dem genialen Menschen ist es geschenkt, wenn das Tierische (die Herrschaft des Willens) in ihm zum Schweigen kommt, in der „platonischen Idee" das Wesen des Menschen (soweit es überhaupt möglich ist) zu durchschauen; in diesem Zustand vermag er aber auch, „der Natur zu zeigen, was sie gewollt — aber nicht erreicht habe" — das Ideal. Eingeschaltet: Schopenhauer hat nicht so weit oder tief als Schiller, der dramatische Dichter, gesehen, dessen künstlerischer Stoff ja der Inhalt des Gefäßes, der Wille, war; er ist im gräkomanistischen Ideale des Gefäßes, der Schönheit, befangen geblieben und konnte nicht wie der Künstler Schiller zu den Idealen des Willens finden.*) Die Natur ist aber selber Künstlerin und bringt als solche selber Ideale hervor; als Ideale der äußeren Erscheinung erzeugt sie nicht nur herrliche Blütenformen, sondern auch den schönen Menschen; sie tut's auch auf den Gebieten des Willens, denn selbst Tiere des Waldes leben in der — Einehe. So — fand also der Grieche zunächst die Schönheit; es dürfte kaum etwas dagegen einzuwenden sein, daß er sie in der Natur zuerst erkannt habe, ehe er sie dann nachbildete, und endlich in der freien Gestaltung dessen, „was sich nie und nirgends hat begeben" (Götterwelt des Olymps), zu seinem höchsten Vermögen als Künstler emporgeschritten war. Nun ist es Schillers unvergängliche Größe, zum ersten Male und weit über Schopenhauers Ästhetik hinausschreitend, in derselben „Ästh. Erziehung" dargetan zu haben, daß auch der Wille, der Inhalt des Gefäßes oder nach Kant die ursprüngliche „Tierheit" (die tierisch sinnlichen Triebe), sich ideal formen ließe; ich glaube, es am Fortpflanzungstriebe hinreichend deutlich aufgehellt zu haben. Daraus ergibt sich nun für uns Arier oder Germanen, kurz zusammengefaßt, folgende überaus wichtige Erkenntnis:

Die Natur, das Leben enthält selber Ideale, ursprünglich die Keime dazu, Kants „gute Anlage"; die arische Menschheit hat sie als solche im Zustande der immer höher gelangenden Kontemplation, Stufe um Stufe emporsteigend, erkannt, und wie wenig hellbewußt anfänglich auch diese Erkenntnis war, sie doch auf ihren

*) Daß die Briefe 20—22 der „Aesthet. Erziehung" nichts anderes als die Darstellung „Wie die Kontemplation zustande kommt" enthalten, hat die gewisse Universitäts-Aesthetik sowohl wie die jüdisch-journalistische bis heute noch nicht begriffen. D. V.

Schild erhoben, um diesen Idealen als „ein (rassisch dazu geborener) guter Mensch in seinem dunklen Drange“ nachzuleben und ihnen immer näher zu kommen.*) Man nennt und nannte es Kultur, daß — vermutlich — der Arier der erste war, der sich von der Tierheit der „Razzia“, des Raubes, wie er heute noch unter Semiten als „Gesetz der Wüste“**) auftritt, lossagte, sich seßhaft machte und durch Bebauung des Bodens, durch ehrliche (ari) Arbeit, seinen Lebensunterhalt gewann. Vielleicht war diese Ehre das allererste Ideal arischer Stämme; wer es im Blute trug, verachtete den Raub und in allen seinen Formen (Juden an der Börse) und liebte die Wahrheit, so daß ihm auch die Raubtierlist (Talmud und Schulchan-Aruch) schimpflich erschien. Aber auch der Mensch selber war dem Arier — ein Acker; das Ideal — der Pflug und die Frucht — Kultur; das Gefäß — gab Schönheit her (Grieche): Kultur der Erscheinung, der Wille — Sittlichkeit (Römer — Keuschheit und Ehe): Kultur des Wesens. Traten die Ideale solchermaßen zuerst im Leben hervor, und spiegelt die Kunst nur dieses selbe Leben, so war es einzig Sache der Kultur eines Volkes, welche Ideale sich in seiner Kunst spiegelten. Diese, eine der größten und tiefsten Wahrheiten, die bisher gesagt worden sind, spricht Schiller in der „Ästh. Erziehung (Brief 24) in folgender Weise aus:

„Der Mensch in seinem physischen Zustande — erleidet bloß die Macht der Natur“ (Er „formt“ noch nicht; daher starrt diese Welt der alten Mythen, in die sich auch noch kein Strahl der Schönheit verirrt, von den Morden aus Machtgier, der Gastfreund wird um Gold ermordet, der Sohn (Orestes) richtet die Mutter mit dem Schwerte usw. usw.).

„er entledigt sich dieser Macht in dem ästhetischen Zustand“ (er formt das Gefäß und erhebt seine Erscheinung zur idealen Gestalt der Schönheit; das konnte er erst, als er „willensfrei“ sich zur Kontemplation erhoben hatte);

---

*) Ich sage „arische“ Menschheit, weil die im alten Testamente, Talmud und Schulchan-Aruch“ monumental festgelegte und von Rabbinern neuerlich als religiös verbindlich anerkannte Tierheit (im Sinne Kants) des Juden seine offenbar angeborene Teilnahmslosigkeit an unserer Kultur und Kunst hinreichend aufklärt. Der Jude konnte erst in unsere Kunst eindringen, als die arischen Ideale vorher von ihm zersetzt waren, das gilt auf allen Gebieten der Kunst, und Schiller genügt wohl als Zeuge. D. V.

**) Hierzu empfehle ich: „Das Gesetz des Nomadentums und die heutige Judenherrschaft“. Von Dr. Ad. Wahrmund. Neuauflage im „Deutschen Volksverlag“, München.

„und er beherrscht sie in dem moralischen“ (der Formtrieb machte beim Gefäße nicht halt, sondern wagte sich auch an den Inhalt des Gefäßes, den Willen, den tierisch-sinnlichen Trieb, und das Ergebnis dieser Gestaltung ist die Sittlichkeit).

Ich meine, es sei nicht mehr nötig auszuführen, wie diese Kulturzustände aus den Siegen des Formtriebes über die sinnlichen Triebe allmählich hervorgegangen sind. Aber! — Mit diesen drei Sätzen hat Schiller schon im Jahre 1795, als die Schrift erschien, die Schönheit als alleinige Gesetzgeberin der Kunst für immer entthront; daß er selber das Moralische, wo es in der Kunst auftritt, noch „schön“ nennt, darf uns darin nicht beirren, es war sein Zoll, den auch er noch der herrschenden Gräkomanie seiner Zeit entrichtete.

Was ist damit klar geworden? — Ein Zweifaches denke ich. Zunächst und erstens, daß mit Schiller das ethische Ideal als solches nun auch in die Kunst eintrete. Nicht in dem Sinne, als ob die Kunst nun Moral zu pauken habe; das hat derselbe Schiller, der sie in dieses neue Reich führt, bereits energisch abgelehnt, und wir werden darauf zurückkommen.

Aber bedenken wir etwas tiefer, was uns Schiller mit diesen „drei Zuständen“ aufgehellt hat! — Ich meine, daß er uns damit die umfassendste, tiefste und kürzest schlagende Darstellung der idealen Entwicklung unserer arischen Kultur gegeben hat. Wir wissen nun, daß wir Kultur haben und worin sie besteht. Was wir ihm damit verdanken, ist also und endlich:

**Ein klares, festes Kulturbewußtsein.**

Nun ist auch unschwierig zu erhellen, wieso die Moral in die Kunst gelangt. Als Zweck — darf sie nicht, das ist Aufgabe der Religion. „Ist der Zweck selbst moralisch,“ sagt Schiller, „so verliert sie“ (die Kunst) „das, wodurch sie allein mächtig ist, ihre Freiheit, und das, wodurch sie so allgemein wirksam ist, den Reiz des Vergnügens“. Aber vorher sagte er schon: „daß also die Kunst, um das Vergnügen, als ihren wahren Zweck, vollkommen zu erreichen, durch die Moralität ihren Weg nehmen muß.“ Und welcher Weg ist das? — Der Weg — durch die Kultur.

Es hat uns beim „Rosenkavalier“ geekelt, und wir wußten nicht, woher die Ekel-Empfindung als solche stammte; nun hat das Schiller erklärt: Aus unserem —leider noch vielfach verdunkelten — germanischen oder arischen Kulturbewußtsein. Es liegen auch Lasten darauf, die uns die Verdunklung begreiflich machen: das Alte Testament, die Gräkomanie,

die moderne Verjudung, der Schopenhauersche Pessimismus, der Geschäfts-Antisemitismus und vielleicht noch einige.

Wenn wir aber bedenken, was die „drei Zustände“ Schillers umfassen, die Jahrtausende der Entwicklung unserer arischen Kultur, und wie wir trotz Kampf und Not in diesen immer näher an unsere Ideale herangerückt sind, dann begreifen wir nicht nur, daß ihn Hebbel schon im Jahre 1848 den „Lehrer der Jahrtausende“ nannte, sondern fühlen auch die Kraft wie neu gewonnen, der Aufforderung Goethes Folge zu leisten, die all das in den einzigen Satz faßt:

„Trinke Mut des reinen Lebens!“

Daß dies die Abweisung, Verachtung und Bekämpfung alles jüdischen Schmutzes in sich schließt, braucht nicht mehr betont zu werden.



# Brahms und Wagner.*)

„Die Musik in ihrer höchsten Veredelung muß Gestalt werden.“ Schiller.

Es muß auch das einmal rund heraus gesagt werden!

Wir sind kuriose Käuze. Wir nehmen den „Wanderer“ von „Schubert“ in — Raten zu uns. Zuerst im Konzertsaale. Kommen wir darnach und zufällig in eine Ausstellung und treffen wir dort etwa das Aquarell Geigers „Der Wanderer“, so macht uns das viel Spaß. Aber daß uns einfiele, die zwei gehörten zusammen: O, nein! — Es ist eigentlich auch nicht Sache des verehrten Publikums, das einzusehen, sondern ganz anderer Leute. Der Maler, wenn er als Hörer im Konzertsaale sitzt, sollte sagen: „Was, im Frack und mit weißer Binde wandert man? — Sehr seltsam!“ Und der Poet oder Musiker sollten vor dem Aquarelle sprechen: „Armer Wanderer! Du sollst sprechen, sogar singen, einen anderen Schubertschen Wanderer gibt es gar nicht; aber wir wissen, armer Kerl, auf dem Bilde ist das eben nicht möglich.“ Der Erste, vielleicht Einzige, der das noch künstlerisch berechtigt fände, den Wanderer nicht in Raten zu genießen, wäre der Schauspieler, der Opernsänger.

Nicht er allein! — Kant, der alte Kategoriker aus Königsberg, hat schon den seltsam hier herein klingenden und zustimmenden Satz geprägt: „Schöne Kunst ist nur eine Kunst, insoferne sie zugleich Natur zu sein scheint.“ Bewundern wir die Tiefe des Mannes, dem es nicht anders möglich war, als für ein Jahrhundert etwa vorauszudenken; denn der Wanderer, der auf dem Bilde nicht singen kann, und der Herr in Frack und weißer Binde, der mit tragischem Pathos verkündigt: „Ich komme vom Gebirge her“, die sind doch sicherlich — keiner — Natur. Tun wir also das, was Kant heute gewiß verlangt hätte: Kostümieren wir den Sänger, stellen wir ihn auf eine Bühne und in eine Szene, in der „Das Tal dampft“ und ersetzen wir das Klavier durch ein Orchester, daß wir auch „es braust das Meer“ andeuten können, soviel sich davon der Vorlage anschmiegend andeuten läßt, usw., und wie mächtig wird nun der Eindruck sein! Und warum? Weil wir dann wirklich — Natur haben.

*) Erstabdruck im Innsbrucker Tagblatte „Alpenland.“

Uns Deutsche interessieren derlei Dinge und weil wir gründlich sind, werfen wir, um dies tiefer zu begreifen, einen Blick auf unsere arische Kunstentwicklung.

Der erste Künstler, man darf es annehmen, war das Volk als jener Gestalter, der die Naturerscheinungen in den Gott verdichtete (Mythos), also ein Dichter. Es trug ihn im Herzen, bat ihn (betete) um Schutz und endlich drängte es den mythischen Menschen, diese Gedankengestalt seinen Sinnen darzustellen. Wie man heute noch Kindern zuerst plastische Spielzeuge in die Hand gibt, so mag der erste Künstler, der mit seiner Vorstellung, die er im innersten barg (Gedanke), in die Sinnlichkeit des Kunstwerkes drängte, der Plastiker gewesen sein. Wir stehen an der Wiege der Kunst, wenn wir sie erst dort beginnen lassen, wo irgend ein Kunstwerk auch in die sinnliche Erscheinung tritt.

Nun ist es der Menschheit vorgeschrieben, sowohl in der Kunst, wie auch in der Wissenschaft von außen nach innen zu gehen. Gewiß baute der Grieche zuerst, denn das Bedürfnis nötigte ihn, Schutz vor Wetterunbill sich zu schaffen. Reine Kunst, nur Spiel — im Sinne Schillers („Ästh. Erziehung") ist das nicht, weil ein äußerliches Bedürfnis damit verbunden ist. Wir übergehen daher die Architektur und schreiten gleich zur Kunst des reinen Spieles, der ersten, die der Grieche betätigte, zur Plastik. Er hatte das Ideal der äußeren Erscheinung, das Schöne, gefunden, zunächst am schönen Menschen, und es war reines Spiel, als er es in tausendfältigen Bildungen künstlerisch verwirklichte. Es blieb aber doch nur Kunst des Scheines, der Erscheinung. Was trug diese Erscheinung in sich? Diese innere Welt, die Welt des Willens und Wollens, war das Element zunächst der Poesie, des Gedankens. Was der Grieche wollte, drückte er ja im Gedanken aus. Auch da hatte er schon ein Ideal gefunden, das der Vaterlandsliebe (Tyrtäos, Leonidas). Von dieser idealen und daher edlen Lyrik war er im Homer zur epischen Darstellung seiner Götter und Helden vorgeschritten und hatte uns damit Einblick in sein inneres Leben, in die Welt seines Wollens, gewährt. Es gefällt uns vielfach nicht; auch Schiller sagte davon schon: „Das Derbe, oft Niedrige und Häßliche im Homer und den Tragikern sei mit den Begriffen von Schönheit nicht zu vereinigen." Das empfand der Grieche nicht und unbekümmert darum ging er seinen künstlerischen Weg weiter, vom Epos zum Drama gelangend. Was ihn dazu drängte, war unbewußt nichts anderes, als was Kant abstrakt bewußt aussagte: „Schöne Kunst usw., insofern sie zugleich Natur zu sein

scheint." Kant hat es sicherlich nicht so umfassend gemeint und dabei nur an die Natur in der Malerei gedacht; aber das deutsche Denkergenie konnte nicht anders als so tief denken, daß sein Gedanke auch die künftige Entwicklung in sich schloß. Denn es leuchtet doch ein, daß die edelste antike Plastik nur die Erscheinung, — also nur ein Fragment der Natur bietet, nur die Erscheinung — aber nicht Wollen oder Wille; und daß umgekehrt Homer nur die innere Welt, die des Herzens oder Gemütes, bietet und keine Erscheinung (denn die genialste Beschreibung Homers kann die Erscheinung selbst nicht ersetzen), also wieder nur ein Fragment der Natur. Was der Grieche in sich fühlte, was ihn drängte, den ersten, zweiten, dritten Schauspieler einzufügen, war nichts anderes als das innere Geheiß, das ihm auftat: Plastik und Poesie, jede für sich allein, seien eben nur Fragmente der Natur, aber noch nicht volle oder wirkliche Natur. Das war es, was ihn zum Drama führte. Oder kurz zusammengefaßt: Die Erscheinung ist nur der Träger des Willens, der Wille oder das Wollen — das Getragene, und wer diese beiden von einander trennt, versündigt sich auch künstlerisch an der — Natur.

Die dürftigen Ansätze der Malerei (dekorativ) und Musik (melodisch-rhythmisch wohl nur), die damals anzutreffen waren, kann man füglich übergehen; denn es wird nirgends berichtet, daß der Grieche jemals wie Shakespeare nur mittels einer Tafel die Szene angedeutet hätte, noch läßt die Dürftigkeit seiner Musikinstrumente vermuten, daß von Harmonie und Modulation in unserem Sinne nur annähernd zu sprechen wäre.

Sagte ich vorhin, der Grieche habe schon neben der Schönheit auch das Ideal der Vaterlandsliebe, also ein Ideal des Gemütes, des Wollens, gekannt, so stand das „Derbe, oft Niedrige und Häßliche", das Schiller zum erstenmale in seiner inneren Bedeutung sah und deswegen rügte, in einem seltsamen Widerspruche dazu. Neben Schönheit — Derbheit, neben Vaterlandsliebe — Niedrigkeit und Häßlichkeit; auch das hatte Schiller in seiner großen Schrift „Über naive und sentimentalische Dichtung", wenn auch noch mit mancher Unsicherheit, doch endgültig aufgeklärt. Er nennt diese Empfindungswelt voll seltsamer Widersprüche: naiv — und verweist mit tiefem Rechte darauf, daß auch Kinder — naiv seien, weil man an ihnen ähnliche Widersprüche gewahren könne. Eines leuchtete sofort ein: Kinder entwickeln sich ja und treten damit aus der Welt dieser Wider-

sprüche heraus; was bei Kindern gilt, auch Völker entwickeln sich ja, sollte es nicht auch für die Menschheit gelten?

Freilich! Genau so treffen wir in der Antigone neben der abstoßenden Roheit (Wille), die Bestattung des leiblichen Bruders mit der Todesstrafe zu bedrohen, das edle Wort der Heldin: „Nicht mitzuhassen, mitzu l i e b e n (auch Wille) bin ich da.“ Wieder der seltsame Widerspruch, wieder — Naivität. Zwei Welten begannen in der Brust des Griechen miteinander zu ringen: die antike, die einen Liebesdienst der leiblichen Schwester mit dem Tode bestrafte, und eine neue, die für solche Liebe in den Tod ging. Der T r ä g e r, die Erscheinung, blieb unverändert; aber das G e t r a g e n e, die Welt des Wollens, des Herzens, des Gemütes, die bis dorthin auch nur F r a g m e n t e d e r M e n s c h l i c h k e i t aufgezeigt hatte, schickte sich nun an, sich in die Welt der Liebe zu wandeln. Es klingt kühn, ist aber vielleicht tiefe Wahrheit: Weder Philipp noch Alexander, sondern dieser innere Zwiespalt haben Hellas gestürzt und begraben.

So trat auch der größte Gegensatz der schönheitstrunkenen antiken Welt in die Erscheinung, das Bildnis eines — gekreuzigten Hochverräters. Er hatte fernab von den herrlichen Tempeln und edlen Skulpturen das kleine Volk der Juden, die Armen unter ihnen, aufgewiegelt. Aber es war der Hochverrat an Reichtum und Macht, der von der Tierheit der Sklaverei nicht lassen wollte, auch der Macht über die Geister*), und es war der Hochverrat der — Liebe, der — Menschlichkeit. Der letzte Blick aus dem Auge dieses gekreuzigten Hochverräters war der erste Sonnenstrahl des neuen Menschheitmorgens. Der ewige Ruhm des Griechen ist nun ein zweifacher: Er hat das Ideal der äußeren Erscheinung, die Schönheit, in die Welt gesetzt u n d in seiner Brust diesen größten aller Kämpfe — Schiller sagte etwa: zwischen naiv und sentimentalisch — durchgekämpft, zuerst durchgekämpft. Daß er das Ziel nicht geahnt hat, daß er davor zusammengebrochen ist? So weit wir über ihn auch hinaus- und hinaufgelangt sind, das — Ziel, das sehen auch wir noch nicht, und andere, deren Nachfahren wir sind, haben das Erbe aufgenommen.

Hier ist — und Chamberlain behält leuchtend Recht — der tiefste, gewichtigste Einschnitt in der Kulturentwicklung der arischen Menschheit zu suchen. Die gewaltige Wendung, von der Schönheit, der Erscheinung nur, nach i n n e n z u m n e u e n I d e a l e des Wollens, der L i e b e, war nun in ihren ersten Schritten vollzogen.

*) Sokrates hatte noch den Schierlingsbecher trinken müssen.

Das neue Ideal drang nun auch in die Kunst ein, und wie es die Poesie mit einem gänzlich neuen Inhalte allmählich erfüllte, so schuf es sich auch zwei neue Künste, die ihm dienen mußten, bezw. entwickelte sie aus kümmerlich naiven Anfängen zur Höhe vollster und reichster Entwicklung: die Malerei und Musik. Der Vorrang, den die Erscheinung noch immer besaß, äußerte sich zunächst darin, daß die Malerei in ihrer Entwicklung der Musik weit voranging (von außen — nach innen). Mag man den Beginn der letzteren in was immer für eine Zeit setzen, man trifft gleichzeitig schon unverhältnismäßig hoch entwickelte Malerei und das sagt alles. Es gab schon einen Raffael, als erst etwa ein Palestrina schuf. Eines hatte sich freilich gewaltig geändert: der Gegenstand der Kunst. Von Rückfällen in die Darstellung des griechischen Mythos abgesehen, beherrschte die Bändigung des Willens oder Wollens durch das neue Ideal der Liebe, wie sie sich in der reichen Entwicklung der christlichen Kirchenhistorie zeigt, die Malerei, und war das eigentlich auch der Stoff der Poesie, so ward jene doch dazu gedrängt, nunmehr dieses — innere Leben mittels der äußeren Erscheinung festzuhalten. In weitestem Sinne ist ja alle christlich-kirchliche Malerei nichts anderes als eine unerschöpfliche Reihe von Variationen jenes inneren Themas, das der Opfertod des Nazareners und seine Lehre in die Welt getragen haben. Das Näher-an-die-Natur-herangehen, die Weiterentwicklung des Kantischen Gedankens, ist auch hier einsichtlich nachzuweisen. Sie zeigte sich in zweifacher Weise. Erstlich in der Malerei als Erhöhung der Wirksamkeit des künstlerischen Ausdruckes, die dadurch bewerkstelligt ward, daß zu Leinwand (Marmor) und Pinsel (Meißel) als neues künstlerisches Mittel „die Farbe" hinzutrat; und zweitens in der Bereicherung durch ein neues Thema: die Landschaft, ob sie selbständig oder nur als Beiwerk auftrat. Hätte sich das nicht entwickelt, wir hielten heute vielleicht noch bei der szenischen Tafelangabe Shakespeares; es ist auch ebenso falsch als veraltet, das Werk des Bühnenmalers noch immer Dekoration (Schmuck, Schmückung) zu nennen, denn seine Aufgabe ist, genau im Kantschen Sinne, auch dieses Fragment der Natur als Teil der vollen Natur dort beizutragen.

War so selbst die Kunst der Erscheinung dem Innenleben, den Idealen des Gemütes, des Wollens dienstbar gemacht, so drängte der Mensch nun über den Gedanken (Poesie) hinab noch tiefer in seinen ursprünglichen Mutterschoß, die Empfindung; wenn uns auch die Entwicklungsanfänge der Musik noch so kindlich

erscheinen mögen, sie — die Empfindung — ist es doch, die bisher — in der Erscheinung und der Poesie (Gedanke) sich nur mittelbar an uns wenden konnte, während sie nun, in den Reichtümern der Musik, unmittelbar zu uns spricht. Schiene es die seltsamste aller Zumutungen, es ist doch nichts anderes als völligste Wahrheit: Musik ist nicht minder Natur als Plastik und Poesie und Malerei — und sogar die tiefste. Als der vormythische Mensch sich aus den Nöten und Freuden seines Lebens, seiner Empfindung, den Mythos schuf, ging er von innen, von seinem Herzen aus; in der Musik und mit ihr ist er wieder dahin zurückgekehrt, der Reigen der Künste hat sich geschlossen.

Als der Grieche im Schönheits-Ideale der Plastik — seine Gestalt, seine Erscheinung, künstlerisch erklärt hatte, drängte es ihn dazu, auch sein Inneres darzustellen, und er erfand sich, sie nebenher entwickelnd, die Poesie. Auch daran hatte er nicht genug; er, in dessen Brust der Kampf um das Ideal der Liebe entbrannte, Liebe gegen Egoismus, schritt über Tyrtäos und Homer in wachsender Vervollkommnung zur „Natur“ des Dramas. Das geschah sicherlich ohne bewußte, ästhetische oder erkenntnistheoretische Rechtfertigung; er war Natur, es drängte ihn daher zur Natur. — Bezeichnen wir mit Schiller die große Wendung im Herzen der arischen Menschheit vom Egoismus zur Liebe als die sentimentalische, so ergibt sich, daß wir im wesentlichen Recht behalten, wenn wir großzügiger etwa von zwei Kunstpaaren sprechen; dem naiven: Plastik und Poesie — und dem sentimentalischen: Malerei und Musik. Da es auch einsichtlich geworden sein dürfte, wie und daß jede Einzelkunst nur Fragmente der Natur darzustellen vermöge, so liegt nahe zu behaupten, daß es nur eine Frage der Zeit war, wann denn nun — nach dieser Bereicherung und Vertiefung — wieder wie bei den Griechen vormals der Drang erwachen werde, nun die beiden Schwesterpaare der Kunst wieder zur Natur im Drama zusammenzufassen. — Es dürfte nicht schwierig sein, nachzuweisen, daß jede Kunst sich anfänglich in einer Art ornamentalen Zustandes befunden, mit ornamentalen Formen begonnen habe. Das Gebet (in irgend einer Strophe), die älteste Form der Lyrik und — wie ich vielleicht mit Recht vermute — aller Kunst, bezeugte dies schon. Wie weit war da der Weg von ihr bis zum Drama, aus dem Ornament — zur Figur. Und doch: es war nur der Weg der Natur, auch in der — Kunst. In der alten Oper befindet sich die Musik noch in diesem ornamentalen Zustande und die Text-

strophen zu den Arien beweisen das wohl hinreichend, usw. Es hatte nur einer zu kommen, der nicht nur den Mut, sondern auch die künstlerische Kraft zu jener Wahrhaftigkeit in sich trug, auch die Musik aus dem Ornamente zur Figur („Gestalt“ Schillers) zu befreien, und der auch den Mut aufbrachte, die beiden Künstlerpaare wie seinerzeit der Grieche zu ihrer wahrhaften Natur (sie waren ja nur entwicklungshalber getrennt gewesen, und da läßt sich die Natur bekanntermaßen nichts dareinreden) zusammenzufassen. Es war — Richard W a g n e r.

Nennen wir Plastik und Malerei — die Künste der Erscheinung, Poesie und Musik — Künste des Wesens, so ergibt sich aus allem Vorangegangenen, daß künstlerische Natur oder natürliche Kunst, schon im Sinne Kants, wirklich nur im Drama anzutreffen sei. Wird das Wesen, die Darstellung des Wollens oder Willens, vernachlässigt, so daß nur die Erscheinung (Aquarell) als Kunst auftritt, dann entsteht jener „Wanderer“, der gerade das nicht vermag, wozu und wie er in die Welt getreten ist (Poesie und Musik), eine G r o t e s k e d e s W e s e n s. Sie hat jener alte deutsche Maler schon empfunden, der seinen Figuren Zettel mit den darauf geschriebenen Reden in den Mund steckte; wer das beim Aquarell-Wanderer noch nicht empfindet, möge sich von diesem alten Meister belehren lassen. Wird die Erscheinung vernachlässigt, wie im heutigen Konzertgebrauche in rührender Ahnungslosigkeit noch durchgängig anzutreffen, so entsteht der seltsame Wanderer im Frack, weißer Binde und mit Lackstiefeln, der im tragischen Pathos verkündigt: — „Ich komme vom Gebirge her“, — eine G r o t e s k e d e r E r s c h e i n u n g.

Und so sind alle Werke von Brahms vor diesen Gedanken, dem Drama Wagners und besonders auch vor Schillers kühnem, weit vorausblickenden Worte von der „höchsten Veredelung der Musik zur Gestalt“ tatsächlich — G r o t e s k e n; und weil auch Schiller sicherlich nicht an die „Frackgestalt“ gedacht hat, die ein unentbehrliches Requisit a l l e r Brahms'schen Kunst ist, sogar — F r a c k - G r o t e s k e n! Daß dieser künstlerische Mangel gerade jenem Großen, der die Zusammenfassung zur Natur nicht nur ästhetisch lehrte, sondern auch in seinen großen Werken genial betätigte, besonders widrig und widerlich war und sein mußte, das leuchtet nun wohl jedem ein, der den künstlerisch natürlichen Drang nur begreift, wie er schon die Griechen zum Drama geführt hat.

Schillers kühnes Wort hat übrigens Wagner dort vollendet ausgedeutet, wo er, von der Musik sprechend, sagt: Und w a s sie

tönt, das mögt ihr dort auf der Bühne schauen! — die „Gestalt" nämlich.

Wenn unsere gewisse Tages-Ästhetik an diesen Fragen vorübergeht, so ist das nicht unerklärlich. Weiland Eduard Hanslick gab den Ton an. Die Sprache unserer Empfindung, die Musik, ob im „Wanderer", oder als „Furcht und Mitleid" im Drama Wagners, sagte er, sei „Arabeske und Kaleidoskop"; zum Trauermarsche in der „Eroika" könne man „Fasanen mit Burgunder" zu sich nehmen. Fremdes Blut spricht da! Daß der Mann ausgezogen war, das Gebot des jüdischen Index an R. Wagner zu vollziehen, das begreift man. Sein Nachfolger in der Wagnertötung wird dieses Amt „wissenschaftlich" weiter betreiben; also scheint das Ansehen der „Wissenschaftlichkeit" seines Vorgängers schon arg gesunken zu sein. Der Mann trägt übrigens auch denselben Ahasver im Geblüte wie sein Vorgänger.

Gewahren wir aber auf unseren Opernbühnen, wie die Tierheit dieses selben Geblütes sich an Vergewaltigungsszenen ergötzt, dann wäre für uns Deutsche die Zeit gekommen, zu erkennen, daß da wohl organisierte Kräfte im Spiele seien, die kein Geringeres unternehmen, als uns Germanen wieder in jenen Zwiespalt zurückzuführen, der in der Brust des Griechen zum ersten Male entfacht war und von dort — in den Schlamm der — Tierheit.

Wer von uns das nicht will, der erhebe und ermanne sich wieder an unseren Großen und Edlen, und zwei ihrer Größten und Edelsten waren:

Schiller und Wagner!



# Schiller als Vorläufer Schopenhauers.*)

**Zum Gedenken seines Geburtstages.**

„Dies ist das Wesen des deutschen Geistes,
daß er von innen baut.“ R. Wagner.

Es ist an Beiden nur der Ästhetiker gemeint.

Aber trotzdem und erst recht: Eine Bombe — in die deutsche Philosophie! Es ist zwar nicht schicklich, in diese „heil'gen Hallen“ ein so unangenehm explosibles Ding zu tragen und es ist noch weniger schicklich, das zu solch' einem Tage, in solcher Absicht zu tun. Aber diese Herrschaften haben Schillers Ästhetik verschlafen und Schopenhauers Lebenswerk samt seinem dritten Buche, was noch schlimmer ist, sekretiert, vierzig Jahre — sekretiert! Nun sind sie Beide: Schiller und Schopenhauer — Jünger Kants. Beide — bekennen sich mit Stolz dazu und da sagte schon der arglose Laie: Also müssen sich auch tiefe Übereinstimmungen, nicht nur mit Kant, sondern auch untereinander, finden lassen. Freilich! Der germanisch ideale Schiller und der grimmige Antisemit Schopenhauer, der überdies seine Ethik mit der christlichen übereinstimmend ausdrücklich nannte, sie beide paßten jenen Herrschaften nicht in den Kram, die seit Lessings Nathan die Verbrüderung mit den semitischen Raubtieren unter dem Titel „Menschentum“ ins Werk setzten, und so wäre endlich zu denken, daß es aus demselben Grunde um Schillers grandiose**) Ästhetik herum ebenso still geworden ist, wie nach ihm — um Schopenhauer. Wäre es so, dann wünschte ich wohl, daß die Bombe nicht nur diese Herrschaften aus dem Schlafe rüttelte, sondern — sollten solche Absichten wirklich dahinterstehen, daß sie die „Führer“ auch ein wenig atomisiere.***) Wenn auch leider zugestanden werden muß, daß es nur unsere Lässigkeit zu einem größten Teile gewesen ist, die es geduldet hat, daß Elemente mit angeboren rassischer Unfähigkeit zu solchem Einflusse gelangen konnten. .

---

*) Erstabdruck im Innsbrucker Tagblatte „Alpenland“.

**) Hebbel schon nannte ihn diesbezüglich den „Lehrer der Jahrtausende.“

***) Da ich mich der Auszeichnung erfreue, 11 Universitätsprofessoren und 4 Staatsbibliotheken zu den Vorbestellern meiner Schriftenreihe zu zählen, liegt auf der Hand, daß sich dieser scharfe Angriff nur gegen diejenigen richtet, die sich — ob aus Borniertheit oder im Auftrage Judas, heute noch dazu hergeben, Schiller und Schopenhauer weiter zu sekretieren.

Ästhetik ist — nun in die Sache selber eingetreten — Erkenntnistheorie der Kunst, ihrer Aufgaben. Heute gilt noch, dank der infamen Sekretierung Schopenhauers, als Axiom: Aufgabe der Kunst sei die „Darstellung des Schönen". Damit hat Schopenhauer gebrochen, denn er lehrt, daß ihr die Darstellung oder Nachbildung der „platonischen Idee" aufgetragen sei. Was ist diese? Definieren kann man sie nicht; aber er gibt Beispiele und wählen wir das von der „Wolke":

„Wann die Wolken ziehen, sind die Figuren, welche sie bilden, ihnen nicht wesentlich, sind für sie gleichgiltig; aber daß sie als elastischer Dunst, vom Stoße des Windes zusammengepreßt, weggetrieben, ausgedehnt, zerrissen werden, ist das Wesen der Kräfte, die sich in ihr objektivieren, ist die Idee; nur für den individuellen Beobachter sind die jedesmaligen Figuren."

Wenn der Maler vor einem Landschaftsmotiv sitzt und unbekümmert darum, ob die eben in der Luft stehende Wolke auch seiner und des Bildes Stimmung entspricht, sie nachpinselt, so leuchtet ein, daß er nur die Natur oder — wie Schopenhauer sagte: die zufällige Figur — nachgebildet hätte. Er tuts aber nicht; er will auch eine solche Wolke darauf haben, die jene Gesamtstimmung hervorruft, die in seinem Herzen feststeht. Darum war er vorher wiederholt in die Natur hinausgegangen, hatte sich das Motiv unter verschiedenen Stimmungen angesehen und endlich eine, bezüglich der Luft oder Wolke, endgiltig gewählt. Was er gewählt hatte, war nicht mehr die Idee, die jeden Tag zu haben war, sondern das Ideal, das auch die Natur nur ausnahmsweise hervorbringt.

Schopenhauer, wenn er auch mit gehörigem Nachdruck wiederholt die Nachbildung der Idee nur als Aufgabe der Kunst hinstellt, hat doch — so groß ist er — diese „Schwäche" seines Philosophemes selber noch erkannt, denn er sagt im Verlaufe seiner Ausführungen noch: „Dem genialen Menschen, dem Künstler, sei es geschenkt, der Natur in seinem Werke zu zeigen, was sie gleichsam gewollt, aber nicht erreicht habe: „das Ideal".

Halten wir nun, in größten Umrissen gegeben, fest, daß Kunst Idee und Ideal sein müsse, in deutschem Verstande*), so fragen wir nun als Ästhetiker: Wie kam oder kommt der Mensch dazu, der von so vielen Begehrungen und Lebensnöten Gejagte, daß er dieses wütenden Gequängels so gänzlich vergißt, um sich

*) Was die Juden machen, ist uns Germanen nicht maßgebend.

des völlig anders gearteten Vermögens der Kunst zu bemächtigen und in ihr Idee und Ideal nachzubilden?

Da sagen wir, es sei das unvergängliche Verdienst des sekretierten Schopenhauer, uns das in seinem dritten Buche (des Hauptwerkes) aufgehellt zu haben, und die beiden Felspfeiler, auf denen seine wichtigsten ästhetischen Erkenntnisse ruhen, seien die beiden Philosopheme von der „Kontemplation" und von der „Idee". Erhellen wir uns das etwas!

Tausend gehen an einer schönen Architektur, einem edlen Palaste, vorüber. Neunhundert tun das ungerührt, mit keinem anderen Bedachte als: „Das ist ein — Haus; größer und schöner als viele andere, das möcht' ich haben." Von den erübrigenden hundert bleiben neunzig stehen, auch das dringendste Geschäft kann sie nicht abhalten, das zu tun; sie vergessen ihre Sorgen und lassen den Blick in einer Stimmung darauf verweilen, die völlig frei von allem Begehren des Tages, der Stunde ist, und was sie da sehen, dazu haben sie sich vor Jahrtausenden schon das Wort, die Bezeichnung schön geprägt. Das Sich-erheben über den Alltag, das erste, ist die Kontemplation, das Gewahrwerden dessen, daß das Gesehene Idee (Haus) und Ideal (Schönheit) in sich vereinige, ist die Erkenntnis der „platonischen Idee" (samt Ideal). Diese Neunzig waren sohin als Genießende einer ästhetischen Erkenntnis fähig. Die letzten Zehn, nehmen wir an, seien die Künstler, die solche Werke zu schaffen vermögen.

Wer empfindet, sieht und zugibt, daß seit der ersten gelungenen griechischen Skulptur alle Kunst so und nicht anders in die Welt getreten ist, daß sie (mit Ausnahme der jüdischen) niemals anders in die Welt wird treten können, der weiß, welch edle und tiefe Bedeutung der Kontemplation innewohnt, in der es dem genialen Menschen, dem Künstler gegönnt ist, Idee und Ideal wahrzunehmen, zu erfassen, zu „anticipieren" — wie Schopenhauer sagte (in Bezug auf das Ideal) — und sie dann, gleichgültig in welchem Stoffe, nachzubilden.

Das — hat nun Schiller, der auch Sekretierte? — schon gesehen und gesagt, denn er schreibt in seiner „Ästhetischen Erziehung":

„ . . . so müssen wir das Vermögen, welches ihm" (dem Menschen) „in der ästhetischen Stimmung zurückgegeben wird, als die höchste aller Schenkungen, als die Schenkung der Menschheit betrachten" (21. Brief).

Bekanntlich kennt das Tier keine Kunst in reinem Sinne, bleibt in der Begehrung befangen, und ich will auf die Gefahren hier nicht näher aufmerksam machen, die der deutsch-idealen Kunst daraus entstehen, wenn sie ihr Gebiet noch länger von Bipeden beeinflussen läßt, die sich seit Jahrtausenden der Erhebung in die „ästhetische Stimmung", in unserem germanisch-idealen Sinne, erwiesenermaßen unfähig gezeigt haben.

Schiller hat sich aber auch mit Plato beschäftigt. In einem Briefe an Körner, seinen vertrautesten Freund, empfiehlt er ihm ausdrücklich, ein Kompendium der platonischen Philosophie, das er also offenbar selber benützt hat. So darf es uns nicht verwundern, wenn wir in derselben Schrift auch der Idee schon begegnen und sie dort mit einer Tiefe erfaßt finden, die hinter der Schopenhauerschen nicht im Geringsten zurückbleibt:

„... das ist die höchste Erweiterung des Seins, da verschwinden alle Schranken, da hat sich der Mensch aus einer Größeneinheit, auf welche der dürftige Sinn" (principium individuationis) „ihn beschränkte, zu einer Ideeneinheit" (das princ. ind. wird durchschaut, die Maya fällt: Plato!) „erhoben, die das ganze Reich der Erscheinungen unter sich faßt. Wir sind bei dieser Operation nicht mehr in der Zeit, sondern die Zeit ist in uns — mit ihrer ganzen nie endenden Reihe. Wir sind nicht mehr Individuen, sondern Gattung" (Erhaltung — der „Gattung") „das Urteil aller Geister ist durch das unsrige*) gesprochen, die Wahl aller Herzen ist repräsentiert durch unsere Tat" (12. Brief, Schlußabsatz).

Nun ist es mir Raummangels wegen leider versagt, hier die beiden Anführungen in noch nähere und darum noch einsichtlichere Beziehung zu Schopenhauers Philosophemen zu bringen, das würde die Skizze zu sehr anschwellen.**) Aber ich kann das Vorgebrachte für den Übelwollendsten doch noch durch ein Diktum Schillers derart befestigen, daß der nur Ehrliche die tiefe Übereinstimmung nicht mehr ableugnen kann.

Nennen wir den Zustand des mit seinen Begehrungen erfüllten Alltages (willensgebunden), der die Erhebung in die

---

*) Man übersehe nicht, daß hier der edle Arier, der wahre Blutsbruder Platos, der Germane Schiller, spricht: Für die Juden ist das nicht verbindlich, wie der Talmud und unsere moderne jüdische Kunst hinreichend dartun.

**) Wer sich dafür interessiert, wird dies im Hefte 4 (Schiller und Schopenhauer) meiner Schriftenreihe „R. Wagners Kunstideale" finden.

„ästhetische Gemütsstimmung" (willensfrei) so sehr erschwert, den physischen Zustand, so verstehen wir Schillers tiefen Gedanken, mit dem er den ersten Absatz des 24. Briefes schließt: „Der Mensch in seinem physischen Zustande erleidet bloß die Macht der Natur" (Wille); „er entledigt sich dieser Macht in dem ästhetischen Zustand" (Kontemplation) „und er beherrscht sie in dem moralischen" (Idee und Ideal).

Merkwürdig, merkwürdig! Schopenhauer führt uns aus dem physischen Zustande in die Kontemplation, hebt uns in ihr zu Idee und Ideal empor und — gerät wieder in das gräkomanistische Ideal der Schönheit, mit seinen eigenen Worten gesprochen: in das — der Figur — nur (Siehe: Wolke!). Schiller gelangt auf diesem Wege aus der Willensgebundenheit und über die „ästhetische Stimmung" gar in das Moralische. Sollte das etwa mit dem, was der große Pessimist (wieder in der Wolke) das Wesen nennt, irgendwie zusammenhängen? Man dürfte daran denken, wenn man von Hebbel die seltsam anklingenden Worte liest: „Die dramatische Schuld entspringt nicht wie die christliche Erbsünde erst aus der Richtung des menschlichen Willens, sondern unmittelbar aus dem Willen selbst, aus der starren, eigenmächtigen Ausdehnung des Ichs . . ., gleichgültig . . . ob der Held an einer vortrefflichen oder verwerflichen Bestrebung scheitert." Wir brauchten nur daran zu denken, daß auch die Wolke, fände sie keinen Widerstand, sich ins Ungemessene auszudehnen strebte, genau wie der starre, eigenmächtige Wille des Helden — da täte sich ein neues ästhetisches Reich auf; mit Schopenhauer, das — des Wesens, mit Schiller: das — des Moralischen! Sollte das möglich sein? Ach, das wäre Morgenluft, ästhetische Morgenluft aus der Nacht oder über den Sümpfen der jüdischen Schlammkunst!

Auch hier behält Schiller Recht, er — war und ist der größte Ästhetiker aller Zeiten. Leider muß ich mir auch diesbezüglich versagen, Näheres auszuführen. Aber ich wollte heute und hier nur ein Zweifaches gewirkt haben: 1. Aufzuzeigen, wie tief Schiller und Schopenhauer nicht nur zusammenhängen, sondern auch, daß Schiller der Vorentdecker der beiden wichtigsten Philosopheme der Schopenhauerschen Ästhetik sei und 2. möchte ich dazu angeregt haben, daß die verschollenen, vergessenen, verstaubten, unverstandenen und sekretierten ästhetischen Schriften Schillers wieder aus ihrem Bibliothekswinkel hervorgeholt und auch — gelesen werden.

In deutsch-ästhetischen Dingen wüßte ich keinen umfassenderen und größeren Denker als ihn, und sein Gedächtnis wäre am würdigsten erneuert, wenn sich die Einsicht wieder entzündete: Von wenigen wie ihm gilt das edle, tiefe Wort seines großen Freundes:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
erwirb es, um es zu besitzen!“



# Arische Ideale in Kunst und Leben.*)

„Ein guter**) Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.“
„Faust.“ Goethe.

„Der Jude stand da . . . noch in hündischer Furcht vor jedem Fremden, der verbrieftes Recht hatte, den Vogelfreien zu beschämen und zu treten. Aber hinter allem glühte der Triumph des erschlichenen Sieges. Die Welt war verjudet, in Judengeist und -laster zersetzt***). Das war die Rache.“
Nach Semi-Imperator S. 128.
Kurt Münzer.

Es war eine erste Griechin, die steckte sich eine Blüte ins Haar. Was ist das? Wir sagen — Schmücken, Bedürfnis darnach, und das ist nichts anderes als — Kunst. Als das aber zum ersten Male, ob in Marmor oder auf der Leinwand, dargestellt ward, was ist es da? Da ist es doch erst recht und wirklich — Kunst? Wie wäre das treffend zu unterscheiden? Jedenfalls ist der Vorgang im Leben auch der Darstellung durch den Künstler vorausgegangen und wir dürfen daher richtig sagen: Das Ursprüngliche ist das Ideal im Leben selber; es war ein völlig neues Vermögen, als im Menschen (Griechen!) der Drang erwachte, diesen Vorgang, der sich vorher unzählige Male begeben haben mochte, durch die Darstellung festzuhalten. Man könnte also sagen: Kunst sei — durch die Darstellung festgehaltenes Ideal, Lebensideal. Nennen wir es hier mit dem Bahnbrecher Schopenhauer — ein Ideal der „Figur“.

Der Bahnbrecher? — Figur? — Was soll das bedeuten? Bis zu Schopenhauer hatte die Ästhetik, die Lehre oder Wissenschaft von der Kunst, behauptet, daß ihre Aufgabe die Darstellung des Schönen, der Schönheit sei. Er — hat damit gebrochen, er war der erste, der ein anderes forderte, der sagte: Die Aufgabe der Kunst sei die „Darstellung“ oder „Nachbildung“ der platonischen Idee. Was soll das sein? Definieren

*) Erstabdruck in der Wiener Wochenschrift „Die neue Front.“
**) Mit dem Blute der „guten Anlage“ Kants geboren: Der Arier.
***) Leider! — die arische.

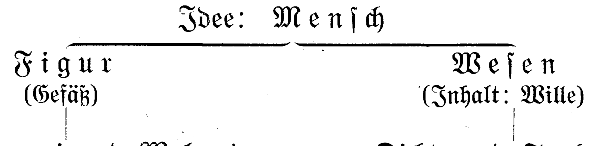
läßt sich die Idee nicht, da sind wir an einer der Grenzen unserer Vernunft angelangt, denn „Urbild“ oder „Vorbild“ ist nur ein kümmerlicher Ersatz dafür. Aber Schopenhauer gibt Beispiele dafür, wählen wir zu unserem Zwecke das hierfür geeignetste und besorgen wir nicht, daß wir es nicht zu erfassen vermöchten, denn die Philosopheme unserer ganz großen deutschen Denker haben die angenehme Eigentümlichkeit; *einleuchtend*, *verständlich* zu sein; es ist dies von der Wolke.

Hören wir ihn:

„Wann die Wolken ziehen, sind die *Figuren*, welche sie bilden, ihnen *nicht wesentlich*, sie sind für sie gleichgültig; aber daß sie als elastischer Dunst, vom Stoße des Windes zusammengepreßt, weggetrieben, ausgedehnt, zerrissen werden, ist ihre Natur, ist das *Wesen* der Kräfte, die sich in ihr objektivieren, ist die *Idee*; nur für den individuellen Beobachter sind die jedesmaligen Figuren.“

Das ist darum bahnbrechend, weil zum ersten Male alle künstlerische Erscheinung in ein Zweifaches zerfällt: in eine *Figur* und in ein *Wesen*. Es braucht nicht umständlich nachgewiesen zu werden, daß der *Maler* auf seinem Bilde nur die *Figur* malt. Das Wesen malt er nicht, weil er nicht kann. Steigen wir aber, mit Schopenhauer gesprochen, in der Reihe der Objektivationen bis zu deren höchster, dem Menschen, empor, dann wird es anders. Die Wolke, fände sie keine Hindernisse, dehnte sich ins Ungemessene aus; nichts anderes täte der *Wille*, dasselbe *Wesen*, im Menschen, stieße er nicht auf Hindernisse; ob als Ideale in der eigenen Brust oder vom Widerstande der Gesellschaft aufgetragen. Das kann kein Maler malen, das ist ganz ein anderes, da muß ein völlig anders gearteter Künstler her, zunächst: der *Dichter*.

Damit ist durch den Bahnbrecher Schopenhauer die völlig neue Einsicht gewonnen, daß die Künste in zwei Gruppen zerfielen: in eine der *Figur* — mit *Bildhauerei* und *Malerei*, und eine des *Wesens* — mit *Dicht-* und *Tonkunst*. Das läßt sich zur Befestigung und Vertiefung der Einsicht etwa in nachfolgendem Schema darstellen:




Nun können wir mit neugewonnener Klarheit fortsetzen.

Faust *wirbt* um Gretchen; die ewig schönen Szenen, in denen dies geschieht, ich brauche sie nicht anzuführen. *Schiller* war der erste, der solcherlei in der griechischen Tragödie vermißte, der das „sehr wenig ästhetisch" nannte und dagegen in Homer und den Tragikern „Derbes, Niedriges, Häßliches" fand. Richtig! Selbst bei den Römern, die doch schon das Feuer der Vesta brannten und sich damit das Ideal der Mädchen- und Frauenehre (Lukretia, Virginia) gebildet hatten, gab es derlei nicht. Das Weib war wohl nicht mehr die Sklavin, Lust- und Nutzsklavin, wie bei den Völkern des Orients, und vielleicht hält die Griechin die Mitte zwischen beiden, es hatte im römischen Rechte (Chamberlain, Grundlagen) sich schon zur „gesetzlichen" Würde der Gattin und Mutter erhoben, war also schon freier geworden; aber es war noch der Vater, der den Bräutigam bestimmte, und die Braut wurde nicht gefragt, ob sie ihren künftigen Gatten denn auch — *liebe*. Literatur- oder Kulturhistoriker mögen aufsuchen, *wann* dem Weibe auch diese „Freiheit der Liebe, seiner edlen und echten Würde" zugebilligt ward, und es dürfte einleuchten: Genau in demselben Maße, wie die Freiheit des Weibes emporwuchs, verringerte sich die „Macht" des Mannes darüber und *so* erhob es sich aus der „Sklavin" — zur „in der Liebe" ebenbürtigen Genossin. So wuchs allmählich ideale Sitte heran; Sitte ist Handlung, Handlung ist betätigter, damit in die ihm mögliche Gestalt getretener *Wille*. Das ist mit Schopenhauer: das *Wesen*, und es ist einsichtlich geworden, welchen edlen Schritt die arische Menschheit über Griechen und Römer hinausgetan hat, als sie an die Ehe — und ihr vorausgehend — die *freie* Zustimmung der Liebe seitens des Weibes band, die durch die „Liebeswerbung" des Mannes erst errungen werden mußte.*) Auch hier geht und ging offenbar das Ideal im Leben voran, *dort* mußte es zuerst erstanden sein, ehe es der Künstler — hier Dichter und Musiker (Volkslied zunächst?) — festhalten konnte. Nennen wir dies wieder mit dem Bahnbrecher Schopenhauer — ein *Ideal*, nun des *Wesens*, des *Willens*.

Das habe ich vorangestellt, um auf einen Gedanken Schillers, wie er seit Plato wohl nicht mehr so tief und ideal gedacht worden ist, ein erstes Licht zu werfen. Er findet sich in der „Ästhetischen Erziehung", einer der vier größten Schriften der arischen Menschheit**), und lautet:

*) Der jüdische Kommunismus in Rußland hat sie durch „behördliche" Zuweisung ersetzt. Das nennt Juda „freiheitliche" Kultur.
**) Platons Staat, das „Neue Testament", Kants „Kritik der reinen Vernunft" und Schillers „ästhetische Erziehung."

„. . . Denn, um es endlich auf einmal herauszusagen, der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt. Dieser Satz, der in diesem Augenblicke vielleicht paradox erscheint, wird eine große und tiefe Bedeutung erhalten, . . . er wird, ich verspreche es Ihnen, das ganze Gebäude der ästhetischen Kunst und der noch schwierigeren Lebenskunst tragen." (15. Brief.)

Zur erkenntnistheoretischen Befestigung des Vorgebrachten vergegenwärtigen wir uns noch einiges. Nicht nur die Wolke (Schopenhauer, III., § 35), auch der Mensch läßt sich — als Idee betrachtet — in Figur und Wesen zerfällen. Die Idee der Figur stellt uns die ästhetisch nichtssagende Zweckgestalt jener Tausende dar, unter denen als ideale Ausnahme der schöne Mensch anzutreffen ist. Die Idee des Wesens, seines Wesens, läßt sich in jene drei Grundtriebe fassen, die nach Kant („Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, I., Von der ursprünglichen Anlage zum Guten in der menschlichen Natur") Ausdruck der „Tierheit" in ihm sind: 1. Selbsterhaltungs-, 2. Fortpflanzungs- und 3. Gesellschaftstrieb. Es ist wohl nicht nötig, näher zu begründen, daß Schopenhauers Wille nichts anderes als ein geniales Monogramm auch für diese drei Triebe ist. Am Fortpflanzungstriebe habe ich bereits aufgehellt, sagen wir, wie er unter den Ariern durch die „übersinnliche Widerstehungskraft" Schillers*) sich aus der Ungehemmtheit (Lustsklavin; Chryseis, Briseis, welch ästhetische „himmlische Heiterkeit"!) endlich zur Ebenbürtigkeit in der Geschlechtsliebe erhoben hat. Ein kurzer historischer Überblick, er ist für diesen Zweck nicht zu umgehen, wird uns zeigen, daß auch der Selbsterhaltungs- und der Gesellschaftstrieb unter den arischen Völkern dieselbe Erhebung in der Entwicklung aufzeigen.

Wie Tiere, etwa Gemsen, sich zu Herden zusammenfinden, um sich durch die Gemeinsamkeit ihre Lebensbedürfnisse leichter und reichlicher zu verschaffen, so dürfte das auch beim Menschen ursprünglich nichts anderes gewesen sein.**) Nehmen wir an, daß wir alle — ob Arier oder Semiten — ursprünglich Nomaden gewesen seien; daß auch wir Arier anfänglich durch die Razzia, den

---

*) Ihre causa: die „Verneinung" Schopenhauers, deren causa wieder: Kants „Freiheit", darum „Kausalität durch Freiheit".

**) Die Selbsterhaltung spielt auch hier herein; ganz rein und scharf lassen sich diese Dinge nicht absondern, denn der Fortpflanzungstrieb schafft zum Beispiel wieder die Vorbedingung des Gesellschaftstriebes: Die Gesellschaft, und es scheint (biologisch) richtig zu sein, hier sowohl von einem Triebe wie auch von einer Gegebenheit zu sprechen. Endlich ist ja alles der eine und selbe — Wille.

Raub, uns unseren Lebensunterhalt erworben haben.*) Wer es war, der zum ersten Male davon abkam, das kann niemand sagen. Der älteste Pflug, den man auffindet, von dem man bestimmen kann, in welche Zeit er zu setzen ist, da hätte man einen Anhaltspunkt; wenn Herr H. R. Bartsch, der pikante Romancier, behaupten sollte: von einem semitischen Volke, dann: — so haben wir lange nicht mehr gelacht. Aber es geschah. Vorher war sicherlich ein Wald auszuroden, das gab Arbeit, dann war zu pflügen usw., wieder Arbeit; vielleicht entstand eine solche Gemeinsamkeit allmählich, die die „Arbeit" der „Razzia" vorzog, und damit war dem Nomadentume und der Razzia endgültig abgesagt. Der Vater (oder Vorvater) hatte das Land zuerst gerodet und gepflügt, nun gab es ein Vaterland; es war durch „Arbeit" sein „Eigentum" geworden, er durfte es daher „recht"-mäßig seinem Sohn vererben. Die „Selbstsucht", das unersättliche Begehren des Willens, das dem semitischen Nomaden sogar die Erlaubnis seines Gottes gab, durch Raub und Mord sich der Lebensbedürfnisse zu bemächtigen, war durch die „übersinnliche Widerstehungskraft" in die friedliche, seßhafte Arbeit**) idealisiert worden. Der ihr ergeben war, verachtete den Raub als unehrenhaft (ari = Ehre?) und auch der Hohn des Räubers, der nicht dazu geboren war, das verstehen zu können (modernes Judentum!), vermochte nicht, ihn darin zu beirren. Freilich, wenn er als Razziant anlangte, durfte der Seßhafte zur Verteidigung seines „ehrlichen" Eigentumes zur Waffe greifen, die „freiheitlichen" Räuber mit blutigen Köpfen wieder in die Wüste schicken; er tat es auch, und das Zurückgedrängtwerden des wüstenmäßigen Razziantentumes auf die modernen Raubtierlisten der Börsen, Kriegszentralen usw., läßt erwarten, daß der Arier, um den handelt sich's ja, wenn er die Razzianten und ihre Schrittmacher, die Freimaurer, durchschaut haben wird, sich auch da Hilfe schaffen wird. Kurz: schon an der Schwelle der Kultur stehen „Arbeit, Ehre und Vaterland" als Zeugen arischer Ideale.***) Wie vielfach er auch, in früherer oder späterer Zeit, aus Übervölkerungs- oder anderen Gründen sein ursprüngliches Vaterland verlassen mußte, überall, wo er sich

*) Die „Unsitte" der Germanen, ihre alten arbeitsunfähigen Eltern zu erschlagen, deren Chamberlain in den Grundlagen erwähnt, läßt diese Annahme als nicht allzuferne erscheinen.

**) Die Gelehrsamkeit sagt: „arebeit" sei mit „Mühsal, Not" zu übersetzen; schade, wie hübsch wäre es gewesen: „ari-beut" = „Ehre beut" übertragen zu dürfen.

***) Ich spreche nur vom „europäischen" Menschen.

neu niederließ, lebte er wieder seinen Idealen nach, erbaute sich wieder sein Vaterland, auf Arbeit und Ehre gegründet, und behauptete es so lange, bis er nicht übermächtigen Einflüssen erlag; der Grieche, behaupte ich, dem Eindringen der neuen, der sentimentalischen Kultur, die ihm die innere Einheit und Festigkeit (der „Schatten"kultur) nahm; der Römer mittels der Bastardierung durch unedle Blutmischungen (nach Chamberlain). Es war Bändigung der „Tierheit", des Willens, statt zu razziieren, den Acker zu bebauen, das Eigentum des anderen zu achten, sich einem edleren Gesetze zu unterwerfen usw. Nun ist auch die Annahme wahrscheinlich richtig, daß erst der Seßhafte das Ideal der „Figur", die Schönheit, gefunden habe; solange es Tierheit gab, solange das ganze Sinnen und Denken des Menschen nur auf die möglichst reichliche Befriedigung der Lebensbedürfnisse gerichtet war, kann man nicht glauben, daß auch die Schönheit schon selbst in das Herz des Ariers gefunden habe. So hätten wir denn als erstes Ideal eines des Willens — das Vaterland, als zweites das der Figur — die Schönheit, und wenn wir in dieser doppelten Hinsicht höhere Ansprüche stellen, so zeigen sich diese beiden Ideale im Griechen vereinigt.

Aber — so edel auch seine Tempel und Skulpturen waren, er trug noch ein Brand- und Schandmal auf der „ewig heiteren" Stirne, das — des Sklaventums. Trotz Vaterland und Schönheit sah er in seinem Mitmenschen, dem Sklaven, nur das Tier, das Nutztier; und in welchem Maße diese Tierheit ihn übermächtigt hatte (Plato: Schatten — umkehren!), das sagt uns die Frage des Sokrates: „Hältst du es für recht, daß hellenische Staaten — Hellenen zu — Sklaven machen?" (Platos Staat, 5. Buch). Das sind noch die Schatten der in der Höhle (trotz Vaterland und Schönheit noch vom Willen, als Selbstsucht, der „Tierheit") Gefesselten, die sich umkehren müssen (Schopenhauers Verneinung), um den steilen, mühsamen Weg (der Erkenntnis der Idee) zum „wahren Sein", zum „wahren Tag" beschreiten zu können.*) Erst die tiefste und edelste Besonnenheit des Ariers Plato, als sie sich in die Herzen der Griechen zu senken begonnen hatte, sagte ihnen: „So sehr du auch von der Gier des nimmersatten Willens erfüllt sein magst, wie begehrenswert er dir auch alle Güter des Lebens erscheinen läßt; Tausende vor dir haben begehrt, Tausende nach dir werden begehren, immer wird dieses Begehren in dem Nichts des Todes, der „Erscheinung"

*) Ausführlicheres hierüber in meiner Schriftenreihe: R. Wagners „Kunstideale".

nur, enden, der du nur ein Abklatsch der Idee: Mensch — bist!" Aber nicht um an dieser Erkenntnis zu verzweifeln, trug sie dieser „Perfectus homo des Gedankens" in die Welt, er wies auch den zwar steilen und mühsamen, aber dem Arier gangbaren Weg hinan zum Menschentum, von den Menschen der „Schatten" zu denen des „wahren Tages". Und diese tiefest erschütternde und mächtigst umwandelnde Erkenntnis, der Urgrund der „sentimentalischen"*) Kultur bricht bereits aus der griechischen Tragödie, wie eine edle Leuchte aus „Schatten der Tierheit" (oder Halbtierheit noch) hervor. (Dieses seltsame Nebeneinander von Optimismus und Pessimismus, daß derselbe Grieche — der die „Nichtigkeit des Daseins" gesehen hatte, noch seinen Sarkophag lebensfreudig schmückte, das nannte Schiller — „naiv".) In der Elektra des Sophokles heißt es:

„Bedenk, Elektra, daß ein Mensch dein Vater,
Ein Mensch, Orestes; darum weine nicht so sehr,
Denn alle wir bezahlen dieses Leidens
Schuld",

in derselben Elektra, in der noch das naive, halbtierische: „Kannst du, triff zum zweiten Male!" aufzufinden ist. Der Gedanke der Nichtigkeit unseres Daseins, wie ihn der edle Grieche hier ausspricht, deutet schon auf eine andere Nichtigkeit der Welt und ihrer Güter, und zwar auf Christus, der nicht müde wird, sie zu lehren. Damit war der naiv — ewig heiteren Griechenwelt (nun begreift man's — warum dem Sokrates der Schierlingsbecher gereicht ward) die tiefste Wunde geschlagen worden. Wie war sie zu heilen? Im seltsamen Gemenge von halbgebändigter Tierheit und bereits höherem Herzensadel, wie sie in der Brust des Griechen nun miteinander rangen, „himmlische Heiterkeit der griechischen Tragödie" auch heute noch von angesehenen deutschen Literaturhistorikern so genannt, taucht auch dieser Gedanke, der den einzigen Arzt zur Tat ruft, schon empor, denn Antigone sagt es, dies Wort: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da." Klänge es noch so kühn — sie sagt es, behaupte ich, noch in der „naiven" Einschränkung der „Schatten"-Sitte ihrer Zeit; wäre Polynikes ein Sklave gewesen, es wäre ihr nicht im Traume eingefallen, sich um seine Beerdigung und das Totenopfer zu bekümmern, und die vorher angeführte Frage des Sokrates gibt mir recht. Unverkennbar deutet beides auf den zweiten Perfectus homo, den „der Tat", „des Beispieles", den Verkünder der

---

*) Schillers „Ueber naive und sentimentalische Dichtung"!

Karitas, auf Christus hin. Daß ihm die „Armen“, die Sklaven, zunächst am Herzen lagen, darauf deutet außer allem anderen die Erzählung vom reichen Jüngling hin, den er sein Gut verkaufen und den Erlös den „Armen“ schenken hieß. Erkenntnis von der Nichtigkeit der „Güter der Welt“ (mit ihren „Kindern der Welt“) spricht daraus hervor, und die Liebe, die das vermag, schenkt anstatt der wütenden Gier das — „Himmelreich in uns“.

Es bestätigt die tiefe Richtigkeit der Auffassung, die Schopenhauer in seinen Begriff Wille legte, und zeigt, wie lange der Wille brauchte, um zu diesem Ideale zu gelangen: Das Vaterland hatte dem Griechen schon die betätigte, ideale Erkenntnis von der Nichtigkeit des Daseins abgewonnen; zog er in den Krieg, dann reichte ihm das Weib den Schild mit den Worten: „Lieber auf ihm als ohne ihn!“ Das war schon ein Willensverzicht um des Vaterlandes, des Gesellschaftstriebes willen. Die Römerinnen Lukretia und Virginia gingen lieber in den Tod, ehe sie ein geschändetes, vor den Idealen der Keuschheit und Ehe vernichtetes Leben weitergeführt hätten: der zweite Willensverzicht, um des Ideales willen, das dem Fortpflanzungstriebe bei den Ariern erstanden war. Beide, Griechen und Römer, hielten aber noch — Sklaven. Da kam der Nazarener. Er hatte in seine milde, edle Lehre aufgenommen, was der Grieche an Idealen gefunden hatte: Vaterland („Gebet dem Kaiser . . .“) und an sein Herz rührte auch die Schönheit („Sehet die Lilien auf dem Felde . . .“) und er gebot Keuschheit und Ehe, von den Römern übernommen („So du ein Weib nur ansiehest, seiner zu begehren . . .“); und das genügte schon, überzeugender als alles andere, daß er ein Arier war. Er begnügte sich aber nicht damit. Er faßte den Sklaven, den Armen, den am nötigsten Darbenden, an der Hand; trat vor den Begüterten mit ihm hin und sagte zu ihm mit dem Blicke, aus dem das Mitleid einer neuen Welt (der „sentimentalischen“, weil sie die „Nichtigkeit des Daseins“ endlich erkannt hatte) brach: „Ecce — bestia?“ Als keine Antwort darauf kam, sprach er nur mehr ein Wort, aber mit dem schmerzlichsten Vorwurfe: „Liebe!“ Daß keine Antwort kam, daß ihn zunächst nur die Armen, die Sklaven verstanden, darf uns nicht verwundern; denn er hatte dort an das Herz gepocht, wo es am härtesten ist, wo der Wille und seine Gier nach dem Besitze hausen; er hatte nur im Namen der „Entgüterten“ gesprochen, entgütert durch die höhere Intelligenz — die sich Macht zu verschaffen wußte, die nicht verstand und nicht verstehen wollte, daß ihre „Tierheit“ nur desto grausamer und roher war. Nannte

Kant diesen Trieb nur „Selbsterhaltungstrieb“, so leuchtet ein, daß diese Bezeichnung für den „Sklavenhalter“ völlig unzulänglich ist; Schopenhauers Egoismus als unersättlicher Wille gedeutet, das ist das steinerne Herz, an das der Stab des Mitleides Jahrtausende schlagen mußte, bis endlich aus diesem Fels der Quell der Liebe, der Karitas, sprang. Das ist der dritte und schwerste Willensverzicht. Mit Kant und Schopenhauer ist also die arisch-kulturelle Bedeutung Christi als des „Homo perfectus der Tat“ aufgehellt, und die Mörder seiner, der arischen — und nun schlagend zusammengefaßt — der arisch-christlichen Kultur von heute — sind dieselben wie einst auf Golgatha.*) Wo Goethe den Faust zweifeln läßt, was „im Anfange war“, ob das „Wort“ (der Gedanke) oder die „Tat“, da mögen ihn solch tiefe, edle Erwägungen erfaßt haben, und vielleicht habe ich mit den beiden „Homines perfecti“ dazu beigetragen, auch das heller zu machen.

Der Kreis ist für den nun geschlossen, der sich mit dem Wichtigsten begnügen wollte; denn es ist aufgezeigt, daß Figur und Wesen der von Schiller geforderten „Erhebung zum Ideale“ nicht nur fähig waren, daß sie, und hat sie auch Jahrtausende gebraucht, tatsächlich erfolgt ist, bei den Ariern, und wie ich glaube aufgezeigt zu haben: Trieb um Trieb. Wer — hat uns Arier aber also erhoben? — So fragen wir, das Volk der Denker, und wenn wir es erfahren könnten, wollten wir es wissen. Mit Goethe ließe sich antworten: Der „dunkle Drang“ des „guten“ Menschen war es, und die Enthüllung der jüdischen Geheimgesetze gäbe diesem „gut“ unerwartet tiefe Berechtigung. Aber das genügt uns nicht, wenn sich ein wissenschaftliches, ein philosophisches Bewußtsein dafür näher aufbauen ließe. Es war der Instinkt des Raubtieres, was den Juden und seine Dreipunktehelfer lehrte, Schiller und Schopenhauer durch Totschweigen ihrer edelsten Entdeckungen aus dem Bewußtsein der Deutschen zu entfernen, denn mit ihnen dürfen und können wir fragen:

Was also — war da am Werke?

*

Aus dem bisher Gesagten dürfte sich schon aufgehellt haben, wie innig Leben und Kunst zusammenhängen, bei den Ariern, und der Träger beider, aus dem „dunklen“, aber durch die Jahrtausende nicht rasten könnenden „Drange“ des „guten“ Menschen ent-

---

*) Heute haben sie, wie damals in den Römern, nun in den Dreipunkte-Brüdern teils irregeführte, teils bewußt bezahlte, leider arisch-blütige Helfer gefunden!

sprungen ist, — das *Ideal*. Aber ein Gedanke Schillers ist uns noch dunkel: Wie das ein *Spiel* sein könne, durch das der Arier zu seinen *Idealen* gelangt sei. Freilich, ob Kinder oder Erwachsene spielen, allemal denken sie dabei nicht an ihre Pflichten, an ihre Sorgen, ob so klein wie beim Kinde, ob so groß und schwer wie beim Erwachsenen. Man spürt's schon, das ist Aufhören der „Tierheit" (mit Kant) oder „Freisein von der Not des Willens" (mit Schopenhauer); es gibt also nicht nur eine *Erkenntnis*, die diesem Zustande der Willensfreiheit entspringt (Schopenhauer: Idee), es gibt sogar eine *Tätigkeit* in diesem Zustande, eben das *Spiel*. Ob und inwiefern Schiller recht behält, ob ihm *ganz* beizupflichten sei oder nicht, das verlohnt gewiß eine nähere Betrachtung. Ehe wir also dieses „Spiel" näher untersuchen, fassen wir zur Veranschaulichung und Befestigung unser bisheriges ästhetisches Wissen in ein Schema zusammen, etwa folgendes:

Idee: Mensch

| Figur (Gefäß: Aeußere Erscheinung) | Wesen (Inhalt: Wille, Tierheit) | | |
|---|---|---|---|
| *Idee*: Zweckgestalt*) | *Idee*: 1. Selbsterhaltungs- | 2. Fortpflanzungs- | 3. Gesellschaftstrieb |
| Ideal: *Schönheit* | *Ideale*: 1. *Karitas* | 2. *Keuschheit und Ehe* | 3. *Vaterland* |
| | *Sittlichkeit oder Ethik oder Moral der Arier* | | |

Zur Tafel noch etwas hinzuzufügen, halte ich für uns Ario-Germanen gänzlich überflüssig; wir sind mit der „guten Anlage" Kants und zu ihr geboren und sehen in der schematischen Darstellung: *Kants* „tierische Triebe" und „Moral", *Schillers* „Ideale" und „*Schopenhauers*: „Idee", „Figur und Wesen", „Wille" usw. Sagte R. *Wagner*: „Dies ist das Wesen des deutschen Geistes (auf ein anderes „Wesen" bezogen), daß er *von innen* baut", so gibt die Tafel die glänzendste Bestätigung dafür in Beziehung auf das philosophische Denken und die innere Einheit unserer großen deutschen Denker, und sie wird es wohl allmählich vermögen, den Schmutz oder die Jauche des jüdischen oder Dreipunktegeistes zu überwinden.

Sagen wir nun, fortfahrend, mit Schopenhauer — „Kontemplation" und meinen wir damit den „Zustand" der Willens-„Freiheit", frei sein vom Willen, von seiner furchtbaren Nötigung, so sind wir genau bei Kants unsterblicher Entdeckung der — „Frei-

*) Zweckgestalt nenne ich die äußere Erscheinung des unschönen Menschen, weil sie ja nur seine Zwecke ausspricht.

heit", unserer — arischen — Freiheit, angelangt, die uns Stufe um Stufe, Folge aus Ursache (Kausalität durch — Freiheit), zu unserer arischen Kultur emporgeführt hat; nur mit ihr vermochten wir Arier es, einen Trieb nach dem anderen durch die „übersinnliche Widerstehungskraft" zu besiegen und ihm, ohne in den Pessimismus Schopenhauers zu versinken, in der Schönheit und Sittlichkeit — ideale Gestalt zu verleihen. Kant hat das alles, so groß er ist, nur intuitiv gesehen; er hat wahrlich genug damit getan, daß er das Fundament, die „Freiheit", gelegt und so gut gelegt hat, daß darauf das Gebäude der arisch-ästhetischen Kultur, ein Werk nur der Deutschen! — errichtet werden konnte. Das erste helle Licht dieser Abstraktion finden wir erst bei Schiller, und zwar in dem Satze:

„Der Mensch in seinem physischen Zustande erleidet bloß die Macht der Natur" (der Tierheit); „er entledigt sich dieser Macht in dem ästhetischen Zustand" (Was ist das?) „und er beherrscht sie in dem moralischen" (Ideale der Sittlichkeit; aus der „Ästh. Erzhg.": 24. Brief). Vorher hatte er auch schon gesagt: „Mit einem Wort: es gibt keinen anderen Weg, den sinnlichen Menschen" („Tierheit") „vernünftig zu machen, als daß man denselben zuvor ästhetisch macht."

„Zuvor ästhetisch machen", nichts anderes ist der Grundgedanke des 3. Buches Schopenhauers. Nun haben wir's. Er, Schiller, der den Griechen so hoch verehrt,*) er findet nicht nur (wie vor ihm — Plato! — schon) das „Derbe, Niedrige und Häßliche" in Homer und den Tragikern (den Dichtern, den Darstellern des Wesens des Menschen), nein, all ihre Kultur der Schönheit**) gilt ihm so wenig, daß er sie gänzlich übersieht und aus dem ästhetischen Zustande sogleich den — moralischen gewonnen wissen will (Tafel!). Hätten wir Schopenhauer und seine genialen Philosopheme nicht, wir vermöchten es nicht, diese Lücke auszufüllen; nun gelingt es uns aber. Er lehrt uns: Wenn der Wille zum Schweigen gebracht ist, gerät der geniale Mensch in den „Zustand" der Kontemplation; Schiller sagt: — „entledigt er sich der Macht der Natur" (Wille = Tierheit); also — dasselbe. Schopenhauer setzt fort: „und in diesem Zustande" der Willensfreiheit ist es ihm geschenkt, das Wesen des Menschen (der Erscheinung) in der Idee zu durchschauen".***) Kann es ein höherstehendes

*) Ungefähr: „Welcher Neuere wagt es, um den Preis der Menschlichkeit mit dem Athenienser in die Schranken zu treten?"

**) Die heute noch all unsere Kunst beherrscht, ihr noch das Richtmaß gibt!

***) Die sentimentalische Bedeutung der Idee, siehe S. 67, 5. Zeile von unten!

Wissen als das geben? Es ist uns bekannt, wo sich das findet: im dritten Buche seines Hauptwerkes, und es ist der Grundgedanke, der seine ganze Ästhetik trägt. Hören wir Schillers darauf bezügliche Gedanken dazu: „. . . so müssen wir das Vermögen, welches ihm (dem Menschen) in der ästhetischen Stimmung (Kontemplation) zurückgegeben wird, als die höchste aller Schenkungen, als die Schenkung der Menschheit betrachten“ (21. Brief). Und warum dies, was bringt sie denn? Wieder Schiller: „. . . das ist die höchste Erweiterung des Seins, da hat sich der Mensch aus einer Größeneinheit, auf welche der dürftige Sinn (princ. indiv.) ihn beschränkte, zu einer Ideeneinheit (Idee!) erhoben, die das ganze Reich der Erscheinungen unter sich faßt“ (die Maya fällt: Plato!). „Wir sind bei dieser Operation nicht mehr in der Zeit, sondern die Zeit ist in uns mit ihrer ganzen nie endenden Reihe. Wir sind nicht mehr Individuen, sondern Gattung; das Urteil aller (arischen) Geister ist durch das unserige gesprochen, die Wahl aller Herzen ist repräsentiert durch unsere (arische) ‚Tat‘“ (12. Brief). Wir waren am Quell der arischen Kultur und Schiller — hatte uns vor 120 Jahren schon dahingeführt! Aller Herzen! Dieses Drängen über alle Schönheit der Erscheinung hinweg nach den Idealen des Willens, nach Sittlichkeit oder Moral, die ja im Herzen nur ihren Sitz haben! War es das lockere Weimar jener Zeit, dem auch sein großer Freund nicht immer vorüberging, das ihn in diesem heißen, edlen Ungestüm bestärkte? Sagen wir's nüchtern, was die Juden und die Dreipunkte-Brüder damals erschlagen haben, als sie sich nicht genug tun konnten, Steine nach dem edlen Manne zu werfen; was das Raubtier und seine arisch-blütigen Schmarotzer damit sekretiert haben, ist die Tatsache: daß Schiller die Grundgedanken der Schopenhauerschen Ästhetik — vorentdeckt hat.

Vorläufig sei das genug; Schiller kann's tun, er wird noch höher emporwachsen! Nun können wir aber an eine Art Wechselkritik schreiten, die uns zeigen wird, daß der eine Große hergibt, was dem anderen versagt geblieben ist. Schiller fordert schon das Ideal, definiert oder erklärt es aber nicht; Schopenhauer hingegen erklärt schon: „Der Künstler vermöge der Natur gleichsam zu zeigen, was sie gewollt, aber nicht erreicht habe — das Ideal.“ Schiller, obwohl auch er noch das Moralische „schön“ nennt (Grä-komanie seiner Zeit, die wir ja heute noch nicht überwunden haben), übersieht es in seinem heißen Drange, das Schöne — die

Schönheit, ganz und will aus dem ästhetischen Zustande nur in den „moralischen“ gelangen; Schopenhauer wieder, der vom moralischen Ideal nur das Fragment des „besseren Bewußtseins“ gesehen hat, bleibt nicht minder in derselben Gräkomanie befangen, da er aus dem ästhetischen Zustande nur in das Ideal der Figur, die Schönheit, gelangt und nun alle Kunst ob der Figur oder des Wesens in das ästhetische Prokrustesbett der Schönheit zwingt und nach Idealen des „Wesens“ in der Kunst erst gar nicht begehrt; er, der durch die Scheidung der Idee in Figur und Wesen die Schönheit von der Moral erkenntnis-theoretisch an der Wurzel getrennt, damit diese Bahn gebrochen hat und überdies, das princ. indiv. durchschauend, nicht nur an die Wurzel des Sentimentalischen Schillers (Erkenntnis von der Nichtigkeit des Daseins) gelangt ist, sondern auch die Vorbotin oder Erweckerin der Liebe (caritas), das Mitleid, als Grundlage der Ethik oder Moral entdeckt und aufgestellt hat. Warum oder wieso, mag man berechtigt fragen, hat der Vorentdecker Schiller, der nur das Diplom von der „Meisterhand“ durch Kant empfangen hatte (es wird ihm genügt haben), so vieles weiter und tiefer gesehen als der geniale Fachmann Schopenhauer? Da sage ich: Weil er zu seinen Kantstudien und darüber ein großer Dichter war; weil seine künstlerische Welt der durch das Ideal gebändigte und in der Sitte veredelte Wille war, darum schritt er (kein Maler, kein Plastiker, aber ein glühender Verehrer beider) aus dem ästhetischen Zustande gleich in den moralischen — und — er hatte überdies, auf die Griechen bezüglich, gesungen: „Auch das Schöne muß sterben“; es hatte sich ihm vorverkündigt, daß eine Zeit kommen werde, in der die Schönheit nicht mehr Richterin über alle Kunst sein könne. Danken wir ihm es, daß wir an ihm (und Kant!) den Fels gefunden haben, an dem nicht nur die Wogen des jüdischen Schmutzes abprallen, sondern auch, daß er der Seher und Priester war, der, der Gräkomanie seiner Zeit entgegen, unbeirrbar, mit klarstem Blicke und reinster Hand der Sittlichkeit — die Pforte in unsere arische Kunst aufgeschlossen hat!

Der Schlußstein zu seiner Größe ist aber noch nicht gelegt, denn es ist aus meinen Erörterungen noch nicht hervorgegangen, daß die „Ästhetische Erziehung“ die vierte unter den vier größten Schriften der Menschheit sei. Er spricht in ihr von zwei Trieben: einem „sinnlichen Triebe“ und einem „Formtriebe“; von diesem verlangt er, daß er „Gestalt“ bilde (ideale Gestalt), von jenem — daß diese ideale Gestalt zu „unmittelbarer Gegenwart an die Sinne“ gelange. Er nimmt noch einen Trieb an, in dem diese

„beiden“ miteinander „verbunden wirken“ und nennt ihn den — „Spieltrieb“. Da wären wir also bei der letzten Unklarheit angelangt und, um sie einsichtlicher aufhellen zu können, muß es mir gestattet sein, auch an Schiller — in wie tiefer Ehrerbietung geschieht es — Kritik zu üben.

Vor fast einem Jahre hatte ich über diesen Gegenstand an meinen edelsten Gönner H. v. Wolzogen geschrieben; er hatte mir in der Antwort ein großes Kompliment gemacht, mich nämlich mit einem der anerkanntesten Kulturhistoriker unserer Zeit in einem Atem zu nennen, aber doch darnach geschrieben: „. . . . . nur „geniert“ mich im Begriffe des „Schauspiels“ (mit R. Wagner auf das Schöne, das sich zur Schau nur an das Auge wendet, bezogen), das „Spiel“, ich möchte alles Spielerische von der großen Kunst ferngehalten haben.“ Damals fand ich keine rechte Stellung dazu, heute sage ich: Es steckt eine tiefe Wahrheit darin, dieselbe, derentwegen ich mich auch mit Schiller auseinanderzusetzen habe. Der Erlöser der arischen Menschheit aus dem physischen Zustande der Tierheit — ist die „ästhetische Gemütsstimmung“; dieser höchsten Schenkung der Menschheit entspringt die Erkenntnis der Idee, aus ihr wieder erhebt sich das Ideal. Wie innig das wieder mit Kants „Kausalität durch Freiheit“ und seinem „Interesselos“ zusammenhängt, muß ich mir Platzmangels halber versagen, auch noch darzustellen. Es ist schon nachgewiesen, daß die Ideale zuerst im Leben aufgetreten sind, und es entspricht vollkommen den beiden vorgenannten Trieben Schillers, zu denken, daß der ideale „Formtrieb“, der den Arier im Gegensatze zum semitischen Razzianten nötigte, vom Raube zu lassen und zum Pfluge zu greifen, als „sinnlicher Trieb“ sich durch die neue Gestaltung des Lebens, der Sitte als Kultur zur „unmittelbaren Gegenwart an die Sinne“ durchrang. Diesen Trieb, der sich in der idealen Formgebung des Lebens selber betätigte, auch ein Spiel zu nennen, halte ich nun für unangebracht; es ist meiner Empfindung nach: heiliger, edler Ernst — des „dunklen Dranges“ im „guten“ Menschen. Auch: wie ein Leonidas und alle, die ihm darin folgten, für ein Vaterland hochgemut in den Tod zu gehen, auch das als „Spiel“ zu bezeichnen, vermag man nicht. Wenn in Herz und Hirn des Ariers ein neues Ideal aufleuchtete, dann entspann sich ein Kampf, ein Kampf zwischen Tierheit und Ideal, in dem der Besitzer der „guten Anlage“, mit dem dunklen Drange sie zu betätigen, auch den Sieg erfocht. Diesen Sieger nennt auch Schiller den „reinen Dämon“, und dies bezeugt, daß der Adel idealer Betätigung im Leben

als solch ernster auch in seinem Herzen in diesem edleren Sinne feststand. Wir tun daher recht daran, auch im Sinne des Großen, Edlen, wenn wir Kunst und Leben nur in diesem Sinne trennen und sagen: Was uns die zuerst im Leben erwachten Ideale gebracht oder geschenkt haben, ist — arische Kultur und das war die allererste Betätigung unseres idealen Dranges. Der Arier blieb aber nicht dabei stehen. Während der Jude in all den Jahrtausenden, ob im Ghetto oder frei, nur wucherte oder unsaubere Geschäfte machte (die so spärlichen Ausnahmen wie Spinoza bestätigen nur die Regel, und selbst der Brillenschleifer vermochte es nicht, zur wahren Tiefe des arischen Geistes durchzudringen), drängte es ihn zur Entäußerung eines völlig neuen Vermögens, des künstlerischen. Vielleicht ist es im Hauptsächlichen richtig gezeichnet und ich knüpfe dort an, wo es die Geschichte hinstellt. Der Grieche hatte sich die Naturgewalten in seine Naturgötter verdichtet; alle Kunst ist Verdichtung vielfältiger Erscheinungen, jeder Künstler ein Dichter und also wäre der Mythos, der uranfänglich sein Heim ja nur in Herz und Hirn hatte, die erste Kunstbetätigung des Ariers. Aber damit begnügte sich der Grieche nicht, er wollte seine Götter auch mit dem leiblichen Auge sehen; so oft nun auch diese seine Sehnsucht nach ihnen rief, sie kamen nicht und konnten nicht kommen, weil sie ja nur in seinem „Busen“ wohnten. Dieser Drang (dieser „sinnliche Trieb“ nach der „Erscheinung“ des bisher nur „Gedachten“, nach seiner „Mitteilung an die Sinne“, hier an das Auge) ward endlich in ihm so übermächtig, daß er, mit rohen, ungefügen Gebilden beginnend, so lange nicht ruhte, bis ihm endlich der Zeus des Pheidias entgegenleuchtete. Wer mit der Unrast dieses edlen Begehrens erfüllt war, der im Traume das Bild des Gottes — an dem seine Hände noch schufen — schon vollendet sah, der dachte nicht daran, was wohl die Oliven heute auf dem Markte kosteten oder von welchem Sklaven er sich den neuen Chiton anfertigen lassen werde. Der biedere Bürger nun, der ihm bei seinem unverständlichen Beginnen zuschaute, lächelte wohl geringschätzig: „Der Mann ist dem Vaterlande unnütz; was treibt er, er spielt ja!“ Kants „Interesselos“, Schillers: „Ästhetischer Zustand“ und Schopenhauers „Kontemplation“ steigen aus der Dreipunkte-Versenkung empor, nun haben wir den reinen Begriff dessen, was Schiller unter „Spiel“ verstanden wissen wollte, und nun stimmen wir ihm vollkommen bei. Nun ist endgültig aufgedeckt, wie Leben und Kunst zusammenhängen, wie und warum die Ethik auch in die Kunst einzutreten habe, und nicht minder, daß dort, wo es

ideales Leben gibt, auch ideale Kunst anzutreffen sein müsse. Aber Schiller blieb auch dabei noch nicht stehen. Wenn Kant vom „Christentum“ als der „natürlichen Religion“ sprach, mit dieser Schrift Lessings „Nathan“ und den Freimaurern eine schallende Ohrfeige versetzt hatte und in seiner „Freiheit“ gerade das Fundament für das „natürliche“ Christentum — freilich der Arier — gelegt hatte, dann konnte auch in seinem genialsten Schüler dieser Gedanke nicht ruhen, und wir wenden uns in der nunmehrigen Schlußbetrachtung dem Thema zu, was und wie Schiller über diese Frage gedacht hat.

*

„Daß der „entjochte“ Mensch jetzt seine „Pflichten“ denkt,
Die Fessel liebet, die ihn lenkt.“
„Die Künstler.“ Schiller.

Der „entjochte“ Mensch, der vom Joche der „Tierheit“, der drei tierischen Triebe — befreite! Diese Freiheit hatte schon — Kant gefunden und keine andere gemeint, am allerwenigsten diejenige, die uns aus den 95 Prozent unserer Juden- und verjudeten Presse entgegen—duftet. Die „Fessel“? — Das ist für den Arier — die Fessel für seine Tierheit;*) wenn wir noch länger unter dem Banner der jüdischen Freiheit marschieren, dann werden wir uns wohl bald auch von dieser Fessel — befreit haben. (Siehe Rußland!) Aber Schiller mutet uns zu, daß wir diese Fessel, das Ideal, sogar lieben; für solche Arier setze ich meine Arbeit fort, und es wird sich noch größere Klarheit ergeben.

Wenn wir die Gedankenwelt, die mit Idealen zusammenhängt, von der Auffindung bis zur derzeitigen Höchstentwicklung, ob sie in Leben oder Kunst zutage treten, die ästhetische nennen, dann behalten wir darin Recht mit: Kant, auf dessen transscendentaler Ästhetik das alles ruht; Schiller — mit seiner „Ästhetischen Erziehung“ und dem dritten Buche Schopenhauers. Wir beurteilen aber heute noch alle Kunst nach dem Ideale der Figur, der Schönheit, und es ist zu auffällig, um nicht gesagt zu werden, daß der Grieche tiefer empfunden und gesehen hat, als er diese Gedankenwelt Aisthesis = Empfindungs- (und nicht Schönheits-)Lehre nannte, wo ausdrücklich und einsichtlich das Tor auch für die Ideale des „Wesens“ offen bleibt. Nennen also auch wir alles Wissen um das Ideal

*) „Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß.“ Hier verabschieden wir uns endgültig von Fr. Nietzsche; in sein Reich „Jenseits von Gut und Böse“ werden wir uns mit Goethes „täglich“ nötiger Eroberung nie begeben können, weil die Tierheit in uns nie gänzlich erlöschen wird. Goethe hat weiter und tiefer gesehen als — Nietzsche.

— ästhetisches Wissen, dann gilt das für den Ernst des Lebens nicht minder als für das Spiel der Kunst. Bei Schiller und Schopenhauer noch hat die unangebrachte Gräkomanie, alle Kunst nach der Schönheit zu beurteilen, die sich von der Erscheinung der „Figur" nur herleitete, diese Erkenntnis verdunkelt.

Der erste, bei dem sie sich in heller, fester Intuition vorfindet, ist Richard Wagner, und zwar in seiner grandiosen Schrift „Beethoven" (9. Band).*)

Also haben wir eine Ästhetik des Lebens und eine solche der Kunst. Was uns die erstere bringt, Schillers „Erhebung der Wirklichkeit zum Ideale" und dies im Leben, nennen wir längst Kultur. Die geniale Tiefe seiner Abstraktion, aus der er die Begriffe „Formtrieb" und „sinnlicher Trieb" hervorgeholt hat, bewährt sich auch hier. Das Ideal „Vaterland" hatte die „ästhetische Gemütsstimmung" gefunden, der „Formtrieb" hatte es längst mittels des „sinnlichen Triebes" im Leben selber zur „unmittelbaren Gegenwart an die Sinne" gebracht, ehe die erste Tragödie geschrieben ward, in der ein Held um eine Schuld am Vaterlande unterging. So entwickelte der dunkle Drang, unablässig Trieb um Trieb ergreifend, ein Ideal um das andere, der Formtrieb — dem es sich aufgetan hatte, schuf sie mittels des sinnlichen Triebes in „Wirklichkeit des Lebens" um, so entstanden: Arbeit, Ehre, Vaterland, Ehe und Karitas — als Produkte aus Ideal und Wirklichkeit und so ist: arische Sittlichkeit oder arisches Ethos oder arische Moral — im Leben entstanden. Die Deutlichkeit dieser nun so einfachen und schlagenden Erkenntnis ruht in ihren Ursprüngen auf Schopenhauers genialer Zerfällung der Idee: in Figur und Wesen — und den noch tieferen Philosophemen Schillers vom „sinnlichen" und vom Formtriebe; Sittlichkeit usw. ist zunächst nun nichts anderes als ästhetische Erhebung der Wirklichkeit zum Ideale. Derselbe dunkle Drang des Ariers, der die Figur zum Ideale erhoben hatte, machte auch vor den tierischen Trieben nicht halt, sondern erhob auch sie zum Ideale der — Sittlichkeit.

Nun enthält die Natur selber — Schönheit, das Ideal der Figur (Blüte, schöner Mensch usw.); sie bietet aber auch Ideale

*) Der „musikalisch-schöne" Judenstämmling war der letzte gräkomanistisch ästhetische Idiot, der das aus Blutgründen nicht begriff. Dafür hat auch die Weltfirma Breitkopf & Härtel diese halbjüdische Idiotie vor einiger Zeit in — 11.! — Auflage gebracht. Die erste Gegenschrift „Ueber das musikalisch Schöne" von Prof. Dr. Fr. Stade, Leipzig bei Kahnt, gut und nobel, hat es unlängst erst zur zweiten gebracht. So rührig sind die Juden, so lässig die — Germanen!

des Wesens, sogar in der Tierwelt schon und die Mutterliebe bei Tieren, die bei schweren Gefahren sogar des eigenen Lebens nicht achtet (Habicht und Henne), gibt ein seltsames Gegenstück zum Elternerschlagen der alten Germanen. Wie weit und schwierig zu beschreiten auch der Weg war, der den Arier aus der Tierheit endlich zur Karitas führte, wer sollte da nicht dem Pessimismus Schopenhauers, so groß der Mann sonst ist, absagen, wenn er diesen Weg der arischen Menschheit, der im Monogramme Schillers von den „drei Zuständen“ enthalten ist, zu überschauen vermag? Und auf diesem Wege konnte, durfte und mußte auch erstehen, aus demselben dunklen, aber edlen Drange, was Schiller das Ergebnis des Zusammentretens seiner beiden Triebe als Spieltrieb bezeichnet, was R. Wagner den „freundlichen Lebensheiland“ nennt, die — *Kunst*. Ob uns ihr Genius, der uns Ariern auch den „Spieltrieb“ schenkte, aus dem Reiche der Schönheit entgegenlächelt und „uns durch sein munteres Spiel die mühevolle Reise verkürzt“*) oder „dort“, im Reiche des „Wesens“, „wo wir als reine Geister handeln müssen . . . mit starkem Arm**) über die schwindlige Tiefe***) trägt“, wie in der „neueren“, der „sentimentalischen“ Tragödie, er *ist* es — der Lebensheiland, hier als Schönheit: „gesellig und hold“, dort als Erhabenheit: „ernst und schweigend“. *Soviel ideale Kraft* stak im Arier, daß er das Ideal nicht nur *lebte*, sondern auch im „Spiele der Kunst“ zu dauernder Darstellung — *festhielt*. Sahen wir selbst beim Tiere Ideale auftreten: „Die Kunst, o Mensch, hast *du* allein!“ Nun trat der arische Mensch, als er an der Nachbildung des Ideales in der Natur sich hierzu künstlerisch genügend gekräftigt hatte, auch an die Darstellung jenes Idealen, „das sich nie und nirgends hat begeben“; nun leuchtete im Herzen und Hirn des Bildners das Ideal auf, „Form“- und „sinnlicher Trieb“ rasteten solange nicht, bis es auch zur „unmittelbaren Gegenwart an die Sinne“ gelangt war. Nun dürfen wir sagen: Es gebe zweierlei Kultur, solche — die nur Kultur des Lebens sei und die zweite — die im „Spiele“ den Spiegel dieser Kultur aufzeigend, auch die „Kunst“ enthalte. Erinnern wir uns daran, daß Schiller hier von einer Erhebung der „Wirklichkeit“ zum Ideale spricht, und erscheint uns dieser Ausdruck einigermaßen nicht scharf und klar genug, so steckt wieder eine Gedankentiefe Schillers darin, die sich nun aufhellen läßt.

---

*) Aus Schillers Schrift: „Ueber das Erhabene“.
**) Des Ideals.
***) Der Erkenntnis von der „Nichtigkeit des Daseins“, die dem Arier mit vollendeter Deutlichkeit zuerst in Platos Höhlengleichnis aufgegangen war.

Was der Grieche an Idealen gefunden hatte, Vaterland und Schönheit, genügte dem Römer nicht; ihm war es aufgetragen, Keuschheit und Ehe in die arisch-ideale Welt einzuführen. Die „Wirklichkeit“ des Griechen war also um dies eine Ideal ärmer; das hatte sein Herz (Schillers) empfunden, und da er sich nicht vorstellen konnte, daß jemals ein Zustand eintreten könne, in dem es keine Erhebung mehr zu einem neuen Ideale gebe, darum sagte er „Wirklichkeit“; gemeint war, rund gesagt, der jeweilige Kulturzustand, und damit ist als Endergebnis hier der wichtige Satz gewonnen: Die Kunst war, ist und bleibt der Spiegel der jeweiligen Kultur eines Volkes. Man soll's nicht tun: Große gegeneinander ausspielen zu wollen, gewiß nicht; man soll sich freuen und dankbar sein, daß man sie besitzen kann. Wer aber die Anteile Kants, Schillers und Schopenhauers an diesen Erkenntnissen einigermaßen zu überblicken vermag, der begreift es, daß man in den Ruf ausbricht:

Und nun sage einer: Wer — ist größer als — Schiller?

Ich weiß nur einen und der ist — wieder er selbst. Inwieferne? fragt man, und ich erwidere: Vielleicht erfahren wir es, wenn wir noch eine Frage stellen und sie zu beantworten versuchen, die Frage: Warum oder wozu hat er die „Ästhetische Erziehung“ geschrieben? Was mag für ihn der tiefste Bewegungsgrund gewesen sein?

Es gibt dreierlei „Freiheiten“, praktisch betrachtet, was für den Arier eigentlich ein einziges bliebe: 1. die philosophische Freiheit Kants, das erkenntnis-theoretische Fundament aller arischen Freiheit;. 2. die „Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft“, die nichts anderes als eine Entwicklungsstufe aus 1. ist und endlich 3. die „jüdische“ Freiheit, die uns — wenn wir noch lange unter ihrem Banner — offen oder versteckt — marschieren, sicherlich noch von all unserer „arisch-idealen Freiheit“ (siehe Rußland!) — „befreien“ wird.

Zuvörderst versuchen wir, uns Kants „Freiheit“ und „Kausalität durch Freiheit“ zu veranschaulichen. Das ist nach allem Vorgebrachten in ein paar Sätzen und mittels einer Tafel geschehen. Der Mensch hat als nomadischer Razziant begonnen. Der „dunkle Drang“ des Ariers, die „gute Anlage“, war das in seinem Blute verborgene Urvermögen, das ihm die „Freiheit“ (von der Tierheit) in der „ästhetischen Gemütsstimmung“ schenkte. Vom razzierenden Nomaden weg zum seßhaften Ackerbauer und damit zur ehrlichen Arbeit, das war die erste Stufe; denn die Natur macht keine Sprünge, sondern „entwickelt“ sich. Schon als er sich

zum Ackerbau entschloß, war dies erste Freiheit (von der Tierheit), weil er seinen Lebensunterhalt nicht mehr durch Raub und Mord erwarb; sie war gewonnen durch einen Verzicht auf den Willen des Raubtieres, das ungehemmt alles an sich reißen will; Freiheit, arische Freiheit, könnte also Willensverzicht sein. Es wird sich schwer wegdisputieren lassen, daß aus der seßhaften Arbeit das „Vaterland“ erwuchs; unter den Ariern wieder — versteht sich. Was damit gewonnen war, stellt sich einerseits in „Recht und Gesetz“ als gegenseitige Sicherung des ehrlichen Eigentumes dar, wieder idealer Willensverzicht als Grundlage, andererseits — wenn der Razziant kam — Einsatz des Lebens mit der Waffe in der Hand, gegen das Raubtier und für das Vaterland, wieder Willensverzicht. Der Lohn des Ariers dafür war nun ein idealer, Kultur. Hatte Uneinigkeit in diesem frühen Vaterlande die Kräfte zersplittert und geschwächt, so geschah es wohl, daß der Razziant den Besiegten und Beraubten, ehe er ihn erschlug, noch um seines Ideales willen verhöhnte; wie etwa Kurt Münzer (im Leitworte) derzeit noch uns verhöhnt; wenn er es nicht vorzog, den Besiegten, statt ihn totzuschlagen, als Sklaven zu gebrauchen. (Siehe Rußland.) Man sieht's hier schon, das Ideal braucht Macht und Einigkeit, um sich des Razzianten erwehren zu können. Blicken wir nun auf diese kleine, nur dreigliedrige Kette zurück, so sehen wir, wie sich ein Ideal aus dem anderen erhob, wie die Tierheit in demselben Maße sich verringere, als die arisch-ideale Freiheit in der Gestalt von Sittlichkeit anwachse; und nun, meine ich, könne die Tafel*) weitersprechen:

Kausalität durch Freiheit

4. Plato—Christus: Karitas
(Ideal des Selbsterhaltungstriebes)

3. Römer: Keuschheit und Ehe
(Ideal des Fortpflanzungstriebes)

2. Grieche: Vaterland und Schönheit
(Ideale des Gesellschaftstriebes und der Figur)

1. Durch ehrl. Arbeit: Freiheit — empor zu 2 usw.

Nomadisches Razziantentum: Ungehemmte Tierheit

Diese edel aufsteigende Linie**) steckt in der Intuition Schillers von den „drei Zuständen“ verborgen und das — ist unsere oder Kants — arische Freiheit!

---

*) Von unten nach aufwärts lesen.

**) Sem wird hier vor Vergnügen wiehern und die Dreipunktebrüder werden seine Genialität mit bezahlter Ehrfurcht bestaunen, die noch blutbewußten Arier unter ihnen werden eine süßsäuerliche Miene machen.

Darum — weil sie stetig emporwachsend uns Arier von der Tierheit der Bejahung des Willens (siehe: den erschlichenen Sieg des Völkerfraßes!) befreit hat und Hebbels „Lehrer der Jahrtausende", wie er Schiller nennt, leuchtet wohl hieraus besonders deutlich hervor.*) Nun dürfte man schon sehen, daß der „entjochte" Mensch jetzt seine „Pflichten" wirklich zu denken vermag; wenn er ein Arier ist, darf ihm auch schon zugemutet werden, diese „Fessel" (des Ideales — die ihn diese Jahrtausende her gelenkt hat und noch lenkt) zu lieben. Aber da es hersieht, als ob sich um dieses Denken noch eine Fessel legte, die er eben mit ihm abstreifen wollte, und da das historisch, entwicklungsgemäß nicht anders sein kann und konnte, so sind wir nun bei der zweiten meiner Freiheiten, wenn ich so sagen darf, angelangt. Mit den drei berühmten Beweisen Kants ist die Zeit der gewissen „Voraussetzungslosigkeit" auch für unser religiöses Leben angebrochen und nichts anderes ist die „Fessel", die Schiller im Leitgedanken dieses Aufsatzes meint. Es ist aber derselbe Schiller, der auch sagt: „Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen „Erscheinungen derselben im Leben" scheinen mir bloß deswegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind." Er, der in der „Ästhetischen Erziehung" auch die „reine Kirche" fordert, will offenbar in ihr das „Joch der verfehlten Darstellung" durch die „gedachte und geliebte Fessel" ersetzt wissen. Jeder Gebildete empfindet die tiefe Berechtigung dieser Forderung längst, denn der Gott, „der uns (Ariern) im Busen wohnt", gab uns Germanen und der arischen Menschheit: Kant, Schiller und Schopenhauer zu keinem anderen als diesem Zwecke; aber er sollte der Aufrichtung der „reinen Kirche" dienen, die uns das „Höchste und Edelste" bieten werde. Ich spreche wie Schiller absichtlich und bewußt so behutsam von diesen Dingen und warum das? Keinem tiefer Denkenden und Empfindenden wird sich entziehen, daß die „Kirche mit der verfehlten Darstellung" in ihren Moralgesetzen genau dieselbe arisch-ideale Kultur fordert, wie sie die „reine Kirche" fordern wird; es handelt sich nur darum, die „gewisse Fessel" abzustreifen. Ist das richtig, dann werden wir uns wieder vor allem zwei Fragen zu beantworten haben: 1. Dürfen wir beim Abstreifen der Fessel diese Kultur — wenn

---

*) Das glaube ich mit Kant, Schiller und Schopenhauer hinreichend aufgedeckt zu haben.

auch der verfehlten Darstellung — zerstören?" und 2. „wie — werden wir sie abstreifen, ohne in diesen Fehler zu verfallen?" Die Sorge, die aus meiner ersten Frage spricht, finde ich in dem Satze Schillers ausgedrückt: „Das große Bedenken ist also, daß die physische Gesellschaft in der Zeit keinen Augenblick aufhören darf, indem die moralische in der Idee sich bildet, daß um der Würde des Menschen willen seine Existenz (Bourgeois-Schlächtereien in Bayern, Rußland und Ungarn) nicht in Gefahr geraten darf." (3. Brief.)*) Auch zur Beantwortung der zweiten Frage ziehe ich ihn wieder heran, denn er setzt fort: „Wenn der Künstler an einem Uhrwerk zu bessern hat, so läßt er die Räder ablaufen; aber das lebendige Uhrwerk des Staates muß gebessert werden, indem es schlägt, und hier gilt es, das rollende Rad während seines Umschwunges auszutauschen. Man muß also für die Fortdauer der Gesellschaft eine Stütze aufsuchen ..."

Diese Stütze verwandelt sich, nur der Bezeichnung nach, im 9. Briefe in ein Werkzeug; dort heißt es nämlich: „Man müßte also zu diesem Zwecke ein ‚Werkzeug' aufsuchen, welches der Staat nicht hergibt, und Quellen dazu eröffnen, die sich bei aller politischen Verderbnis rein und lauter erhalten ... Dieses Werkzeug ist die schöne Kunst, diese Quellen öffnen sich in ihren unsterblichen Mustern" (Faust, M. Stuart und Tell usw., Parsifal).**) Die arische Kulturfrage: Wie der Übergang der Kirche „mit der gewissen Voraussetzung" in die „reine Kirche" derart herbeigeführt werde, daß die arisch-christliche Kultur und deren Ideale darunter nicht zu leiden hätten, die wollte er in der Weise gelöst wissen, daß in dieser Übergangszeit der — Kunst — die Erhaltung und Befestigung dieser Ideale anvertraut sei. Genau diesen und keinen anderen Gedanken drückt R. Wagner in seiner tiefen, edlen Schrift „Religion und Kunst" (Band X) folgendermaßen aus: „Man könnte sagen, daß da, wo die Religion künstlich wird, der Kunst es vorbehalten sei, den Kern der Religion zu retten, indem sie die mythischen Symbole, welche die erstere als wahr geglaubt wissen will, ihrem sinnbildlichen Werte nach erfaßt, um

---

*) Er dachte offenbar an eine natürliche, nicht gewaltsame Entwicklung, am allerwenigsten daran, um durch „Christenschlächtereien" „festgehaltene messianische Hoffnungen zu erfüllen"; diese Sorge sprach aus ihm und die Menschenschlächtereien der „glorreichen" französischen Revolution hatten sie ihm eingegeben.

**) Begreift man nun, warum sich Juda der Theater und der Kunst überhaupt bemächtigt hat?

durch *ideale Darstellung* derselben die in ihnen verborgene *tiefe Wahrheit**) erkennen zu lassen."

So — ist der „Parsifal" des greisen, großen deutschen Künstlers das *erste*, in diesem Sinne *bewußt geschaffene*, „*ästhetisch erziehende*" *Kunstwerk der Deutschen* und *diese* Weihe ruht auf dem Werke von — *Bayreuth*.**)

„Rein und lauter" — „unsterbliche Muster" — man sieht's, er dachte nicht im entferntesten daran, er, Schiller, daß die in den Logen damals mitleidig und nur vereinzelt geduldeten schwarzen Krausköpfe mit den arabesken Nasen, unter stetiger Hilfe arischblütiger Logenbrüder, ihn selber und seine Gedankenwelt erschlagen, R. Wagner auf den jüdischen Index setzen und die „unsterblichen" Muster vom Faust-Parsifal durch die Viehereien (nach Kant) der „Salome, Rosenkavalier, Elektra, Mona Lisa, Reigen, usw." ersetzen würden. Er — hatte die Kunst als *Stütze* für die *Ideale* bezeichnet, sie sollte sie *nicht sinken* lassen, indes die Menschheit das Joch allmählich abwarf, um in die „reine christliche Kirche" zu gelangen, die Kant als „natürliche Religion", Schiller als „Höchstes und Edelstes" gesehen hatte, und derer Schopenhauer gedenkt, wenn er von der Übereinstimmung seiner mit der christlichen Ethik spricht.***) Gerade dieses seinerzeit durch Schillers edle Absicht geheiligte Mittel ergriff der *Jude*, um von dort aus die *Kultur* seines *Wirtsvolkes* zu *zerstören*!

Damit sind wir zur letzten, zur *jüdischen Freiheit* gelangt, *die* uns in die „Vieherei" geführt hat. Wieso das? Ein paar Worte genügen dazu. Der Jude, der *nie* weder seine (furchtbare) Religion noch deren Gesetze oder Priester angegriffen hatte, ersah die Bestrebungen der Arier, das Joch der gewissen Voraussetzung abzuschütteln, warf sich in der Presse, die die Gedankenlosigkeit des Ariers ihm überlassen hatte, zu deren Generalpächter auf, weil dem Raubtiere sofort aufgegangen war, damit ließe sich „täuschen und betäuben." Er schlug auf den Sack — den christlichen Priester und meinte den Esel — die arisch-christliche Kultur; der Träger dieser Kultur tat ihm den vorausgesetzten Gefallen, die deutsche Welt ward erfüllt von „liberal" und „antiklerikal",

---

*) Wahrheit — natürlich nur für Arier; nicht für die Bekenner des „religiös verhießenen Völkerfraßes".

**) Darum sollen auf Befehl Judas auch die Kunst Richard Wagners und seine ästhetische Gedankenwelt — wie die Schillers — aus dem Bewußtsein der Deutschen entfernt werden!

***) Es schadete nicht, wenn sich einige gewisse Germanen das hinter die, mir scheint vor den drei großen Denkern, etwas länglichen Ohren schrieben.

und jeder Schusterjunge schrie es durch die Gassen. Das war richtig zersetzend gedacht, denn nun war alles, was der Priester sagte, falsch, auch das, was er im Sinne unserer arischen Ideale sagte, was Christus als Arier in seine Lehre aufgenommen hatte; nichts anderes wollte der Jude, unter dem Titel: uns von der „Fessel“ zu befreien, führte er uns allmählich und behutsam in das Joch der Vieherei zurück, und als die Zersetzung unserer arischen Kultur und Kunst zum Himmel zu stinken begann, krönte er sein Werk durch das offene Geständnis: vom „Triumphe des erschlichenen Sieges“.

In Ungarn und Bayern war es den Trägern der „Kirche mit der verfehlten Darstellung“ noch möglich, einen Kurt Eisner wie einen Bela Kun samt ihren talmudisch ja ganz korrekten Völkerbeglückungsplänen rechtzeitig zu entfernen, weil das Volk noch genug arisch-christliches Ideal dazu in sich trug. Es dürfte einleuchten, daß wir nicht mehr viel Zeit haben werden, uns vom Joche der gewissen Voraussetzung zu befreien, wenn wir Arier desselben Blutes und derselben Ideale, ob die „Darstellung“ verfehlt oder nicht verfehlt, nicht bald zusammentreten, um vor allem den Juden samt seiner jüdischen Freiheit in den Käfig der Fremdgesetze zu stecken. Hören wir auf die Freimaurer und tun wir's nicht, dann wird er mittels ihrer solange weiterzersetzen, bis die Kurt Eisner und Bela Kun — keinen Widerstand mehr finden werden. Sagen wir denen „von der verfehlten Darstellung“ ganz offen: „Wir treten nur zusammen zu diesem Zwecke; ist er erreicht und der „Aristokrat der Menschheit“ hinter verläßlichen Gitterstäben, dann beginnt der Kampf zwischen „Voraussetzung und Voraussetzungslosigkeit“.

Unsere Kultur, unsere Ideale wieder emporzubringen, wird uns noch genug schwere Opfer und Kämpfe kosten; bringen und streiten wir sie im Zeichen — Schillers! Allerorten tauchen neue antisemitische und völkische Vereine und Zeitschriften auf; sie beginnen verheißungsvoll, mit einem Male werden sie etwas lahm und immer lahmer; gut! Der bezahlte Freimaurer, meist mit irgendeiner hochangesehenen Stellung bekleidet,*) ist eingedrungen und hat das mit irgend einem „objektiven“ Gehirnleim bewirkt. Aber da damit die Not nur größer wird, wächst auch die — Erbitterung. Wenn sie dann losbrechen wird, dann

*) Dafür sorgen schon die verjudeten „Logen“!

wird trotz aller Juden- und Freimaurerkünste auch die Erkenntnis hell geworden sein, wofür wir kämpfen, für unsere Kultur!

Daß wir Arier oder Germanen uns noch aufzuraffen vermögen, dazu rufe ich: Walt's Gott! „Der Gott, der uns im Busen wohnt.“ Keiner hat uns diesen Gott deutlicher und heller und hinreißender aufgezeigt als unser edler Schiller: mit seinen tiefsten Kulturzusammenhängen zwischen Leben und Kunst, mit seinem „Formtriebe“ — der die Sinnlichkeit der Figur und des Wesens zum Ideale meistert; und er war ein — Deutscher. Ihm nach!

So gebe ich den Deutschen ihren edlen Schiller — nunmehr als den größten Ästhetiker aller Zeiten — wieder zurück und darf wohl hoffen, daß sie mir einigen Dank dafür wissen werden.



# Richard Wagner u. die jüdische Moderne.*)

„Kein Gedanke, der uns nicht beliebt,
kommt in den Denkkreis der Gebildeten,
denn wir beherrschen die Bühne".**)
Dr. Moritz Kohn.

Historie und Genre sind tot, gestorben!

Als unreifer Jüngling war ich einmal in München, kam auch in eine der beiden Pinakotheken und sah dort irgendeinen Triumphzug von Piloty; ich war sprachlos, vor Bewunderung natürlich! Zwanzig Jahre später fand ich im Wiener Künstlerhause noch eine römische Historie, die letzte, derer ich mich erinnere; das Genre schleppte sich noch eine Weile mühsam fort und dann war's auch mit ihm zu Ende.

Daß so stolze Künste sterben können, sterben müssen, das muß sich auch erklären lassen; vielleicht folgendermaßen. Etwas Philosophie, Kapitel Ästhetik, ist hierbei nicht zu umgehen; die tiefere Einsicht wird die Bemühung lohnen und letztere wird nicht zu groß sein, denn die Philosopheme unserer ganz großen deutschen Denker zeichnen sich dadurch aus, daß sie auch dem Laien verständlich sind.

Schopenhauer, den die Juden und die verjudeten Freimaurer durch vierzig Jahre sekretiert haben, war hier ein Bahnbrecher erster Größe. Bis zu ihm hatte als Axiom gegolten, daß die Aufgabe der Kunst die Darstellung des Schönen, der Schönheit sei; er bricht damit und sagt: Aufgabe der Kunst sei die Darstellung oder Nachbildung der platonischen Idee.

Was ist sie? Definieren kann man sie nicht, wählen wir daher aus seinen Beispielen (3. Buch) das geeignetste hierzu, das von der Wolke:

„Wann die Wolken ziehen, sind die Figuren, welche sie bilden, ihnen nicht wesentlich, sie sind für sie gleichgültig; aber daß sie als elastischer Dunst, vom Stoße des Windes zusammengepreßt, weggetrieben, ausgedehnt, zerrissen werden, ist ihre Natur, ist das Wesen der Kräfte, die sich in ihr objektivieren, ist die Idee; nur für den individuellen Beobachter sind die jedesmaligen Figuren."

---

*) Erstabdruck in der Hamburger Wochenschrift „Deutschvölkische Blätter".
**) Hammerschrift: Jüdische Selbstbekenntnisse.

Daß es Wolkengebilde gebe, die auf uns den Eindruck der Schönheit (Ideal) machen, dessen ist hierin gar nicht gedacht; der Gedanke Schopenhauers gibt nur wieder, was sein großer Meister Kant in den Satz gefaßt hat: „Schöne Kunst ist nur eine Kunst, insofern sie zugleich Natur zu sein scheint." Die Kunst enthält also für uns Germanen zwei unumgänglich wichtige Momente: 1. sie muß Natur scheinen und 2. das Ideal enthalten. Für unsere Untersuchung beschäftigt uns nur das erste Moment, und wir haben zu erkennen, inwiefern Schopenhauer in seiner Idee über Kant hinausgegangen ist und was an ihr bahnbrechend sei. Es ist darum bahnbrechend, weil es uns zum ersten Male sagt: Das künstlerische Objekt zerfällt in eine Figur und in ein Wesen. Auf die Wolke bezogen, wird uns sofort einsichtlich, daß der Maler nur die Figur nachbildet; die Kräfte, die in ihr wirksam sind und von außen auf sie einwirken, die auch darzustellen, vermag er ja gar nicht; es interessierte uns auch nicht, weil es etwa Sache des Astrophysikers wäre. Sollte aber nicht auch das Wesen irgendwie und -wann Gegenstand der Kunst sein können? Das bejahen wir sofort, wenn wir, mit Schopenhauer gesprochen, in der Reihe der Objektivationen bis zu ihrer höchsten, dem Menschen, emporsteigen und die Kräfte, die in ihm wirksam sind, als das erkennen, was derselbe Schopenhauer den Willen nennt. Setzen wir noch hinzu, daß der Mensch sich zum Ausdrucke seines Willens, zur Kundgebung seines Willens, den so komplizierten Apparat der Sprache geschaffen hat, so erhellt sich mit einem Male, daß es die Dichtkunst ist, die — Schopenhauerisch gesagt, das völlig anders geartete Reich des Wesens künstlerisch zum Ausdrucke bringt. Ungezwungen ausgebaut, ergibt sich daher folgendes einsichtliche Schema:

**Idee: Mensch**

| Figur: (Gefäß) | Wesen: (Inhalt, Wille) |
|---|---|
| Bildhauerei, Malerei. | Dicht- und Tonkunst. |

Die Natur hat das (Figur und Wesen) im Reiche ihrer Wirklichkeit nie getrennt, denn der Mensch enthält alle Tage und zu jeder Stunde plastische Form und Farbe (Bidhauerei und Malerei) und er denkt und spricht (Dichtkunst), er singt und geigt (Tonkunst). Halt, das gilt nicht und nicht für alle Zeit! Denn ehe er malte, war er Plastiker, und ehe er Musik machte, hatte er sich die Poesie geschaffen. Da tut sich auf, daß er in all den Jahrtausenden, die er verbraucht hat, um zur künstlerischen Höhe Goethes, Beethovens und R. Wagners hinanzusteigen, sich entwickelt

hat. Behalten wir, grob umrissen, im Auge, daß die Griechen uns nur dekorative Malerei, und wie die ärmlichen Musikinstrumente untrüglich dartun, nur kümmerliche Anfänge der Musik hinterlassen haben, so zerfallen die beiden Kunstpaare der Tafel, entwicklungsgemäß betrachtet, nun in ein frühes (griechisches): mit Plastik und Poesie — und ein spätes (germanisches*): mit Malerei und Musik. Der Laokoon des Plastikers durfte nicht wie der Virgils brüllen, denn das gab seine Kunst, die ihre Grenzen hatte, nicht mehr her; hätte er ihn so gebildet, so hätte das jenem Nachtwächter geähnelt, der seinem verstopften Horne Töne entlocken wollte (Schopenhauer) und es wäre eine — Groteske gewesen, die sich mit dem Adel dieser, der Einzelkunst, nie vertragen hätte. Was uns nun der geniale Ästhetiker Lessing als Grenzen der beiden Einzelkünste erst aufgeklärt hat (wenn er auch nicht hinzufügt, daß diese Einschränkungen auch der künstlerischen Natur oder Natürlichkeit — Kant, Schopenhauer-Idee — Gewalt antun), das hat der Grieche unbewußt empfunden und damit gelöst, daß er den Marmor mit dem Atem des Mimen belebte, ihn auf die Bühne stellte und so das Drama schuf; vor ihm fielen alle diese Einschränkungen und Grenzen hinweg. Nun liegt es auf der Hand, daß es nur mehr eine Entwicklungsfrage des zweiten Kunstpaares, der Malerei und Musik war, ob und wann auch sie in das Drama einzögen. Während Shakespeare noch seine Szene nur mittels einer Tafel bezeichnete, mag sich in der italienischen Frühoper schon der dekorative Prunk mit seinen Maschinerien zu entfalten begonnen haben, von dem uns berichtet wird. Über die Darstellung der Szene, daß sie nun das örtliche Milieu der Handlung wirklich bot und daß dies nun ein künstlerisch unentbehrliches Stück der „Natur“ geworden sei, darüber ist kein Wort weiter zu verlieren; aber wie auch die Musik in diesen Reigen eintrat, dessen ist, wenn auch nur flüchtig, doch einigermaßen eingehender zu gedenken.**) Sie hatte sich trotz der anfänglichen Tiefe Palestrinas in der italienischen Oper zum Schnörkel der Koloratur (samt Kastraten) entwickelt, an ornamentalen Spielereien also ihre höchste Aufgabe gefunden, und es hatte noch Jahrhunderte gedauert, bis sie zu ihrer eigentlichen, adligen Aufgabe, des Ausdruckes der inneren Tiefen, gelangt war. Es ist kein Zufall, daß Kants „Kritik der reinen Vernunft“ in demselben Jahre (1781) erschien, als auch Mozarts erste deutsche

*) Ich denke hierbei an das Gotenblut der italienischen Renaissance.

**) Noch Eingehenderes hierüber wird im Hefte 2 „Vervollkommnung der künstlerischen Illusion“ meiner Schriftenreihe: „R. Wagners Kunstideale“ zu finden sein.

Oper, „Die Entführung aus dem Serail", in die Welt trat. Wissen und Kunst gehen von außen nach innen, von der Oberfläche der Figur in die Tiefen des Wesens, sie haben sich, soweit es naturgemäß ist, entwickelt, und als die „Kritik der reinen Vernunft" erschienen war, regte auch jener Knabe schon seine künstlerischen Schwingen, der später auf eines seiner edelsten Werke schreiben sollte: „Mehr Ausdruck der Empfindung als Gemälde". Das unsichere „mehr — als", das die Musik auf ihr eigentliches Gebiet, das der Empfindung, verwies, hatte längst vorher schon in des genialen Dramatikers Schiller heller und kühner Forderung: „Die Musik in ihrer höchsten Veredelung muß Gestalt werden" seine natürliche Ergänzung gefunden. Empfindung schwelgt nicht losgelöst von ihrem Träger durch den Weltraum, sie ist ohne ihn undenkbar, und was Schiller fordert, ist Schopenhauerisch gedacht und gesagt: Der Ruf des „Wesens" nach der „Figur". Gestaltwerdung der Musik bedeutet nun ein Doppeltes: 1. Hinzutreten des Trägers (der Gestalt) zum Getragenen (Musik, Empfindung) — das war's, woran der Dramatiker Schiller dachte, und 2. Verdichtung und Einschränkung des melodischen Ergusses in die plastisch eindringliche Gestalt des Themas oder Motives. Führte man die Schlußszene des 2. Aufzuges im Tristan ohne Musik auf, so träte auf die Frage Markes: „Den unerforschlich tief geheimnisvollen Grund, wer macht der Welt ihn kund?" — tiefes Schweigen ein, die Kunst — des Schauspielers nur — wäre zu Ende. Da sie aber hier und als Gestalt (des Themas) mit Musik verbündet ist, taucht aus dem Orchester das schwer sehnsüchtige Motiv des Liebesseufzers empor, das „Schweigen" ist „tönend" geworden und hat die Frage beantwortet, die sich um der Freundesehre und -liebe willen von den Lippen Tristans nicht losringen wollte. Die Musik als Thema kann also sprechen und Tiefstes sagen und das in einer Eindringlichkeit, die Begriffen und Worten nie möglich ist. Führte man im Gegensatze dazu die Musik dieses Szenenteiles etwa in einem Konzerte und solchen Hörern vor, die vom Drama keine Ahnung haben, sie bliebe ihnen völlig unverständlich, und diese Hörer wären die ersten, die begriffen, warum Schiller nach der Gestalt gerufen habe. Halten wir davon nur fest, daß diese Mitwirkung der Musik eine völlig neue künstlerische Wirkung*) ermöglicht, daß dieses „tönende Schweigen" das Tiefste unseres Wesens auszusagen vermag, so ist erklärt und gerechtfertigt, warum und wie (als der

*) Aus: „Neue Darstellungsmöglichkeiten durch Wagners Drama", Heft 10 der Schriftenreihe: „R. Wagners Kunstideale."

Malerei folgend auch die Musik sich zur Höhe solcher Ausdrucksfähigkeit entwickelt hatte) nun wieder, wie der Grieche vor ihm nur das erste Kunstpaar, nun der Germane beide Kunstpaare in seinem „deutschen Drama"*) zu neuer und tiefster Wirkung vereinigte. Als die Musik, der unmittelbarste Ausdruck der Empfindung, in nicht ferner Zeit jene Geschmeidigkeit zu erreichen versprach, die geeignet erschien, um der Wahrhaftigkeit dieses Ausdruckes willen auch die „schöne" ornamentale Lüge der Arie zu zerbrechen und an ihre Stelle den durch Musik vertieften dramatischen Dialog zu setzen, rief Schiller schon nach der Gestalt. Wenige Jahrzehnte später (1819) trat das Philosophem der „Idee", das diese Erkenntnis bereits als ästhetisches Theorem aufstellte und festhielt, in Schopenhauers drittem Buch zutage; um diese Zeit war es wieder gewesen, daß das Kind R. Wagner seinem sterbenden Stiefvater die Weise aus dem Freischütz zu Gehör brachte; und nun vermögen wir auch daranzuschreiten, uns das Sterben der Historie und des Genres näher aufzuhellen.

Ob Historie oder Genre, beider Aufgabe ist es: zu erzählen. Jeder fühlt heute, daß dies für den Maler eine uneigentliche, seiner Kunst nicht entsprechende ist, denn die Historie bleibt doch Aufgabe des Historikers oder historischen Romanciers, und das Genre — das des bürgerlichen, usw. Romanciers, etwa wie uns Gustav Freytag sein „Soll und Haben" geschenkt hat. Dem Dichter ist, mit Schopenhauer erkannt, die Darstellung oder Nachbildung jenes Fragmentes der Idee eigentümlich, die er das „Wesen" nennt. Diesem ist es wieder eigentümlich, daß der „Wille" eines Helden als Begehren nach irgendeinem Tun aufwacht, sich bis zur Höhe einer entscheidenden Tat entwickelt und daraus in irgendein Ergebnis ausklingt; das ist Entwicklung eines Tuns, eines Wollens (ob in Drama oder Roman) und braucht Zeit, sich darzustellen, eben die Zeit der Entwicklung. Gerade sie — konnte der Maler nicht geben, er konnte aus der reicheren oder ärmeren Entwicklung nur einen Augenblick herausschneiden, und zu allen rein malerischen Qualitäten seines Bildes trat als unerläßlich die seiner Kunst fernliegende Qualität hinzu, daß das Ergebnis auch „gut erzählt" sei; war es nicht gut erzählt, dann gefiel es einfach nicht. Was er damit

*) Es ist ein sehr glücklicher Einfall H. S. Chamberlains, (in seinem R. Wagner) das Werk des Bayreuther Meisters so zu benennen; leider läßt das berühmte Buch gerade in der Hinsicht, was die durch den großen Künstler neu erschlossene Bedeutung der Musik betrifft, jederlei ästhetische Klarheit vermissen, weswegen es in diesen Belangen nur mit Vorsicht zu gebrauchen ist. D. V.

von seiner Kunst gefordert hatte, war also ein Übergriff aus dem Reiche des Malers in das des Dichters und als die deutsche Kunstentwicklung auch die Musik zum unmittelbarsten Ausdrucke des Wesens, der Empfindung, gereift und geschmeidigt hatte, mußte auch das Ungenügen, das den Augenblick einer figuralen, wenn auch in Farben usw. schwelgenden Darstellung für den Reichtum einer Entwicklung des Wesens nehmen sollte, zutage treten.

Diese Erkenntnis, die heute und vor dem Hinsterben der Historie und des Genres auch der frechste jüdische oder Dreipunkte-Chawrüssier*) nicht mehr ableugnen kann, ist alt, 70 Jahre alt, denn Richard Wagner hat sie in den beiden Kunstschriften „Das Kunstwerk der Zukunft" und „Oper und Drama" vorausgesehen und vorausgesagt; der Künstler war von der jüdischen und Dreipunkte-Chawrusse freilich nicht umzubringen, aber es gelang ihr (an Schopenhauer hatte sie sich dazu die Sporen verdient), seine ästhetischen Schriften durch Hohn und Tücke zu sekretieren.

Er sagt, nur in einem Satz zusammengefaßt, darin: Jede der Künste, die man bisher vereinzelt betrachtet und betrieben habe, besitze nur ein und dies nur ihr eigentümliches Vermögen des Ausdruckes (mit der Malerei kann man nicht erzählen, mit der Musik — keinen Sonnenaufgang malen); Schopenhauerisch gesagt: die Künste der Figur eignen sich nicht zur Darstellung des Wesens und — umgekehrt. Das „Kunstwerk der Zukunft" werde, diese Eigentümlichkeit erkennend, sie alle zusammenfassen und in dieser Zusammenfassung nur jene Ausdrucksfähigkeit der Einzelkunst beanspruchen, die ihrer Eigenart angemessen sei. — Was der Grieche getan, als er Plastik und Poesie in seinem Drama zusammengefaßt hatte, nichts anderes hat R. Wagner gedacht, gewollt und gewirkt, als er auch das neu entwickelte Kunstpaar (insbesondere die Musik) dem Drama einverleibte. Ich meine, es sei nun darüber kein Wort mehr zu verlieren, daß das deutsche Drama R. Wagners der zweite Gipfel sei, den die Kunst der Arier erstiegen habe.

Kant hatte das vorgeahnt, als er niederschrieb: „nur insofern sie Natur zu sein scheint" — und Schopenhauer hat es in die erkenntnistheoretische Form der Idee geprägt. Es dürfte aufleuchten: Sobald die Malerei sich entwickelte, war die Plastik vom Throne der bisherigen Alleinherrschaft gestürzt; als die Musik all-

*) Hier handelt sich's um wissenschaftliches und künstlerisches Eigentum der Deutschen.

mählich zu ihrem echtesten, ureigensten Vermögen erwachte, eroberte sie in den Reichen, die bis dahin von der Poesie beherrscht waren. Als der Gedanke der Zusammenfassung in R. Wagners Wort und Tat in die Welt getreten war, mußte die Schwäche der Einzelkünste, wo sie über Gebiet hinausgegriffen hatten, offen erkannt werden, sie m u ß t e n ihrem Verfalle entgegengehen und s o — s i n d H i s t o r i e u n d G e n r e g e s t o r b e n. Es gibt beschnittene und unbeschnittene Ästhetiker, die sich R. Wagner und damit dieser großen und tiefen Wahrheit in den Weg werfen, die sich bezahlt und unbezahlt alle erdenkliche Mühe geben, sie zu verdunkeln. Aber sie können auch nicht ableugnen: So sicher als Historie und Genre tot sind, ebenso sicher vermehrt sich die Zahl der Theater unablässig; selbst die Operette, so elend auch ihre Musik sein mag, bleibt über die nur gesprochene dramatische Judenzote Siegerin, und was sich darin unleugbar ausspricht, ist nichts anderes als der „natürliche" Drang nach der Gesamtkunst, im zweiten Falle sogar — nach dem Drama mit Musik.*)

Die Einzelkunst hat nunmehr nur zwei gesunde Wege noch vor sich: Entweder sich der Gesamtkunst als dienendes Glied einzufügen — oder als Einzelkunst sich auf jene Gebiete zu beschränken, die ihrem Ausdrucksvermögen wahrhaft eigentümlich sind; so wird z. B. die Malerei dort, wo sie als Portrait, Dekoration oder Landschaft auftritt, nie sterben, weil sie darin innerhalb des ihr eigentümlichen Ausdrucksvermögens bleibt. Will sie trotzdem darüber hinaus, ob als Symbolismus, Ex- oder Impressionismus und wie alle die im schlechten Sinne modernen Wahnwitze heißen, will sie in andere Reiche hinübergreifen, sie kann — nun erkennen und durchschauen wir es — nur ein ephemeres Dasein führen und ein Wahnwitz muß den anderen jagen; richtig! — gegenwärtig halten wir schon beim Dadaismus, k a n n noch etwas anderes kommen?

*) Die Zusammenfassung der Einzelkünste im und zum Drama nannte R. Wagner „künstlerische Sinnlichkeit"; ein gewisser Fr. Schiller, auch ein genialer „Dramatiker", hat vor ihm schon („Ueber die tragische Kunst") gesagt: „Alle diese Vorstellungen müssen, wenn sie uns lebhaft rühren sollen, e i n e n u n m i t t e l b a r e n E i n d r u c k a u f d i e S i n n l i c h k e i t machen und, weil die erzählende Form jederzeit diesen Eindruck schwächt, durch e i n e g e g e n w ä r t i g e H a n d l u n g veranlaßt werden." Wer die Kunstschriften Wagners kennt, weiß, daß das genau dieselbe d r a m a t i s c h e S i n n l i c h k e i t ist und daß R. Wagner ihr nur die Musik neu eingefügt hat. Jüdische und bezahlte Dreipunkte-Ästhetiker (auch Idioten waren dabei) haben nun diese ästhetische Sinnlichkeit Schillers und Wagners in gemeine Triebsinnlichkeit umgefälscht und das den Deutschen so lange vorgesagt, bis es auch gute Köpfe geglaubt und nachgeplappert haben. In unseren Tagen der Vergewaltigungs-Szenen noch nachzusagen: der Lohengrin sei — „überhitzt", Siegfried unter der Linde sei — „exaltiert" und die Meistersinger etwa hätten „Meyerbeer — übermeyerbeert" (Langbehn, ein Fall für alle), das grenzt an Kretinismus und beweist, wie gut es talmudische Tücke versteht, die „Völker zu täuschen und zu betäuben."

Als vor einiger Zeit der Schriftleiter der „Deutschvölkischen Blätter“ in einem Aufsatze über Ibsen auch gegen die „-ismen“ wetterte, war dies aus richtiger und tiefblickender künstlerischer Intuition entsprungen; nun — ist sie erkenntnistheoretisch aufgehellt.

Wie mag es aber kommen, daß wir Deutsche große Denker und Künstler, einen um den anderen, aufbringen, daß wir in einsichtlich geradliniger Entwicklung den zweiten arischen Kunstgipfel erstiegen haben und daß wir trotzdem in einem Wust von künstlerischem Wahnwitz samt Erotik und Perversität darin stecken? Nicht das allein, daß wir Mühe und Not haben, unsere edel entwickelte Kunst gegen diesen Wahnwitz noch verteidigen zu müssen?

Was davon nicht auf das Konto der germanischen Schwerfälligkeit*) zu setzen ist, da macht uns eine seltsame Erscheinung darauf aufmerksam. Alle die Jahrtausende, die wir Arier zu unserer Kunstentwicklung gebraucht haben, haben wir ein fremdes, seltsam bewegliches Volk unter uns geduldet. Während wir Kunst (Ideale) entwickelten, hat es diese selben Jahrtausende unablässig geschachert**); der Name nicht eines — Angehörigen dieses Volkes steht in unserer Kunstgeschichte dort, wo die Bahnbrecher verzeichnet sind. Dort wo man die Bahnbrecher der Gemeinheit einmal aufschreiben wird, da steht einer aus ihren Reihen: Chaim Bückeburg; er war auch der erste, der unsere Ideale verhöhnt hat. Anderes Blut! Heute wissen wir welches: „Alle Völker der Erde will ich dir zum Fraße geben“. Und merkwürdig, als diese Prophezeiung von Cremieux in den 70er Jahren bestätigt, ihrer Erfüllung nahe war, da tauchten sie, die Bückeburger, immer zahlreicher in unserer Kunst auf. Wir duldeten sie auch da; die Zinsenerträgnisse des „Völkerfraßes“ (70 % des mobilen Kapitales; nach anderen — noch mehr) ermöglichten reichliche Trinkgelder, und wir waren täppisch und denkfaul genug, nicht einmal daran zu denken, daß sie sich überallhin, also auch in den Kunstbetrieb ergössen. Wir haben uns erst den Schlaf aus den Augen gerieben, als uns Moritz Goldstein im Kunstwart sagte:

„Wir Juden verwalten den geistigen Besitz eines Volkes, das uns die Berechtigung und die Fähigkeit dazu abspricht.“

*) Zehn Jahre und länger schon rufen die Knappen Sem's: Zurück zu Mendelssohn, Schubert, Mozart! Daß in der ganzen Zeit noch nicht eine derlei Melodie gekommen ist, darüber denkt Teut nicht nach.

**) Die Hammerschrift: „Jüdische Moral und Blut-Mysterium“ weiß auch noch von einem anderen zu berichten.

Gottlob leben wir erst zur Hälfte à la Russie, und es ist uns noch möglich, dann und wann und hie und da dagegen aufzutreten, daß etwa der Gipfel R. Wagner unter jüdisch-ästhetischem und künstlerischem Unflate ganz begraben werde. Mit der Weiterentwicklung der deutschen Kunst, wie die Einordnung der Musik in das Drama andeutete: in edel-ideale Tiefen der Empfindung, damit hat es vorläufig — schlechte Wege. Es wird genug sein, wenn es uns vorerst gelingen sollte, unsere Kunst zunächst vom jüdischen Unflate wieder zu säubern. Selbst das dürfen wir uns nicht leicht vorstellen; denn der arische Ästhetiker Schopenhauer ist von dieser Mischpoche samt deren bezahltem Dreipunkte-Anhang durch 40 Jahre sekretiert und dadurch die Weiterentwicklung seiner tiefen und edlen Gedankenwelt gehemmt worden; daß R. Wagners Name zeit seines Lebens auf dem jüdischen Index gestanden ist und Juda jetzt seine endgültige Entfernung aus dem deutschen Bewußtsein betreibt, das sieht jeder, der sehen will; und wie auch unseres größten Ästhetikers, Schillers, tiefste und edelste Gedanken (die noch viel tiefer und weiter als selbst Schopenhauer reichen) nicht mehr empordürfen, das erlebe ich jede Woche mindestens einmal an mir selber. Leicht werden wir's also nicht haben, sage ich noch einmal. Lessings „Nathan der Weise" hat wohl von einer Kraft im Steine des Ringes gesprochen, sie sollte sich durch „Sanftmut, herzliche Verträglichkeit und Wohltun" bewähren, dann erst gälte, usw. Die „Kraft des Steines" in der Hand des jüdischen Bruders hat sich nun seltsam und reichlich genug bewährt: Es ist tückische Völkerfraßkraft in diesem Steine gewesen, sie will auch unsere Kultur und Kunst fressen und mit allen Mitteln verhindern, daß wir wieder zu unseren Idealen zurückfinden; denn richtete sich der Leitspruch der Arbeit gegen unsere Bühnenkunst, so deutet die Schwere dieses Kampfes um unsere Ideale ein zweiter Ausspruch desselben Völkerfressers an:

„Kein Wort, das wir nicht wollen, kommt in die Öffentlichkeit, denn wir beherrschen die Presse" (Dr. Moritz Kohn).

Seien wir dieses Kampfes unablässig eingedenk, denn nur — mit unseren Idealen können wir Deutschen wieder emporkommen! Und unterstützen wir dazu reichlicher als bisher jenen Bruchteil der völkischen Presse, in dem der „Gedanke" von der Bedeutung R. Wagners noch in den „Denkkreis der Gebildeten" gelangen kann, den Dr. Moritz Kohn also noch nicht „beherrscht"; tun wir's nicht, dann wird die Kraft des gewissen

„Steines im Ringe“, die sich bereits an Schiller und Schopenhauer so sehr bewährt hat, auch an R. Wagner ihre talmudischen Gelüste stillen. Er, der mit seiner Schrift„ Das Judentum in der Musik“ der erste Bahnbrecher des Rassenantisemitismus gewesen ist, hat sie schwer gereizt, und nicht umsonst heißt es im Sohar:

„Den Besten von den Akum schlage tot!“



# Seltsame Kunstlügen.*)

„Die Musik in ihrer höchsten Veredlung
muß Gestalt werden.“ Schiller.

I.

Bekanntlich haben Goethe und Schiller, durch Gluck und Mozart angeregt, die Hoffnung ausgesprochen, daß sich aus der Oper ein edleres Drama entwickeln könne und werde, und man hat mehrfach das obige dunkle Wort Schillers in diesem Sinne gedeutet. So daß etwa das schwer und dumpf dräuende Motiv des steinernen Gastes im Don Juan dort zur „Gestalt“ werde, wo er im letzten Aufzuge zu dem übermütigen Gastgeber sein: „Du hast gebeten“ usw. spricht. Ist das richtig gesehen, dann bedeutete es: Die Musik sei Ausdruck einer Empfindung, und der künstlerische Eindruck, den sie biete, sei nur dann ein vollkommener, wenn sich dem Auge auch jenes Wesen darstelle, das die Verkörperung dieser Empfindung ist. Im „Don Juan“ wäre also dieses von Schiller geforderte Gestaltwerden der Musik künstlerisch einwandfrei erfüllt.

Ob das überall zutrifft, wann und wo Musik gemacht wird?

Allgemein bekannt ist Uhlands edles, stimmungsvolles „Schäfers Sonntagslied“, der bekannte Hymnus auf die Einsamkeit des ländlichen Sonntagmorgens:

„Ich bin allein auf weiter Flur.
Noch eine Morgenglocke nur,
Nun Stille, nah und fern.“

Auch die Vertonung dieser Strophen durch Konradin Kreutzer, den liebenswürdigen Wiener Meister, ist wohl allbekannt; einst als „Massenchor“ bei „Sängerfesten“ viel gesungen, hat sie sich gegenwärtig in die Provinz geflüchtet, wo sie noch immer dann und wann einen „stürmischen Beifall“ auslöst. Einsamkeit, von einem — Chore vorgetragen, verträgt sich das miteinander? Selbst wenn es als Soloquartett wiedergegeben wird, kann das Wahrheit in edel-künstlerischem Sinne sein, wenn der eine Sänger beginnt: „Ich bin allein auf weiter Flur“, und kaum hat er geendet, fallen seine drei Kameraden mit der treuherzigen Versicherung ein (auch): „Ich bin allein auf weiter Flur“ —? Kann

*) Erstabdruck in der Berliner „Deutschen Zeitung.“

das im Sinne Schillers künstlerisch einwandfreies „Gestaltwerden“ der Musik heißen? Ich glaube nicht und frage sogar: Tritt da nicht eine Art Lüge in Erscheinung, kann man derartiges nicht mit Recht eine seltsame Kunstlüge nennen?

Solange man von aller Kunst nur „Schönheit“ verlangte, war dieser seltsamen Erscheinung nicht beizukommen, denn sowohl das Gedicht wie die Musik dazu galten als „schön“; traten sie zusammen, dann gab's gar „doppelte Schönheit“, und so blieb das seltsame Was-für-was vor jeder ästhetischen Anfechtung gefeit.

In der Ästhetik Schopenhauers findet man aber, richtig gedeutet, was man zur Klärung solcher Fragwürdigkeiten braucht. Er sagt bekanntermaßen: Die Darstellung oder Nachbildung der „platonischen Idee“ sei die Aufgabe der Kunst. Da das für viele undeutlich ist, wählen wir eines seiner Beispiele (aus dem 3. Buche), das geeignetste, das von der Wolke:

„Wann die Wolken ziehen, sind die *Figuren*, welche sie bilden, ihnen *nicht wesentlich*, sind für sie gleichgültig; aber daß sie als elastischer Dunst, vom Stoße des Windes zusammengepreßt, weggetrieben, ausgedehnt, zerrissen werden, ist ihre Natur, ist das *Wesen* der Kräfte, die sich in ihr objektivieren, ist *die Idee*; nur für den individuellen Beobachter sind die jedesmaligen Figuren.“

Das ist — *Bahnbrechendes*, denn es zerlegt zum ersten Male nicht nur die Wolke, sondern überhaupt das „Objekt“, also auch den Menschen, in *Figur*, (die äußere Erscheinung) und in *Wesen*, in dem wohl jeder nichts anderes als Schopenhauers *Willen* erkennen wird; denn wie die Wolke in ihrem rastlosen Begehren, sich ins Ungemessene auszudehnen, durch Kräfte außer ihr vielfach gehemmt wird, so auch der Mensch. In demselben Augenblicke, in dem die Richtigkeit dieser Erkenntnis nicht mehr abgeleugnet wird, zerfallen aber auch die Künste in zwei Gruppen: eine — der *Figur* (Bildhauerei und Malerei) und eine — des *Wesens*, mit Dicht- und Tonkunst, und ein neues, einsichtliches Schema ist gewonnen:

Idee: Mensch.

| | |
|---|---|
| *Figur*: (Gefäß) | *Wesen* (Inhalt: Wille) |
| *Plastik und Malerei* | *Dicht- und Tonkunst.* |

Die Natur hat das freilich in ihrer Erscheinung (Schopenhauers „Objektivation“) *nie* getrennt, *immer* sind Figur und Wesen *beisammen*; nicht nur das —: jede Objektivation hat auch nur *die ihr eigentümliche* Erscheinung oder Figur

(das Pferd hat keine Flügel, der Vogel nicht vier Füße; entsprechend der betreffenden Objektivationsstufe, sagte Schopenhauer) und damit ist das Axiom gewonnen: Zu jedem Wesen gehört die ihm eigentümliche Figur und umgekehrt. Ein Pferd mit Flügeln, ein Vogel mit vier Füßen, was wären sie? Sicherlich: — Grotesken. Der Widerspruch, der sich zwischen Wahrheit und Unwahrheit im Reiche der Vernunft, des Gedankens auftut, zeigt sich auch hier zwischen Figur und Wesen, wenn sie einander widersprechen, und wie er dort Lüge heißt, mag er hier „Groteske" geheißen werden. Heben wir diesen Gedanken aus der Betrachtung der Einzel-Objektivation in der Natur hinauf in das Reich der Kunst, die ja nur ein Spiegel der Natur ist, so wird ein tiefer Einsichtiger kaum leugnen, daß auch für ihre Vorwürfe oder Objekte dasselbe Axiom, der Vermeidung des Widerspruches zwischen „Figur und Wesen", seine volle Geltung habe, solange sich die Kunst nicht ins Übernatürliche, Fabulöse, begibt. Der einsame Hirte Uhlands, dargestellt — ob durch ein Soloquartett oder einen Chor — ist und bleibt vor diesem Gedanken — eine Groteske.

Es wird sich zeigen, daß dieses ästhetische Gesetz Folgerungen gebiert, die manchem altgewohnten Kunstschlendrian als Umstürzlerei lächerlich, wo nicht verhaßt, erscheinen werden; dies aber nur so lange, bis sich aufgezeigt haben wird, daß die schlichte Majestät der deutschen Volkskunst sich solcher Verfehlungen nicht schuldig gemacht hat.

## II.

Auch die Kunstempfindung, soweit die Erscheinung des Kunstwerkes allein in Frage kommt, bleibt nicht stehen, sondern entwickelt sich, und es ist nicht abzuleugnen, sie hat sich im Sinne der Schopenhauerschen Idee, die nach Figur und Wesen verlangt, entwickelt. So wäre es vor 60 Jahren keinem Menschen eingefallen, zu verlangen, daß ein Roman (Dichtkunst-Wesen) illustriert werde; nun ist es aber längst da, und das Bedürfnis, das sich hierin entwickelt hat, ist kein anderes als das Bedürfnis, Schillerisch ausgedrückt: nach der Gestalt, Schopenhauerisch gesagt: nach der Figur. Als Schubert seinen „Wanderer", den Urtypus des „sentimentalischen" Liedes (Schiller) schrieb, fiel es keinem Hörer ein, daran Anstoß zu nehmen, daß der Sänger (etwa J. M. Vogl, sein Entdecker) im Konzertsaale oder im Theater sang: „Ich komme vom Gebirge her," wessen ihn sein Salonanzug sicherlich Lügen strafte. Wie wir schon sagen dürfen: Man empfand die Groteske nicht, in der die Aussage des Dichters zur wirklichen

Erscheinung des Sängers stand. Der erste, der sie empfand, war jener Maler (Geiger?), der die ansprechende Aquarell-Komposition dazu schuf. Da war der Wanderer nicht mehr im Frack, man sah im Hintergrunde das Gebirge, von dem er hergekommen war, und auch das „Tal dampfte“; freilich das „Brausen des Meeres“, das trotz der einfachen Mittel aus Schuberts Klavierpart meisterlich genug emporbricht, konnte nur in der bildnerischen Bewegung der Meereswogen angedeutet werden. Aber Schillers Forderung: „Die Musik müsse Gestalt werden“, war immerhin, so weit es möglich war, erfüllt. Nun trug sich das Seltsame zu: Der empfängliche Kunstfreund hatte sich vom Frackwanderer tief ergreifen lassen, kam ein paar Tage danach in eine Gemälde-Ausstellung, traf dort den Aquarell-Wanderer, war höchlich entzückt, und es fiel ihm keinen Augenblick ein, zu denken: Die zwei gehören ja zusammen! Was er und wie er es bisher genossen hatte, war also — vor unserer gut modernen, künstlerischen Empfindung — ein seltsamer Kunstgenuß — nämlich auf Raten — gewesen. Trat ein Dichter oder Komponist vor den Aquarell-Wanderer, so hatte er zu sagen: „Armer Kerl, du kannst gerade das nicht, wozu du in die Welt getreten bist (Schmidt-Schubert): Sprechen und Singen.“ War's ein Maler oder Bildhauer, der im Konzertsaale den besten Wanderer-Sänger hörte, so mußte sich ihm entringen: „Herrgott, so — sieht doch kein Wanderer aus, der vom Gebirge kommt, und wo ist denn das andere, Gebirge und Meer?“

Da Schiller schon in diesem Sinne nach der „Gestalt“ gerufen hat, Schopenhauer (wenn er auch in der Durchführung abirrt) dieselbe Forderung im Philosophem der „Idee“ aufstellt, wären es schon zwei große Deutsche, auf die man wohl hören sollte; der Maler (Geiger) hat überdies solchem Bedürfnisse bereits Ausdruck gegeben, und wohin führte das endlich? — Es ist schrecklich — zu einer Art „Liederbühne“. Ehe sich aber die also Entsetzten die Haare ausraufen über soviel Kühnheit und Neuerung, mögen sie versuchen, und die Liederkreise, die dazu wie „Die schöne Müllerin“, „Frauenliebe und -leben“ usw., am meisten verlocken, sich daraufhin genauer ansehen; sie werden etwas Merkwürdiges finden: daß sich die Verkörperung dieser Liedfolgen einwandfrei gar nicht durchführen läßt! Es ist auch erklärlich; der Dichter hat bei der Abfassung an eine szenische Verwirklichung gar nicht gedacht, nur für das Goldschnittbuch geschrieben (wie der Buchdramatiker!) und sich daher manche Freiheit erlaubt, die eine sinnfällige Darstellung unmöglich macht. Diese szenische Verwirk-

lichung ist aber auf diesem Gebiete genau dasselbe, was Schiller von der Musik mit deren Gestaltwerdung verlangt hat.

Es gibt also Poesie und mit Musik verbündete Poesie (Lied), die dieser Gestaltwerdung nicht entsprechen kann, die verurteilt ist, in dieser künstlerischen Kümmerlichkeit zu verbleiben. Nennt man ein Drama, das ohne Absicht auf Bühnenverwirklichung geschrieben worden ist, „Literaturdrama", so ist damit das Recht begründet, auch die vorerwähnten Kunstprodukte — und sind und bleiben sie unserem Herzen auch noch so teuer — nur „Literatur" zu nennen, denn ihr leicht erkennbares Merkmal bleibt vor Schillers und Schopenhauers künstlerisch tiefen und edlen Gedanken die Unmöglichkeit einer künstlerisch einwandfreien Verwirklichung. Gab es jemals einen großen deutschen Künstler, in dem diese Empfindung lebendig ward, so müßte sich bei ihm ein Zeugnis dafür auffinden lassen, daß auch er sich gegen diese Literatur-Kümmerlichkeit aufgelehnt hat. Den Künstler hat es gegeben, denn R. Wagner schreibt im Hinblicke auf die Überflutung unserer deutschen Opernbühne durch italienische und französische Erzeugnisse bei gleichzeitigem Mangel an derlei ausgeprägt deutschen Werken:

„So geben sich unsere eigentümlichsten dichterischen Kräfte fast nur in der Literaturlyrik kund; unser ausgebreitetstes musikalisches Vermögen verzehrt sich beinahe einzig in der musikalischen Komposition der zahllosen Gedichte, die jener Lyrik entsprangen und wiederum fast nur eine Literatur ausmachen. In dieser Literatur erkennen wir aber die reichsten und mannigfaltigsten Kräfte, die an Eigentümlichkeit und wirklich künstlerischem Vermögen die schwindsüchtige Genialität des ganzen Pariser Kunstheroentums unendlich überragen."

Es war Schillers „Gestalt", die auch er, der große Dramatiker, in vollkünstlerischem Sinne an diesen Kunstprodukten vermißte.

Nun ist es wohl keine Übertriebenheit mehr, darauf hinzuweisen, wie sehr Schiller, Schopenhauer und Wagner in den Tiefen ihrer ästhetischen Anschauungen übereinstimmen. Da aber gerade hier sich viel Unverstand breitgemacht hat und auch nicht wenig Böswilligkeit hinzugetreten ist, diese Gedanken zugunsten der jüdischen „Moderne" etwa abzuschwächen und zu verdunkeln, sei zum Beschlusse an einigen gröbsten Abwegen aufgezeigt, wohin die Außerachtlassung — nur der Forderung Schillers nach der Gestalt geführt hat.

## III.

Eine falsche Verkürzung in einem Bilde lehnen wir mit Recht ab, denn wir verlangen vom Künstler — Naturwahrheit; einen dramatischen Charakter, der die Geschlossenheit einer Individualität vermissen läßt, lehnen wir ebenfalls ab und sagen wieder dasselbe: er sei nicht naturwahr. Nicht nur im Denken gibt es Wahrheit, logische Wahrheit, auch in der Kunst tritt sie auf, und zwar als Naturwahrheit (Schopenhauers Idee). Sie tritt nicht nur beim Maler in der „Figur" auf, sondern beim Dramatiker auch im „Wesen"; und nichts anderes hat überhaupt zum Drama geführt als die (zuerst natürlich unbewußte) Empfindung, daß Figur und Wesen, jedes für sich allein, damit nur ein Fragment der Natur sei und als solches nicht genüge. Je mehr das Drama sich (als Schauspiel und Oper) eingebürgert hat, was die wachsende Anzahl der Theater hinlänglich bezeugt, desto mehr mußte sich auch die künstlerische Empfindung in diesem Sinne entwickeln, daß sie fragmentarische Kunst immer mehr von sich wies und das gänzliche Hinaussterben der Historie und des Genres aus unseren modernen Bildersälen ist der triftigste Beleg dafür. Dieser Gedanke behält also Kraft und Recht; ob ihn Schiller in seiner Forderung nach der „Gestalt" nur fragmentarisch sozusagen ausgesprochen und Schopenhauer in seinem Philosophem von der „Idee" ästhetisch unzweideutig aufgestellt hat; auch der Künstler hat längst sein Auge geschlossen, der leuchtend edel und kräftig verwirklichte, was vor ihm nur „gedacht" worden war, — Richard Wagner.

Begnügen wir uns mit der Forderung Schillers, um an einigen Beispielen zu ersehen, was zum Vorschein kommt, wenn sie an jene Kunstprodukte gestellt wird, die der große Bayreuther — Literatur nannte. — „Schäfers Sonntagslied", der Hymnus auf die Einsamkeit der Sonntagsstille, war doch nur ein Vorwurf für einen Sologesang; bringt das ein Massenchor, so zersingt er gerade das, was der Dichter eben hervorrufen wollte, die eigentliche, poetische Stimmung des Gedichtes. Als Schubert das Lied Mignons: „Nun wer die Sehnsucht kennt" auch für ein Männerquartett setzte, war dies schon ein völliges Verkennen des Vorwurfes; Goethe war doch sicherlich vom halbkindlichen Mädchen und seiner Empfindung erfüllt, als er diese Zeilen schrieb. Und was wird aus ihm, wenn dreihundert oder mehr — Männer unumwunden bekennen, daß „ihre Eingeweide brennen"? Ist das in beiden Fällen die Gestalt, die dem Dichter vor Augen stand, als er sein Werk schuf? Wenn ein Schweizer Männerchor-Komponist sich in Sonnenfinsternissen, Erdbeben und

Weltuntergängen gefällt, sollten das nicht besser Vorwürfe für Bilder oder Kinofilme sein? Muß die menschliche Stimme zum Instrument herabgewürdigt werden, das zufälligerweise auch sprechen und damit alle diese Dinge nur *beschreiben* kann, die sich vor allem Anderen an *das Auge selber* wenden? Der Einwurf wäre gewiß hinfällig, wenn es nicht Werke gäbe, die in diesem Sinne mit ihrem Vorwurfe auch künstlerisch übereinstimmen. Es war sicherlich bewußter künstlerischer Widerspruch, der unseren genialen *Weber* (Dramatiker!) veranlaßte, der Zelterschen Liedertafelei, dem Ursprunge dieser künstlerischen Gallimathiasse, mit den Gesängen aus „Leyer und Schwert" entgegenzutreten. „Du Schwert an meiner Linken", das war im Sinne Schillers Gestalt geworden, für Männer und männlich! Es ist kein Zufall, daß es R. Wagner war, der zuerst auf Weber diesbezüglich aufmerksam gemacht hat; denn die dichterischen Vorwürfe seiner Männerchöre: „Gruß seiner Getreuen", „Gesang bei der Bestattung" (K. M. Weber) und das „Liebesmahl der Apostel" sind durchaus Vorwürfe für Männer und — nur für Männer. Wenn man nun, und wie sich herausstellen wird, mit gutem Grunde, *alle* Groteske, auch die im „Wanderer" vermieden wissen will, so gibt es eine künstlerische Erscheinung, die da vollauf anspricht, und man trifft sie dort an, wo man sie gar nicht suchte:

> „Wenn ich ein Vöglein wär'
> Und auch zwei Flüglein hätt',
> Flög ich zu dir,"

so heißt es im deutschen Volksliede. Das unbekannte, längst verschollene Kind unseres Volkes, das dies Liedlein erdacht und gesungen, hat eine tiefe künstlerische Weisheit besessen, die uns verloren gegangen zu sein scheint! Es hat weder dampfende Täler gesehen, noch Sonnenfinsternisse oder Erdbeben geschildert, es hat im Gedichte nur ausgesagt, *was es empfunden*, was es *gefühlt* hat. Weil ihm gottlob weiland des Judenmischlings Dr. F. *Hanslick* Satz: „Die Darstellung der Gefühle ist *nicht* Aufgabe der Musik" (!) unbekannt war, und da ihm die Sprache nicht genügte, um die Tiefe seiner Sehnsucht zum Ausdrucke zu bringen, griff es nach der Musik, gesellte die schlichte Melodie den Worten, und was damit zustande gekommen war, von dem ließ sich *Goethe* herbei zu sagen: „*Einzig schön und wahr!*"

In diesem Kunsturteil Goethes steckt, so seltsam es klingt, ein gut Teil der „Idee" Schopenhauers. Da gab's keine Groteske, weil es keine geben konnte, denn jedes — ob im Galakleide oder im Arbeitskittel — liebt und kann lieben, das Lied gibt *nur*

Empfindung oder Gefühl und daher war der reinste künstlerische Eindruck trotz der Naivität der Kunstmittel erreicht, weil der Vorwurf in jedem Sinne entsprach, und so ist das Werk auch der helle Widerpart der Hanslickschen Irrlichterei.

Es gibt also Chöre und Einzelgesänge, die der Schillerschen Forderung nach der Gestalt einwandfrei entsprechen.

Kein Einsichtiger und Empfänglicher wird wohl noch leugnen wollen, daß die Groteske im Chor (Schäfers Sonntagslied usw.) nicht den Stimmungsgehalt des Gedichtes wesentlich beeinträchtige, wo nicht gar zerstöre; es wird auch schwierig wegzudisputieren sein, daß das schlichte Volkslied eine reinere und darum tiefer und inniger wirkende Kunstform darstelle als selbst Schuberts „Wanderer“. Es wird endlich nicht widersprochen werden können, daß die Groteske, wo und wie immer sie auftritt, zu einer falschen, unechten, unwahrhaften Empfindung führt. Daß wir Deutschen dem Eindringen der jüdischen Moderne so wenig Widerstand geleistet haben, ist nach meinem Dafürhalten zu keinem geringen Teile dieser Abgestumpftheit gegen falsche künstlerische Darstellungen zuzuschreiben. Es führt hier zu weit, das alles aus der Entwicklung der Kunst näher zu erklären. Aber das eine ist sicherlich zuzugeben, daß wir mit allen Kräften die Höhe jener edlen künstlerischen Wahrhaftigkeit wieder zu erreichen streben müssen, der in diesen Werken die Poesie des dichterischen Vorwurfes das Höchste ist, wie wir sie einerseits in Weber und R. Wagner, anderseits im deutschen Volksliede antreffen. Meines Erachtens führen drei Wege zu diesem Ziele: Allmähliches Ausscheiden des grotesken Gallimathias, Wiederbelebung des deutschen Volksliedes durch die Männergesangvereine und endlich sorgliche Auswahl der Vorwürfe in der neuen Produktion.

Das Vorgebrachte ist den denkenden, intelligenten deutschen Künstlern und Kunstfreunden zugemutet, und um in diesem Sinne anzuregen, daß in der einschlägigen deutschen Kunstproduktion auch wieder deutsche Ideale zur Geltung gelangen, dazu wären diese Zeilen geschrieben worden.



# Ein Unterschätzter.*)

Wer im lieblichen alten Steyr, das den Namen des „österr. Rothenburg" zu Recht führt, über die Ennsbrücke hinüber nach Ennsdorf gerät und die Hauptstraße entlang wandert, stößt nach einer Viertelstunde rechts auf einen schlichten Bauernhof, der heute noch in den beiden Giebeln mit dem verbindenden Torbogen seine ursprüngliche Bestimmung verrät. Gar seltsam nimmt sich die künstlerische Erztafel dort aus, die verkündigt, daß hier der Entdecker Schuberts, der einst vielgefeierte Wiener-Opernbariton, Johann Michael **Vogl**, am 10. August 1768 (als Sohn eines Schiffmeisters) geboren worden sei. Vom Schiffsmeistersknaben zum Hofopernsänger! — es muß damals auch schon einen „freien Aufstieg dem Tüchtigen" gegeben haben. Der Mann unterschied sich aber von seinen Kollegen noch dadurch, daß er sich umfassende Bildung erworben hatte, nach Gymnasialstudien sein jus gehört und aus der Beamtenlaufbahn erst zum Künstlertum übergetreten.**) Wenn wir ihn, der sich auch eifrig mit Philosophie beschäftigte, dazu als tiefen ästhetischen Denker kennen lernen werden, so quillt dieses Denken aus **allen** Vorbedingungen, die der strengste Richter an ihn stellen konnte.

Es war eine große Zeit damals. Kant hatte dem Materialismus für alle Zeiten den Todesstoß versetzt. Da er die Idealität von Raum und Zeit lehrte, all unser Wissen aus der „Ästhetik" der Sinne abgeleitet, die ordnende und sichtende Vernunft „kritisiert" und damit das wahre Reich des deutschen Geistes und der Geister, der großen Deutschen eröffnet. Es ist kein Zufall, daß in derselben Zeit der tiefste Ästhetiker **Schiller** auftaucht, sein genialer Jünger, der die „ästhetische Gemütsstimmung" (Schopenhauers „Kontemplation") als den Ursprung aller Kunst erkennt. Er, der auch Dramatiker par excellence war, so sehr, daß er seine einzige größere Erzählung, den Geisterseher, nicht vollenden mochte, ruft auch schon nach der Musik („Ästh. Erziehung") und mit dem seltsam tiefen Worte: „Die Musik in ihrer höchsten Veredlung muß **Gestalt** (auf der Bühne) werden." Schopenhauer, der

*) Erstabdruck in der Braunauer (i. B.) Wochenschrift: „Deutscher Bote."
**) Die biograph. Angaben nach „Anton Weiß: Der Schubert-Sänger Johann Michael Vogl."

zweite geniale Jünger Kants, erkennt auf diesen Wegen — ein halbes Jahrhundert vor Hanslicks „Arabeske und Kaleidoskop" — das Wesen der Musik und bezeichnet sie als „gleichsam die innerste Seele aller jener Vorgänge, welche die Vernunft in den weiten negativen Begriff Gefühl wirft"; so daß man, vulgär ausgedrückt, sagen könnte: Die Musik sei der unmittelbarste Ausdruck der Seele, indes die Sprache nur der (durch Begriffe) mittelbare sei. Da innen entspringt auch der Traum, der sich seine Welt zur Seele, zu ihren innersten Gesichten selber dazu schafft und sich im genialen Musiker zu einer Hellsichtigkeit der „inneren" Schau steigert, daß wir sofort entrückt sind, wenn er uns nur mit den ersten Wundertropfen der Klänge seines Werkes besprengt. So ungefähr denkt R. Wagner in seiner großen Schrift Beethoven diese Gedanken zu Ende, und das ist germanische Auffassung der Bedeutung und Tiefe der Musik.

Anders dachte weil. Dr. Eduard Hanslick; er schrieb: „Die besten Komponisten" (z. B. G-moll Quintett von Mozart, Trauermarsch aus der Eroika usw.) „können, als Tafelmusik gespielt, die Verdauung der Fasane erleichtern"; der Mann mit der „zierlich verdeckten jüdischen Abkunft" deckt auch sein Manko auf, sein inneres und überschreibt ein Kapitel des „Musikalisch-Schönen" mit: „Der Ausdruck der Gefühle ist nicht Inhalt der Musik." Der Blutabgrund, der uns von ihm trennt, könnte nicht mehr deutlicher aufklaffen, und nun verstehen wir auch, warum sein Blutsgenosse Heine den deutschen Idealismus so oft verhöhnt hat: beide — waren zu solchem nicht geboren.

Wie sagte aber da und damals schon der hochgebildete Künstler Vogl: „Nichts hat den Mangel einer brauchbaren Singschule so offen gezeigt als Schuberts Lieder. Was müßten sonst diese wahrhaft göttlichen Eingebungen, diese Hervorbringungen einer musikalischen clairvoyance in aller Welt, die der deutschen Sprache mächtig ist, für ungeheure Wirkung machen!" (Aus seinem Tagebuche).

Das ist genau die Gedankentiefe Schopenhauers und Rich. Wagners, mit der sie das Wesen der Musik beschaut und ergründet haben; zu einer Zeit gesagt, in der Schopenhauer noch gänzlich unbekannt war und die Wagnersche Schrift über Beethoven etwa 40 Jahre noch auf sich warten ließ.

In der ersten Auflage der neueren Schubert-Biographie von Walther Dahms fand ich noch die kühne Bemerkung: „Vogl habe sich da — geirrt." Warum das? Schubert wird in dieser Arbeit mit seltener Unverfrorenheit als ein „Vorläufer" Brahms darge-

stellt und Hanslick sollte ja R. Wagner mit Brahms erschlagen, denn er hatte das „Judentum in der Musik“ geschrieben. Es war also unbequem, daß die Gedanken der Antisemiten Schopenhauer und Wagner eine so unvermutete und so tiefe Bestätigung seitens eines in jeder Beziehung einwandfreien Mannes und Künstlers gefunden hatten. So — hatte sich Vogl — „geirrt“ und so wird mit den Gedanken unserer großen Deutschen — im Auftrage Judas? — umgegangen!

Nicht nur so! — Den Namen J. M. Vogls, der uns Schubert mit so tiefem Bewußtsein seiner Bedeutung entdeckt hat, den finden wir beileibe nicht an der Spitze eines Artikels im „Großen Mayer“, denn er — sollte aus der „Konversation“ ausgeschaltet werden; hingegen der „musikalisch-schöne“ Hanslick, der findet sich und der Historiograph des „großen Mayer“ nannte ihn anno 1912 noch — „bedeutend“. Michel, merkst du etwas?

Noch nicht genug! Dem — wohl dazu geborenen — unfähigsten und niedrigsten Gegner R. Wagners, weil. Hr. Dr. Eduard Hanslick, ist in der deutschen Hochschule zu Wien ein — Denkmal errichtet.

Wem gebührte es eher: Dem Entdecker Schuberts — oder dem judstizen Schwätzer?

*

Es wäre mithin als ein Erwachen neuer deutscher Tatkraft anzusehen, wenn die rassebewußt völkischen Kreise Wiens, an ihrer Spitze etwa die derlei völkisch gesinnte akademische Bürgerschaft, so lange nicht ruhten, bis dieses deutsche Schmachdenkmal des judstizen Tafelmusik-Ästhetikers aus der Universität entfernt und etwa einem jüdischen Museum zur Ausstellung übergeben würde.

Wenn ihnen, diesen Völkischen, die stolze, edle Reihe der deutschen Meister von Haydn über Mozart und Beethoven bis zu Schubert, R. Wagner und Bruckner heilig genug, anders als eine Reihe von „Tafelmusikern“, im Herzen steht, dann werden sie es, sogar gegen den Widerspruch völkisch verkappter Judenfreimaurer,*) schon — durchsetzen.



*) Die werden sich als Beschwichtigungshofräte schon melden!

# Schiller und der „Reigen". *)

„Eine Darstellung der bloßen Passion**) (sowohl der wollüstigen als der peinlichen) ohne Darstellung der übersinnlichen Widerstehungskraft heißt gemein. Das Gegenteil heißt edel."
„Ueber das Pathetische" Schiller.

Auch die Leidenschaft muß sich zuerst entzünden, ehe sie auf ihren Wegen emporwächst und, schwache Widerstände besiegend, endlich zur Schuld führt. So hat Goethe noch gedacht und gefühlt, als er Fausten in der Hexenküche Gretchens Bild schauen ließ, und die Wege dieser Liebe führten endlich zum vielleicht ergreifendsten Schuldbekenntnis, das die deutsche Literatur kennt, zu Gretchens: „Ach neige, du Schmerzensreiche".

Die gegenwärtigen Wächter des Areopages der deutschen Kunst behaupten allerdings, das sei ein überwundener „Standpunkt" und der „Reigen" sei nicht minder ein Kunstwerk als die Gretchentragödie. Sie können's tun, denn es vermag ihnen niemand anders als mit seiner „Empfindung" — und der „Reigen" sei doch eine Gemeinheit — entgegenzutreten; die Ästhetik, die Wissenschaft der Kunst, versagt da. Aber sie versagt nur dort, wo Schiller und Schopenhauer, die beiden genialen Jünger Kants, nicht mehr empordürfen, eben aus denselben Gründen, auf denen die Immunität des „Reigens" als „Kunstwerk" aufgebaut ist. Wo und wann sie empor dürfen, da ist aber der palästinensische Spuk bald zerstoben, und das soll aufgezeigt werden.

In „Schönheit und Sittlichkeit"***) wurde aufgehellt, daß das Objekt der Kunst zerfalle in Figur und Wesen — Wolkenbeispiel, 3. Buch Schopenhauer —; es wurde nachgewiesen, daß — am Maler — arische Kunst (der Figur) Idee und Ideal enthalten müsse, und an einem Beispiele (Elternerschlagen — König Lear) dargetan, daß diese Forderung von der edlen germanischen Kunst auch auf dem Gebiete des „Wesens", darin sich „die Kräfte objektivieren", gelte. Es war Leidenschaft, was sich in Faust und Gretchen entzündet hatte, und es war nicht minder Leidenschaft, was die beiden üblen Töchter Lears erfüllte, wie es

*) Erstabdruck in der „Süddeutschen Zeitung", Stuttgart.
**) Leidenschaft.
***) Einem vorangegangenen Aufsatze in demselben Blatte.

in Cordelia das Ergebnis edelster „übersinnlicher Widerstehungskraft“ war, den Egoismus zur Elternliebe zu bändigen.

Wenn also auch, mit Kant gesprochen, der „Fortpflanzungstrieb“ im Menschen eine allmähliche Entwicklung aus der Tierheit zur Liebe aufzuweisen vermag, dann ist dies sicherlich nichts anderes, als fortschreitendes Anwachsen der übersinnlichen Widerstehungskraft, wieder zu — Idealen; es enthielte daher die arische Kunst auch auf diesem Gebiete die Erhebung aus der Idee zum Ideale. —

Es war einmal im März und ich ging meine Dorfstraße entlang. Da sah ich, wie sich ein paar Katzen jagten, hierhin, dorthin, und des Spieles war kein Ende. Zuletzt blieb aber das Weibchen doch ruhig kauernd liegen, der Kater verstand's, und nun betrieben sie, was die Natur begehrte. Ich habe in besonderer Erinnerung, daß die vierfüßige Dame dabei ihren Blick mit vollkommenster Unbefangenheit auf mich gerichtet hielt, und ich dachte noch: „Ja, das Tier ist schuldlos.“ Dr. Oskar Baumann, der jung verstorbene Afrikareisende, erzählte einmal in einer Malergesellschaft, daß die Wam-bu-gus im Suahelilande (wo er gereist war) auf der Straße, ungescheut vor den Vorübergehenden, ihr Beilager vollzögen. Tiere da, Tiere dort! Nennen wir dieses unverhüllte Den-Trieb-betätigen mit Schopenhauer die Idee (hier des „Wesens“) und fragen wir, ob es auch da ein Ideal gebe.

Nennen wir es die zweite Stufe, daß das Weib Arbeits- und Lustsklavin war. Es ging damit nicht mehr von Hand zu Hand, wie es bei semitischen Stämmen heute noch anzutreffen sein soll, es stand schon im Besitze eines einzelnen, hatte also schon ein „Recht“ darauf, ein „Eigentum“ zu sein, erworben. Wer über reicheren Besitz verfügte, konnte sich mehrere solcher Sklavinnen halten. Vielleicht hat sich aus der Lieblingssklavin endlich die Gattin, die Frau, in jener Form entwickelt, wie wir sie bei den Griechen antreffen. Nennen wir das die dritte Stufe; übersehen wir aber dabei nicht, daß kein Grieche ein Arg daran fand, wenn Agamemnon eine Lustsklavin erbeutete und die Götter in schallendes Gelächter ausbrachen, als sie Hephaistos zum Lager der gefesselten Ehebrecher führte. Es dürfte ohne weiteres einleuchten, daß in einem solchen Gattenverhältnisse „ohne Herzenszartheit“ (Schiller) auch die Rechte der Frau als solche noch geringer waren. Wie erwarb sie sich höhere Rechte? In demselben Dunkel, wohl noch später, in dem der erste Germanensohn steht, der an seinen Eltern den egoistischen Totschlag nicht mehr zu vollführen vermochte, steht jenes erste Weib, das seine Hingebung nur dem-

jenigen gewährte, der es ehelichte. War es nun und in diesem edleren Sinne Gattin geworden, so trug es Keuschheit — „übersinnliche Widerstehungskraft“ — als Treue wieder in die Ehe, indem es sich nur mehr dem einen Manne, dem Gatten, hingab. Mag das die vierte Stufe sein, so wissen wir, daß sie der Römer erstiegen hat; er brannte das Feuer der Vesta und gab seiner Gattin Rechte wie niemand vor ihm. Nun auf dieser Stufe erwachte und konnte erst erwachen, was wir geschlechtliches Schamgefühl nennen. In Virginia, der Jungfrau, und Lucretia, der Gattin, war dies Gefühl für Ehre des Weibes (ari) schon so hoch entwickelt, daß sie den Tod einem vor ihr geschändeten Leben vorzogen. — In der römischen Literatur vermissen wir aber immer noch Liebeslyrik in unserem Sinne. Wie mag das zu erklären sein? So hoch sich auch das Weib und mit ihm der Mann durch stetiges Anwachsen der „übersinnlichen Widerstehungskraft“ über die Tierheit der Dorfstraße wie der Wam-bu-gus erhoben hatten, das Weib blieb doch fast ausschließlich an das Haus gefesselt, die Braut ward von den Vätern bestimmt und gegeben, und was wir „Neueren“ (Ausdruck Schillers) das „Einander-kennen-und lieben-lernen“ nennen, konnte es nicht geben, weil das Weib in unserem Sinne gesellschaftlich noch nicht frei war. Es war die letzte, die fünfte Stufe etwa, die von der Würde des Weibes erklommen ward, als es sich nur mehr dem geliebten Manne in der Ehe hingab, und darum hatte nun der Mann vor der Eheschließung um diese Liebe zu werben. Nichts anderes als diese Werbung ist im wesentlichen all unsere Liebeslyrik, vom schlichtesten Liede in des Knaben Wunderhorn bis zu Goethes hoher Kunst.

Man muß ein „Aristokrat der Menschheit“ sein, vom Schlage der: „Alle Völker der Erde will ich dir zum Fraße geben“, um hier nicht zu empfinden, wie sich der „Mensch mit der Anlage zum Guten“ (Kant), der Arier, Schritt um Schritt aus der Tierheit befreit hat, wie er Stufe um Stufe den Weg des Ideals emporgegangen ist, um endlich auch hier im Adel der Liebe — wahre Freiheit (von der Tierheit) zu finden.

Als Goethe, von der wiedererwachten griechischen Plastik (Winckelmann!) berauscht, es unternahm, den deutschen Geist auch in der Poesie („Wesen“) mit der Antike zu vermählen, war dies kein glücklicher Griff des so großen Mannes. Es dürfte einleuchtend geworden sein, warum nicht. Nennen wir das Emporschreiten zu immer höherem gegenseitigen Adel im Geschlechtsverhältnisse etwa „Kultur des Wesens“ (mit Schopenhauer), so kann uns

nicht entgehen, daß der große Gräkomane nicht mehr gesehen hat, wie hoch sich der Arier seit den Griechen gerade hier wieder erhoben hat. Was Schiller dagegen sprach und schrieb, ob an W. v. Humboldt: „. . . so werden Sie mir doch gestehen, daß es *im ganzen griechischen Altertum keine poetische Darstellung schöner Weiblichkeit oder Liebe gibt*, die *nur von fern* an die *Sakontala* . . . reichte . . . Auch *Shakespeares Juliette* und andere übertreffen jede schöne Weiblichkeit im Altertum *weit*“, oder ob nur aus diesem Grunde die erste große, anti-gräkomanistische Arbeit: „Über naive und sentimentalische Dichtung“ entsprang, Goethe ließ sich nicht bekehren. Er hatte aber gerade damit die Empfindung für die weiterentwickelten Ideale arischer Sittlichkeit schwer getrübt, und für uns ist es nun verständlich geworden, wenn Schiller in der vorgenannten Schrift sagt: „daß hier, im Zustande der *Kultur* (des „Wesens“), die Erhebung der Wirklichkeit zum *Ideale* den Dichter machen muß“. Nicht zurück in die dritte Stufe, so dachte er, sondern wie im Faust der Kultur der fünften Stufe entsprechend.

Daß diese Trübung unserer arisch-sittlichen Ideale folgenschwer geworden ist und wie sehr, das bezeugt, daß wir heute beim „Reigen“ angelangt sind. Es ist doch kein Wort mehr darüber zu verlieren, daß dieses jüdische Machwerk nichts anderes sei als erste Stufe: *Wam-bu-gu, Suahelilan d!*

Vergegenwärtigen wir uns die Begriffe des Leitgedankens: „Darstellung, Passion, wollüstig, Widerstehungskraft“ und ihre Verbindung, so ist es endlich mit *Schiller* gedacht und gesprochen, wenn man es sagt:

*Der „Reigen“ — ist — eine „Gemeinheit“.*



# Ein seltsamer Jubilar.*)

„Kein Wort, das wir nicht wollen, kommt in die Oeffentlichkeit, denn wir beherrschen die Presse."
Dr. Moritz Kohn (1912)**).

„Der Schein, was ist er, dem das Wesen fehlt?" — fragt Goethe. Wir antworten: Nicht das Wesentliche, eben nur Schein und meinen, damit sei die Frage abgetan. Wenn wir aber den Gedanken in die Kunst tragen, dann erhält er sofort statt des leer Formelhaften — Tiefe und Fülle.

Der geniale, aber sekretierte Schopenhauer ist es, der ihm diese Fülle und Tiefe in jenem glänzenden Theorem gibt, in dem er als Aufgabe der Kunst — die Nachbildung der platonischen Idee — fordert. Unter den Beispielen, die er dafür gibt, ist das glücklichste wieder das von der Wolke und weil man einen ganz Großen nicht oft genug selber zu Worte kommen lassen kann, sei es wieder wörtlich angeführt:

„Wann die Wolken ziehen, sind die Figuren, welche sie bilden, ihnen nicht wesentlich, sind für sie gleichgültig; aber daß sie als elastischer Dunst, vom Stoße des Windes zusammengepreßt, weggetrieben, ausgedehnt, zerrissen werden, ist ihre Natur, ist das Wesen der Kräfte, die sich in ihr objektivieren, ist die Idee; nur für den individuellen Beobachter sind die jedesmaligen Figuren."

Das ist — Bahnbrechendes — und es fällt uns sofort auf, wie tief Goethes Gedanke und Schopenhauers Philosophem übereinstimmen; wir brauchen statt „Schein" nur „Figur" zu setzen, in dem — was sie „Wesen" nennen — stimmen beide unleugbar miteinander überein, und nun haben wir mit Goethe Schopenhauer und durch diese geniale Zerfällung eine wichtigste, völlig neue ästhetische Grundeinsicht gewonnen: daß alles, was Objekt der Kunst sei, in der ästhetischen Betrachtung zu zerfallen habe in eine — Figur und in ein — Wesen. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß auch die Künste damit zerfallen in Künste der Figur: mit Bildhauerei und Malerei und Künste des Wesens: mit Dicht- und Tonkunst. Denken wir mit Schopenhauer weiter, daß alles, was Erscheinung heißt, ja als Objek-

*) Erstabdruck in der Wiener Wochenschrift: „Die neue Front".
**) Aus der Hammerschrift: Jüdische Selbstbekenntnisse, Seite 30.

tivation des Willens (offensichtlich des „Wesens“), der Objektivationsstufe entsprechend, seine Gestalt, seine „Figur“ oder seinen „Schein“ diesem selben Willen oder Wesen danke, durch ihn geschaffen sei, — so tritt das Wesen, der Wille, schon in der Beschaffenheit der Figur, ob es die ärmliche der Molluske oder die reichgegliederte des Menschen ist, in Erscheinung.

Das Wesen, der Wille, will aber auch etwas; er empfindet es vorher, ehe er es will, und es ist völlig gleichgültig, ob diese Empfindung als Rückwirkung auf einen von außen stammenden Einfluß zustande kam und da, wie bei der vom Stoße des Windes zusammengepreßten Wolke, als Passivität auftritt, oder ob sie, die Wolke — was Schopenhauer anzugeben übersehen hat — ohne äußere Hemmung sich ins Ungemessene ausdehnte, sich also im Zustande der Aktivität befände.*) Setzen wir statt Wolke — Mensch, denn die Wolke kann ja nicht empfinden, — fügen wir noch hinzu, daß der Wille im Menschen nie schweigt — also auch unablässig empfindet, dann haben wir auch hier die neue und wichtige Einsicht gewonnen: die Figur verrät nicht nur in ihrer Gliederung schon, daß sie nur „Ausdruck des Wesens“ sei, sondern es ist auch nicht mehr kühn zu sagen: die Empfindung, die dem unablässigen Wollen immer vorangeht, ob sie passiv bleibt oder sich in irgend einem Tun, in einer Handlung aktiviert, muß daher irgendwie in jeder Kunst, in jedem Kunstwerke und dies immer zum Ausdrucke kommen. Ich spreche hier nicht von jenen „Künstlern“, die nie über den süßen Kitsch hinauskommen, auch nicht von jenen Dramatikern, die Quallen statt der Charaktere zeichnen. Ich habe nur festgestellt, daß keine Kunst — der Darstellung der Empfindung, in der das „Wesen“ an den Tag tritt, entraten kann.

Das wird noch heller, wenn man nun fragt: Wenn jede Kunst Ausdruck der Empfindung enthält, zeigen sich die Künste zu diesem Ausdrucke auch in gleicher Weise geeignet? Da fällt sofort auf, daß die bildenden Künste die Empfindung nur mittelbar — in Gebärde, Gesichtsausdruck usw. — ausdrücken können, während Poesie und Musik das unmittelbar vermögen. Sage ich: „Ich liebe dich!“ — so ist das unmittelbarer Ausdruck einer Empfindung. Meinte man! Denn das Wörtchen „liebe“

*) Die Wolke ist hier als gasförmige Erscheinung aufgefaßt, derjenigen gleich, die am Himmel durch die Sonnenwärme wieder in jenen elastischen Dunst übergeführt wird, der sich ungehindert ins Ungemessene ausdehnte. Kleinlichen Naturhistorikern, die nicht verstehen wollten, was hier zu verstehen sei, ins Stammbuch!

besteht aus zwei Silben, deren Bestandteile Töne (Selbstlaute) und Geräusche (Mitlaute) sind, und wenn ich diesen Lautkomplex zu einer Französin spreche, so versteht sie mich nicht, weil die Konvention, in der der Franzose seine Sprache gebildet hat, eine andere war und ist, als die des Deutschen. Die Konvention — wieder das *Mittelbare*; und *wenn* sie mich versteht, so geschieht dies nur am Ton, an der Melodie, die als das einzig Unmittelbare „von Herz zu Herzen“ gehen. Gibt es also und überhaupt *unmittelbaren* Ausdruck der Empfindung? Solchen, der gar nichts Mittelbares mehr enthält? Wer in den Alpen gewandert ist und dort jauchzen und jodeln gehört hat, der sagt ja. Man kann's aber auch zu Hause und noch natürlicher haben: Wenn eine Mutter mit ihrem Wiegenkinde kost und den Melodien ihrer Liebe kaum Silben unterlegt, da und dann haben wir den *Urausdruck der Empfindung* — die *Melodie* und in ihr die *Musik*, vor uns — ob das ein Scherzo oder Andantino con amore ist! Stellte man einen entsprechend konstruierten Notationsapparat neben Mutter und Wiege, diese Melodien müßten sich genau so aufzeichnen lassen, wie es unlängst ein Forscher unternommen hat, dies beim „Gesang der Vögel“ zu tun. „Die ornithologisch-musikwissenschaftliche Forschung der Vogelseele beschäftigt sich immer eindringlicher mit den *Gefühlsäußerungen und deren Formen im Vogelliede*“, lese ich in einer Besprechung von Dr. phil. C. Hoffmanns „Führer durch die Vogelwelt.“

Nun verstehen wir Arier von dieser Seite her, *warum* die Musik *so* tief auf uns wirkt! Im Schein, in der Figur, darin kann die Empfindung nur mittelbar auftreten; wenn Unmittelbarkeit auch als Melodie in der Rede des Affektes tiefer auf uns eindringt, so lenkt doch die Mittelbarkeit der sprachlichen Konvention wieder ab; *am tiefsten wirkt die Musik, die Melodie*, weil sie *reinster und nächster* Ausdruck dessen ist, was zutiefst wir selber sind: *Wesen*, *Wille*.

Hören wir Arier den Trauermarsch aus der Eroika, so sind wir tief ergriffen. Wüßten wir auch von Beethoven und Napoleon nichts, es wäre nicht anders, der Gewaltige risse uns in die Abgründe seines Schmerzes, seiner Trauer mit, und dieselben „Tränen der Liebe“, die einst auch seinen Augen entquollen sein mögen, flössen auch über unsere Wange herab. So ergeht es *uns* bei diesem edlen Werke, uns *Ariern*! Warum das? Weil wir in unserem Blute *die angeborene Fähigkeit* besitzen, ihm das *nachzuempfinden*.

Mir scheint, es war ein türkischer Gesandter und in Wien, der nur in die Oper ging, um dort das „Stimmen der Musikinstrumente“ zu hören; das war ihm der höchste Genuß, und sobald die Aufführung begann, verließ er das Haus; nicht wahr, das ist Angeborenheit? Wenn nun ein Mongole während des Trauermarsches aus der Eroika ruhig an seinem mürbegerittenen Fleischklumpen weiterkaut oder ein Wambugu (Suaheli-Land) behauptet: „Die Musik vermöge nicht, die Empfindung darzustellen“, so sind das eben rassische Angeborenheiten und sie werden dadurch bestätigt, daß weder Mongolen noch Wambugus bisher einen Goethe oder Mozart hervorgebracht haben. Wenn solche Dinge sich in Mitteleuropa, in einer Kaffeegesellschaft oder am Biertische zutragen, so wird man sagen: das sei eben mongolisch oder à la Wambugu. Wenn das aber in einer „Ästhetik“ zu finden ist, wenn diese angeblich „wissenschaftlichen“ Wert besitzt, wenn der Verfasser damit auf ein „Universitätskatheder“ hinaufgeschwungen worden ist, dann ist dies Ästhetik für Mongolen und die Kräfte, die diesen Mann auf diesen Posten befördert haben, müssen von Instinkten der Wambugus geleitet gewesen sein. Weiland Dr. Eduard Hanslick sagt ausdrücklich: „Die besten Kompositionen können als Tafelmusik gespielt werden und die Verdauung der Fasane erleichtern“, und damit der Mongole durch den Wambugu ergänzt werde: „Die Darstellung von Gefühlen ist nicht Inhalt der Musik.“ Beide Sätze finden sich, der zweite sogar als Kapitelüberschrift, im bekannten Pamphlete: „Vom Musikalisch-Schönen“, und so war die Innerei des jüdisch-befugten Richard-Wagner-Töters beschaffen! Es wird zwar immer abgeleugnet, daß er Judstize gewesen sei; was hilft aber jede Stammbaumkonstruktion gegen diese offenkundige Mongolei?*)

Daß der Deutsche diese semitischen Schäkereien auch damals schon nicht widerspruchslos hingenommen hat, das läßt sich denken. 1870 erschien bei C. F. Kahnt in Leipzig eine kleine Schrift: „Vom Musikalisch-Schönen. Mit Bezug auf Dr. E. Hanslicks gleichnamige Schrift.“ Ihr Verfasser, ein junger Mann, war und hieß Dr. phil. Friedrich Stade. Ich habe nicht nötig, auf den Wert der Schrift näher einzugehen, denn R. Wagner, an den der junge Autor sie gesandt hatte, hat am 31. Dezember 1870 einen offenen Brief**) (im „Musik. Wochenblatte“) an ihn gerichtet, in

*) Der große „Mayer“ bringt noch in seiner jüngsten Auflage den bemerkenswerten Mut auf, diesen Bipeden „bedeutend“ zu nennen. Hübsche Konversation!
**) Band XVI, Seite 103.

dem es heißt: „Unter diesen Erscheinungen stehen für mich Ihre gehaltvollen Aufsätze, geehrtester Herr, welche Sie in zwei Leipziger Musikzeitschriften zu veröffentlichen sich bewogen fanden, als besonders ermutigend voran.“ Der Meister spricht, wer versteht's besser?

Und der Erfolg dieser deutschen Gegenschrift wider die mongolische Wüstenästhetik? Indes die letztere bei „Breitkopf und Härtel“*) 1910 in elfter Auflage erschien, hat es der „gehaltvolle“ Deutsche 1904 erst zur — zweiten Auflage gebracht. Wie das? Auch das können wir vom Meister noch erfahren: „Jenes erwähnte Libell des Dr. Hanslick in Wien . . . ward aber auch mit größter Hast schnell zu . . . Berühmtheit gebracht.“**) Damals konnte man das noch als Übelwollen und ungerechtfertigte Verdächtigung (à la P. Marsop) auslegen; heute ist das nicht mehr möglich, denn wir haben bereits das köstliche Wort Dr. Moritz Kohns: „Kein Wort, das wir nicht wollen, kommt in die Öffentlichkeit, denn wir beherrschen die Presse“; und den „Buchhandel“! — setze ich hinzu.

Was für ein Jubiläum sollte es nun sein? Da seit dem Erscheinen der Schrift und dem offenen Briefe des Meisters nun fünfzig Jahre verflossen sind, ein goldenes. Sollte es auch in diesem Falle etwas zu jubilieren geben? O, ja, sage ich: das Gold der Treue, deutscher Treue. Der Verfasser lebt als Greis, aber geistig so frisch wie jemals, noch in Leipzig und seine Briefe bezeugen mir, daß er heute noch mit derselben Unverbrüchlichkeit an seinem Meister hängt wie einst, wie vor — fünfzig Jahren!

Ich glaube nicht, daß es viele, einsichtlichere Beispiele für Emporkommen und Macht des Judentums einerseits, deutsche Lässigkeit andererseits gebe, und diese fünfzig Jahre eines ersten, treuen Vorkämpfers sprechen eine erschütternde Sprache!

Und nur, wenn wir ihm in dieser Treue nachfolgen, wir Deutschen, werden wir auch die Mongolei wieder einmal überwinden!

---

*) Die sich den „Lohengrin“ schenken ließen.
**) G. Schr. u. D. Band X, Seite 251.

# Arbeit und Ehre.

„Nicht da, wo der Mensch sich troglodytisch in Höhlen birgt, ewig einzeln ist und die Menschheit nie außer sich findet, auch nicht da, wo er nomadisch in großen Heermassen zieht, ewig nur Zahl ist und die Menschheit nie in sich findet — da allein, wo er in eigener Hütte still mit sich selbst und, sobald er heraustritt, mit dem ganzen Geschlechte spricht, wird sich ihre liebliche Knospe (der „ästhetischen Gemütsstimmung", was Schopenhauer „Kontemplation" nennt — A. d. V.) entfalten."

„Ästh. Erziehung". Schiller.

„Troglodyte, Nomade, stille Hütte" — was soll das mit „Arbeit und Ehre" zu tun haben? Was sollte Schiller damit zu tun haben, käme er da nicht wie Pontius ins Kredo? Aber während die Arier Hütten und Häuser bauen, wissen wir von den Nomaden, daß sie nur „Zelte" benötigen, um darin zu nächtigen. Wer weiß, wo der Beduine die nächste Nacht zubringt? Er selber auch nicht, und darum braucht er ein „bewegliches Haus". Wer Schillers „Eleusisches Fest" kennt, weiß, daß er auch dort den Nomaden nennt, und ist nicht mehr verwundert, ihn nun auch hier, in der „Ästhetischen Erziehung", anzutreffen. Wer Wahrmunds unerschrockenes Buch: „Das Gesetz des Nomadentums"*) kennt und darin den Absatz: „Das Gesetz der Wüste" gelesen hat, der begreift sofort, daß Schiller zwischen Nomade und Hütte, alles Rassenwissens damals noch unkund („Diesen Kuß der ganzen Welt"), eine Schranke aufgerichtet hat, die wir dank der Rassenkunde erst heute einsichtlich zu befestigen vermögen.

Schopenhauer hat einmal (an David Asher) geschrieben, etwa: „mit seiner Philosophie ließe sich alles erklären". Da träten also Schiller und Schopenhauer wieder zusammen und reichten einander die Hände, um die wunderbare Einheitlichkeit „des deutschen Geistes, der von innen baut", von neuem zu bekräftigen. Versuchen wir's!

Der Germane der Vorfrühe, der seine alten, arbeitsunfähigen Eltern erschlug, fand offenbar die Menschheit nicht „außer sich",

*) Deutscher Volksverlag, München,
Erstabdruck in der „Deutschen Tageszeitung", Berlin.

er hätte sonst sehen müssen, daß auch seine Eltern Menschen wie er seien, und damit wäre er eben und im Sinne Schillers „menschlich" gewesen. Er konnte sie nicht „außer sich" sehen, weil sie dazu vorher in ihm erwacht sein mußte. Wie fand da der Germane oder Arier aus der Unmenschlichkeit des Elternerschlagens zum Gebote der Elternehrung, besser noch: zur den Eltern entgegengebrachten Liebe? Der Landschafter hatte das ideale Motiv, das er sich notierte, auch erst das zehnte Mal gefunden, als er, von allem Tagesdrange befreit, in die Natur hinausgetreten war; der „Wille", der ihn neunmal fest umklammert, hatte ihn das zehnte Mal frei gelassen, und in dieser Freiheit von aller Bedrängnis hatte sich seinem Gemüte das Ideal erschlossen. Wenn wir vor einen Raffael oder Rembrandt treten, wenn nur die ersten Akkorde etwa einer Beethovenschen Sonate an unser Ohr dringen, vergessen auch wir — wie der Maler damals — aller Tagesnot, und es erwacht das Vermögen in uns, Idee und Ideal als solche zu erkennen und zu unterscheiden. Anders kann auch der Germane nicht aus der Unmenschlichkeit in die Menschlichkeit gelangt sein. Als ein Germanensohn wieder einmal sich zu derselben Tierheit gedrängt gefühlt hatte, muß auch in ihm, entgegen allen Tagesnöten und Bedürfnissen, erwacht sein: „Nein (Schopenhauer!), das tust du nicht mehr!" — Heißt dieser Zustand, der den Maler das Ideal finden ließ, „Stimmung", so verdient dieses „willensfreie Erkennen" diese edle Bezeichnung noch mehr; denn die Stimmung des Malers entstand nur aus einer Ausschaltung der Tagesnöte, der Germanensohn hatte aber ein gewaltiges Mehr an idealer Kraft aufzubringen, er mußte dem Triebe seiner Selbstsucht entgegentreten und ihn besiegen. Der Formtrieb, der das Ideal der Figur geschaffen und das Verständnis dafür in das Gemüt des bildenden Künstlers gelegt hatte, blieb dabei nicht stehen, er legte seine meisternde Hand auch an das „Wesen" des Menschen und schuf so aus dem Elternmörder den Elternlieber. Die „Anlage zum Guten in der menschlichen Natur" (Kant) war der Keim, die „Stimmung", die den Drang der Selbstsucht verabschiedete — war die Knospe, das erste Kind — das von der Liebe zu seinen Eltern nicht mehr ließ — die Blüte, und als sich diese Sitte als solche eingebürgert hatte, war es die Frucht. Schillerisch gedacht: Der „sinnliche Trieb" ruhte nicht, bis er das aufgefundene Ideal (Formtrieb) in der Sittlichkeit in die Wirklichkeit gesetzt hatte. Nun verstehen wir's: Als Schopenhauer aus der Kontemplation (Stimmung) wieder nur in das Ideal der Figur geriet, in die Schönheit, hatte auch er, so groß er ist, noch der herrschenden

Gräkomanie seiner Zeit (die alles Ideal unter das Zepter der Schönheit stellte) seinen Tribut entrichtet; der „Lehrer der Jahrtausende“, Schiller, richtet sich zu seiner edelsten Größe dort empor, wo er — unbeirrt von der Gräkomanie, auch Goethes — aus seiner „ästhetischen Gemütsstimmung“ ins Moralische gelangt. Die beiden genialen Jünger Kants ergänzen einander nun wunderbar. Hatte Schopenhauer bahnbrechend die Idee: Mensch in „Figur und Wesen“ zerfällt, so wissen wir nun, b e i d e — sind ideal bildsam; das Ideal der „Figur“ ist die Schönheit, das Ideal des „Wesens“ ist die Sittlichkeit, damit ist der zweitausendjährige Bann, der alles Ideal, der alle Kunst in das Prokrustesbett der Schönheit zwang, endgültig gebrochen, und Schiller führt uns als der edelste Pförtner in ein neues ästhetisches Reich, das des „eigentlich Erhabenen“ (Kant), das — der Moral. —

Es war Selbstsucht, Egoismus, was die Germanen der Vorfrühe nötigte, ihre alten Eltern zu erschlagen; es war der zweite, der „Forpflanzungstrieb“, der dieselbe ideal gestaltende Meisterhand des „Formtriebes“ aufzeigte und auch vom „sinnlichen“ Trieb begleitet, die Ideale in die Wirklichkeit umzusetzen; so hatte der Arier aus der Tierheit auch zur Würde des Weibes in Keuschheit, Ehe und Treue emporgefunden. Kant nennt aber noch einen dritten, den „Gesellschaftstrieb“. Zeigt auch der die Möglichkeit einer idealen Bildsamkeit auf, und wenn dies der Fall ist: wie?

Auch Tiere gesellen sich zu Herden, einsichtlich um sich der Lebensbedürfnisse reichlicher und leichter zu versichern. So ziehen Gemsenrudel von Weideplatz zu Weideplatz, haben ihren Führer, stellen ihre Wächter aus und sind also Nomaden. Auch von den Wölfen wird berichtet, daß sie besonders in strengen Wintern sich rudelweise zusammenrotten und in die Dorfställe usw. einbrechen (Rußland). Es gibt also zweierlei Nomadentum: 1. Friedliches, das von Weide zu Weide geht, und wenn es einmal kommt, daß der Winter zu strenge ist, um Futter zu finden, massenweise eingeht, d. h. verhungert; das zweite, das sich in solcher Gefahr zum Raube zusammenfindet, also räuberisches. Wohin da die elternmordenden Germanen gehören, ist schwierig zu bestimmen; diese Roheit oder Tierheit läßt annehmen, daß sie sich auch in der Beschaffung ihrer Lebensbedürfnisse wenig darüber erhoben haben. War's so, so blieb's aber nicht so. Treten wir, angenommen, zu ihren Vorvätern, den Ariern, zurück, so mögen diese etwa auf ihren

---

„Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft.“

Wanderungen zum ersten Male in einen üppig fruchtbaren Landstrich (à la Indien) geraten sein, der sie auf reiche Monate hinaus neuer Wanderungen enthob, weil ihnen die Natur in Fülle bot, wessen sie bedurften. Vorräte zu sammeln für die Zeit der Not hatten sie schon früher erlernt, und sie taten's auch hier. Sie konnten ihrer so viele sammeln, daß ihnen auch Zeit genug blieb, die sie umgebende Natur aufmerksamer zu beobachten, und so mögen sie, annahmsweise, beobachtet und gefunden haben, daß einige Pflege der Fruchtträger sie der Mühen und Gefahren stets erneuter Wanderungen entbinde. Soweit es noch zum Pfluge gewesen sein mag, man darf's als denkbar annehmen, daß hier und unter solchen Umständen der erste Entschluß entstand, statt unaufhörlich zu wandern, sich seßhaft niederzulassen; vielleicht ist also die erste roheste Hütte der Vorläufer sogar des Pfluges. Bei ihren Wanderungen vorher waren sie oft genug auch auf andere Wandernde gestoßen, es war zum Kampfe um die Weideplätze gekommen, und der Stärkere hat den Schwächeren besiegt. Das gab's nun nicht mehr, vorausgesetzt, daß alle Wandernden in ihrem Blute den Ursprung der Fähigkeit besaßen, von Wandern, Kampf und Raub ablassen zu können und ein neues Leben, ein Leben im Frieden der seßhaften Arbeit zu führen. Sie erfuhren es an ihrem Leibe wie an den Früchten ihrer Arbeit, daß nicht alle Wandernden sich zu diesem Frieden bekehren wollten, denn sie wurden überfallen, beraubt, gemordet und in die Sklaverei weggeführt. Da erwachte in ihnen das Bewußtsein, daß ihre Art, sich der Lebensbedürfnisse zu versichern, eine edlere sei, sie verachteten den Räuber, bezeichneten die Ergebnisse ihrer Arbeit als Eigentum, auf das nur derjenige ein Recht habe, der sich's durch Arbeit geschaffen und nannten diesen neuen Stolz in ihrer Brust und zum Unterschiede vom Räuber — Ehre, ehrenhaft (ari — nach Gobineau). Sie hielten daran fest, so oft sie auch die geborenen Räuber mit blutigen Köpfen wieder in die Wüste zurückschicken mußten, und so sind Arbeit und das Bewußtsein dieser ihrer Ehre, zum Unterschiede von dem mit Gewalt oder List heute noch raubenden Nomaden, (5. Mos. 6, 10 f.: „Dir zu geben große und schöne Städte, die du nicht gebauet, und Häuser voll alles Gutes, die du nicht gefüllt, und gehauene Brunnen, die du nicht ausgehauen, und Weinberge und Ölbäume, die du nicht gepflanzt; und du wirst (trotzdem — A. d. V.) essen und satt werden"*) die beiden Grundpfeiler aller arisch-seßhaften Kultur.

*) Nach Wahrmunds „Gesetz des Nomadentums" angeführt.

Die Germanisten übertragen arebeit (Arbeit) mit „Mühsal, Not". Unlängst einmal sprach ein Bauer meines Dorfes seinen Nachbar am Wirtstische um eine Gefälligkeit an und versprach ihm dafür eine Gegengefälligkeit. Da erwiderte der Angesprochene: „Ist mir schon recht, i — ‚beit' — dir's schon", d. h. ich ‚biete' dir's schon, ich setze dieses Vertrauen in dich. Dächte man daran, daß das are in arebeit nichts anderes sei als das ari = Ehre Gobineaus, dann bedeutete das Wort nicht mehr „Mühsal, Not", sondern Arbeit hieße, was Ehre — bietet, und also stünden — Germanisten heraus! — schon an der Wiege der arischen Kultur als deren ersten Ideale: Arbeit und Ehre.



# Vaterland.

5. Mos. 6, 10 f: „Dir zu geben große und schöne Städte, die du nicht gebauet, und Häuser voll alles Gutes, die du nicht gefüllt, und gehauene Brunnen, die du nicht ausgehauen, und Weinberge und Ölbäume, die du nicht gepflanzt; „und du wirst“ (trotzdem) „essen und satt werden.“

Nehmen wir's an: Ein Wandertrupp der Arier geriet in ein mildes Klima. Als er erkannt hatte, daß einige Pflege der Fruchtträger soviel Früchte hervorbrachte, wie sie für die Dauer eines Jahres hinreichten, beschloß er, vom Wandern abzulassen, baute sich Wohnhütten mit Räumen zur Aufbewahrung der Früchte, war damit seßhaft geworden und hatte dem Nomadentume endgültig abgesagt. Wieder angenommen: Waren Mißjahre gekommen oder hatte sich die Nachkommenschaft so stark vermehrt, daß die Früchte nicht mehr hinreichten, um alle zu ernähren, so mußte auf Mittel gesonnen werden, wie dem abzuhelfen sei.

Vielleicht mag es einmal geschehen sein, daß auf einem Platze Samenkörner verstreut worden waren, wo ein Hüttenbau begonnen — aber wieder abgebrochen und der Boden daher umgegraben war. Im Sommer stand die Frucht dort um vieles reicher und besser, und so mag die erste Anregung zum Urpfluge, einem starken, hakenförmigen Aste, gegeben worden sein. Sagen wir: damit war der erste Zweck — eines Ackergerätes in das Bewußtsein des Ariers gelangt, und nun durfte man schon von bewußter Kultur sprechen. Man muß aber darin auch das viel wichtigere, im Sinne Schillers „ästhetisch-erziehende“ Moment sehen, daß sich der Arier damit vom Nomadentume des räuberischen Razzianten (Sein Nachkömmling, der pseudo-seßhafte, weil nur parasitische Börsenjude ist heute noch nichts anderes) endgültig abgewendet und mittels „Arbeit und Ehre“ bewußt den ersten Schritt in das Reich jener Sittlichkeit getan hat, die Schiller in seiner „Ästh. Erziehung“ ausdrücklich fordert.

War ein Stück Landes mit diesem Pfluge urbar gemacht, so durfte nur der, der die „Arbeit“ getan, die Früchte genießen. Weil sie, die Arier, alle solche Arbeiter waren, anerkannten sie das und

damit waren die Begriffe „Eigentum“ und dieses „Recht“ darauf in ihre „Sitte“ eingetreten; Folgen der Seßhaftigkeit! Hat einmal ein Verstiegener gesagt: „Eigentum sei Diebstahl“, so ist nun aufgehellt, daß dieser Gedanke „Diebstahl an der — Arbeit“ sei. Starb der, der den Wald gerodet, das Land gepflügt hatte, so konnte er's als „Eigentum rechtmäßig“ seinem Sohne hinterlassen; der nannte es, wie alle seine Gefährten, die mit ihm also seßhaft geworden waren, sein Vaterland, und Vaterland ist daher nach arisch-ursprünglichem Begriffe: „Land“, das durch „Arbeit“ — „Eigentum“ geworden ist. Nun waren „Häuser — voll alles Gutes“, „gehauene Brunnen“, „Weinberge und Ölbäume“ da, alles durch Arbeit geschaffen, und es leuchtet ein, daß derjenige auf ein Vaterland in arischem Sinne gar nicht reflektierte, der sich von seinem völkerfressenden „Gotte“ die Früchte dieser Arbeit verheißen ließ; es ist wie elendeste so auch frechste Heuchelei, immer von einem Vaterlande zu sprechen, wenn man in seinen religiösen Vorschriften den Satz stehen hat: „Israel gleicht der Dame des Hauses, der ihr Mann das Geld zubringt; so ist Israel ohne der Arbeit Last und bekommt das Geld von den Völkern der Welt“ (Jolk. Schim. 75,2).

Aber es kam auch die Zeit, in der von den Ariern Städte (Babylon usw.) gebaut worden waren und daher auch als Geschenk Jahves an die „Auserwählten“ verheißen werden konnten, „Städte — die du nicht gegründet.“ Was sie „gegründet“ hatte, war erhöhte, arische Kultur. Der Arier verblieb nicht bei der Naturalwirtschaft, die ihm alles brachte, wessen er bedurfte (Nahrung, Kleidung, Holz für die Hütte usw.). Mochte sein ursprünglichster Staat auch nur ein kleinstes Vaterland für den eigenen Stamm gegründet haben, wie sich der Einzelne und Familien dem Stamme zugesellt haben mochten, so mögen mehrere dieser kleinen Staaten anfänglich zu einem Bündnisse zusammengetreten sein (das alte Griechenland!), aus dem endlich ein neueres, ein größeres und großes Vaterland erstand. Daß es damals und dabei nicht ohne „Eroberungen“ abging, dürfte heute in den Zeiten des Gewaltfriedens nur ein rettungslos pazifistischer Idiot oder ein von den asiatischen Drahtziehern entsprechend bezahlter Söldling nicht verstehen. Konnte die Leitung der Verwaltung, Rechtspflege und Wehrschaft im patriarchalischen Zustande durch die Person des Ältesten oder des Stammeshäuptlinges besorgt werden, so forderte der größere Pflichtenkreis nun eine Teilung dieser Pflichten, dieser „Arbeit“ wieder, da sie der Einzelne nicht mehr zu bewältigen vermochte. Aus dem Häuptling ward der Herzog oder König, und

wie sich die Verwalter der einzelnen Zweige aus einsichtlichen Gründen in der Nähe des Regenten angesiedelt hatten, so mag damit der Anstoß zur größeren geschlossenen Siedelung der Stadt gegeben worden sein. Alles Annahme im größten Aufrisse nur! Hatte der reine Bauernstaat keinen Handwerker gekannt, weil auch das alles aus der eigenen Hand hervorging, so mag etwa mit der Einführung des Eisens der erste Handwerker in diesem Staate aufgetreten sein, und wie nun Bauernsöhne den elterlichen Beruf aufgaben, um Bergbau zu treiben, so gab es andere, die sich nun dem Handwerke zuwandten (Schmiede). Für den Handwerker, dessen alle bedurften, lag es nahe, einen mittleren, allseitig leichter erreichbaren Wohnsitz zu haben, so mag auch er in die Stadt gezogen sein (wenn sie auch nur „Markt" hieß), und aus ihm hat sich entwickelt, was „Bürger" heißt. Dadurch, daß er seine Tätigkeit nur mehr einem vereinzelten Zweige widmete, gelang es ihm, darin eine immer höhere Vervollkommnung zu erreichen und in welchem Maße wird deutlich, wenn man an den technischen Abstand denkt, der den Baumast, den ältesten Pflug, vom heutigen Motorpflug trennt. Soviel erreichte Entwicklungshöhe sich auch darin ausspricht, man darf doch sagen: Dies alles diene im Wesentlichen nur den persönlichen Bedürfnissen der „Selbsterhaltung" in einem materiellen Sinne, und wenn auch die Grenzen hier mit denen der eigentlichen Kultur vielfach ineinander verfließen, so dürfte es doch richtig sein, dieses Emporsteigen aus der Bedürfnislosigkeit des Bauers zu den verfeinerten Bedürfnissen des Städters zunächst nur Zivilisation zu nennen.

Dem Arier war es aber geschenkt, außer an der Verfeinerung der Selbsterhaltung, die dem sozusagen nur äußeren Menschen zugute kam, auch an der Veredlung des inneren Menschen unablässig zu „arbeiten" und ihn wahrhaft idealen Zielen immer näher zu führen. Es ist, mir scheint, Schopenhauer, der von der alten, edlen Trias des „Guten, Schönen und Wahren" mit Geringschätzung spricht; es tut aber dem Unvergänglichen an seiner Lehre keinen Eintrag, wenn man ihm nachweist, daß sie mit einiger, wohl zu verstattender Freiheit sich aus seinen eigenen Theoremen wieder gewinnen läßt. Zerfällt er — im Wolkenbeispiele des 3. Buches — die platonische Idee in „Figur und Wesen" und wird mit Recht statt Wesen — „Wille" gesetzt, so gibt das Ideal der „Figur" — die Schönheit und führt zur Kunst, und das Ideal des „Wesens" oder Willens zur — Sittlichkeit, wie sie sich in den sittlichen Geboten der christlichen Religionen verkörpert. Er selber sagt es, daß sich der Wille den Intellekt zunächst im

eigenen Dienste, der Befriedigung seiner Bedürfnisse, entzündet habe; es ergibt sich aber wohl ungezwungen, daß das Ideal dieses selben Intellektes längst nichts anderes als die Wissenschaft sei, und so feiern „schön, gut und wahr“ eine Art neuer und fröhlicher Auferstehung oder Urständ, gegen die sich nicht viel einwenden läßt. Beachten wir dazu, daß der Arier dem Dienste dieses dreifältigen idealen Gestirns, wo es nur anging, Paläste erbaut hat; daß er sie in jene Städte gestellt hat, in denen die Häuser überdies, dem allmählich so sehr bereicherten Handel und Wandel entsprechend mit köstlichen Gütern (Gold und Geschmeide, auch in den Palästen*) gefüllt standen, so begreift man, wie den Söhnen Jahves das Herz lachen mußte und muß, wenn sie nur ihre „heiligen Bücher“ aufzuschlagen brauchen, um darin zu finden: „Dir zu geben Städte, die du nicht gegründet.“

Nun mag es klarer geworden sein, was unter „eigentlicher Kultur“ im Gegensatze zur Zivilisation zu verstehen sei, der Aufstieg der Arier zur alten, edlen Trias. Nun kann es auch gesagt werden: Als er, der Arier, mit dem ersten Pfluge bewußt seßhaft geworden war, hatte ihm die „Arbeit“ den neuen, edlen Stolz der „Ehre“ in die Brust gesenkt, aus dem er mit Verachtung auf den räuberischen Nomaden herunterblickte; wo ist dieser Stolz der Ehre hingekommen, da er sich nun auf und aus dieser Arbeit zu den Höhen der Trias erhoben hat? Lieben wir denn im Vaterlande nur das Stück Erde, auf dem wir geboren sind, oder doch die Kultur, zu der wir uns auf ihm erhoben haben? — Sind wir zurzeit von schweren sozialen Kämpfen erschüttert, denen kein Ehrlicher alle Berechtigung abspricht**), so dürfen wir doch nicht übersehen, daß diesem Staate, der diese Kultur in tausendjährigem Ringen nach dem Edlen geschaffen hat, zuzutrauen war und sei, er werde auch zu einer gerechten Lösung der Arbeiterfrage finden; und es wäre nur noch zu bedenken, ob denn jene Führer, denen die Massen heute anhängen, vertrauenswürdig sein können. Nach allem Vorgebrachten brauchte man diesbezüglich nur ein uraltes Wort endlich richtig zu deuten, das da lautet:

---

*) Man hört so wenig davon: Sind diese Schätze, Bilder, Antiken usw., in Petersburg, Moskau usw., intakt geblieben?

**) Wozu, wie die heutigen Valutaschauspiele beweisen, auch die einschlägige Bedeutung der Zinsverschuldung an das jüdische mobile Kapital zu erörtern wäre, aus der die fortschreitende Verarmung der arischen Massen zu allernächst entspringt.

„Hütet euch vor den Pseudo-Propheten, die da in Schafskleidern (der Weltbürgerei, des Friedensdusels, der Arbeiterliebe usw.) zu euch kommen, inwendig aber (Talmud und Schulchan Aruch) sind sie reißende Wölfe!“

Die alttestamentarische „Städte-Verheißung“ dazu, dann ist es samt deren Erfüllung in Rußland wohl deutlich genug geworden, welche Wucht diesem Wort innewohnt. —

Ob der Arier, als Einzelner oder als Volk, zum Wandern auch gezwungen war, immer machte er sich in „Arbeit und Ehre“ wieder seßhaft und schuf immer wieder jene „Güter“, mit denen diese „Häuser gefüllt“ werden konnten. Sie standen daher in einem „Vaterlande“ und ein erster Sohn mag dieser Stätte der „Arbeit und Ehre“ diesen, die Seßhaftigkeit bezeichnenden Namen gegeben haben. War er nicht vorsichtig genug, so kam aber auch der Jude immer wieder, der sich ohne Arbeit und in der Unehre des Betruges dieser „Güter“ zu bemächtigen trachtete. Was er da tat, geschah im Auftrage des „göttlichen Gesetzes“, das auf dem Berge Sinai gegeben worden war: „Dir zu geben, usw.“ Es leuchtet ein, daß dieses „göttliche Gesetz“ ein Vaterland nicht kennen kann und daß es, wollte es davon sprechen, es „Fund-, Diebes- oder Raubland“*) nennen müßte.

Als zu Kants Zeiten die Juden heuchelten, daß sie den alten Kultus („Dir zu geben usw.“) abwerfen wollten, wurde ihnen begreiflicherweise angesonnen, sich allgemein zum Christentum zu bekehren. Der noch immer für „edel“ gehaltene Moische Mendelssohn, das Urbild „Nathans des Weisen“, erwiderte hierauf: „So lange als nicht Gott vom Berge Sinai ebenso feierlich unser Gesetz aufhebt, als er es (unter Donner und Blitz) gegeben,**) sind wir daran gebunden.“ Welch schurkische jüdische Komödie also in „Sanftmut, herzlicher Verträglichkeit und Wohlwollen“***) mit den Ariern seit der Gesetzgebung auf dem Berge Sinai gespielt worden ist, das hat sich aufgehellt. Wie wenig Juda daran denkt, das jemals zu ändern, da genügt ein Wort Walter Rathenaus, das Wort:

„Auch meine Neschamah†) ist auf dem Berge Sinai gewesen.“

Den unheilbaren Philosemiten — ins Stammbuch!

---

*) „Gut der Akum ist wie herrenloses Gut; wer es zuerst findet, dem gehört es“. Talmud. **) „D. i. bis zum „Nimmertag“, Anmerkung Kants aus „D. Streit d. Fakultäten“, Univ.-Bibl. Nr. 1438. ***) Die 3 Facetten des Steines im Ringe Nathans des Weisen. †) Hebräische: Seele.

# Arische Freiheit.*)

„Die Naturzweckmäßigkeit könnte noch immer problematisch sein, die moralische ist uns erwiesen. Sie allein gründet sich auf unsere vernünftige Natur und auf innere Notwendigkeit. Sie ist uns die nächste, die wichtigste und zugleich die erkennbarste, weil sie durch nichts von außen, sondern durch ein inneres Prinzip unserer Vernunft bestimmt wird. Sie — ist das Palladium — unserer — Freiheit“.

„Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen.“ Schiller.

Der Stein, dem die Unterlage entzogen wird, fällt; er muß fallen, die Schwerkraft treibt ihn, und fiele er — angenommen — geradewegs in das feuerflüssige Erdinnere, er könnte nicht anders, er kann dem Triebe der Schwerkraft, auch wenn ihm die Vernichtung droht, nicht entrinnen. Der Vorgang hieße, Kantisch bezeichnet, Kausalität durch Schwerkraft. Wäre er, der Stein, mit Erkenntnisvermögen begabt und nähme er an den wachsenden Temperaturen wahr, daß auch die Gefahr seiner Vernichtung stetig wachse, er könnte sich weder ein Halt zurufen, um ihr zu entgehen, und noch weniger könnte er aus eigenem Vermögen aufsteigen, den entgegengesetzten Weg einschlagen, um ihr zu entfliehen. Könnte er's, er wäre frei, besäße Freiheit; stiege er auf, jeden Schritt dieses Aufstieges, der ihn der Gefahr immer weiter entfernt, verdankte er dieser Freiheit, und hieß das Fallen vorher „Kausalität durch Schwerkraft“, so hieße dieses Aufsteigen nun: Kausalität durch — Freiheit.

Der Stein besitzt dieses Erkenntnisvermögen nicht und noch weniger das Vermögen, besäße er auch die Erkenntnis, den Aufstieg aus eigener Kraft auch zu vollführen. Steigen wir aber in der Reihe der Objektivationen — Schopenhauerisch gedacht — bis zu ihrer höchsten, dem Menschen, empor, dann findet sich, daß er beide Vermögen: das — der Erkenntnis und das — des Aufstieges, oder wie Kant sagte: Kausalität durch Freiheit, auch wirklich besitzt.

Ein Beispiel! — Chamberlain merkt irgendwo in den „Grundlagen“ an, daß Germanen der Vorfrühe ihre alten, arbeitsunfähigen Eltern erschlagen hätten. Grauenhaft! Nennen wir diese roheste Betätigung der Selbstsucht, des Egoismus, mit Kant

---

*) Erstabdruck in der Wiener Monatsschrift „Großdeutschland“.

und wie sie's nicht besser verdient: Tierheit! — Aber — wir folgen nun längst dem Gebote: „Du sollst Vater und Mutter ehren (ari)!" Wir folgen ihm, nicht — „auf daß wir lange lebten und es uns wohlerginge auf Erden", das scheint die echt hebräische Verzierung zum ursprünglichen Gebote der „Ehre" zu sein; in 900 von 1000 Fällen, selbst wenn die beiderseitigen Interessen einander entgegenstehen, vermögen wir nicht anders, als unseren Eltern nur „ehrenhaft" entgegenzutreten, und es sind Ausnahmen, unter uns Ariern, wo dieses Gebot der Sitte nicht auch von Liebe und Güte begleitet wäre. Vom Elternerschlagen bis zu diesem sittlichen Gebote war ein weiter Weg zu gehen; hätte er aber auch Jahrtausende gebraucht, er ist in diesem „ehrenhaften" Sinne beschritten worden, und es ist nur Ehre, sittliche Ehre, ihn nie mehr zu verlassen.

Versuchen wir es, uns das ästhetisch aufzuhellen und darin jene „Freiheit" wiederzufinden, von der uns schon aufleuchten dürfte, daß Schiller keine andere als diese gemeint haben dürfte.

Die Sekretierung Schopenhauers, die nach meiner Empfindung hauptsächlich ein Erfolg der vereinigten Juden und verjudeten Freimaurer ist,*) hat sich an uns Deutschen bitter gerächt; die Weiterentwicklung seiner Gedankenwelt ist dadurch um volle vierzig Jahre verkümmert worden. Er war ein Bahnbrecher erster Größe. Er zerfällt zum ersten Male die Idee (die auch er zum ersten Male aus Plato wieder heraufgeholt hat) in eine Figur (äußere Erscheinung) und ein Wesen, in welch' letzterem nichts anderes als der (wieder sein) Wille zu erkennen ist. Beziehen wir das nur auf den Menschen, so ergibt sich sofort, daß auch in ihm ein Wille, der nichts wollte, undenkbar ist; daß der Wille also als solcher erst am Gewollten, was immer es sein mag, in Erscheinung tritt, sichtbar, erkenntlich wird, und so haben wir die Grundlage für die ästhetische Durchdringung des Germanen-Beispieles nun gewonnen.

Das Gewollte, das Objekt des Willens — wie man es auch nennen könnte, war hier reichlichere Nahrung und Kleidung, bessere Lebensführung, dadurch für sich selber errungen, daß unnütze Brotesser auf die rascheste und dauerhafteste Weise entfernt wurden. Die Kraft, die hier als Kausalität wirkte, war der Egoismus der Kinder; was ihm entgegenstand, in den Eltern,

*) Die Juden wollten den grimmigen Antisemiten nicht emporlassen und ihren Stiefelputzern, den Freimaurern, ging die Übereinstimmung seiner Ethik mit der christlichen, die dem messianischen „Menschentum" (siehe Rußland!) so entgegenstand, wider den Strich.

war dieselbe Kausalität um dieselbe Nahrung und Kleidung, oder Schopenhauerisch gesagt: Es standen Wille (der Kinder) und Wille (der Eltern) einander gegenüber. In dieser dunklen, rohen Zeit fand niemand ein Arges daran, daß der jüngere, kräftigere Wille die Frage dadurch löste, daß er den älteren, schwächeren Willen erschlug. Das war, sagen wir — und sogar entschuldigend — damals eben Sitte und gegen die Definition, etwa: „Das Verhalten des Menschen (Wille) zu seinem Mitmenschen (wieder Wille), wie es sich in seinen Handlungen ausspricht — das sei die Sitte", wird sich kaum etwas einwenden lassen. — Der Stein mußte fallen, er konnte dem Triebe der Schwerkraft nicht entrinnen. Was den Germanen der Vorfrühe zum Elternerschlagen bewog, war auch ein Trieb, den er tierisch noch betätigte; aber er — entrann ihm. Wie und wodurch? — fragen wir.

In wie ferne oder frühe Vorzeit dies auch fallen mag, es kann doch nicht anders gewesen sein als so, daß in einem arischen oder germanischen Sohnesgemüte, als es wieder sich zu derselben Roheit gedrängt fühlte, zum ersten Male aufstand: „Nein (Schopenhauer), das tust du nicht mehr!" Dieser Erkenntnis war offenbar eine Empfindung (es handelte sich ja um Wollen, Willen) vorausgegangen. Ob es für diese Frühe schon zutrifft, ist sehr zu bezweifeln, es war eine Empfindung, ähnlich derjenigen, die uns befällt, wenn wir einen schönen Menschen, ein schönes Landschaftsmotiv usw. sehen; es ist zu bezweifeln, meine ich, daß der Germane in dieser Zeit schon den Zauber der Schönheit empfunden habe. Aber das verschlägt nichts, im Gegenteile, diese Empfindung den Eltern gegenüber war eine noch edlere, denn sie hatte den mächtigen Widerstand der Selbstsucht zu überwinden gehabt. Es war, mit Kant, Tierheit, was dazu getrieben hatte, aus Selbstsucht die arbeitsunnützen Eltern zu erschlagen; was mag es gewesen sein, was in diesem Sohnesherzen diese erste edlere Empfindung wachgerufen hatte? Nennen wir es mit Kant: „Die ursprüngliche Anlage zum Guten in der menschlichen Natur"*) und ziehen wir zum letzten Mal das Gleichnis mit dem fallenden Steine heran, so ergibt sich etwa, als aus dieser guten Anlage entspringend, folgendes: Der Stein konnte, dem Triebe gehorchen müssend, sich kein Halt zurufen: (Nein, das tust du nicht mehr); er konnte noch weniger

*) „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft."

den entgegengesetzten Weg, der Richtung des Triebes entgegen, emporsteigen. Vom ersten „Nein“ des ersten Germanensohnes bis zur heutigen Höhe des sittlichen Gebotes, das den Kindern gesetzlich aufträgt, ihre arbeitsunfähigen Eltern zu ernähren und zu pflegen, hat die Sitte ein gewaltiges Stück Weges dem Ideale der Sittlichkeit näher getan und sie geht über das Gesetz damit hinaus, daß sie Vorkommnisse, die in diesem nicht geahndet werden, mit dem Banne der Unehrenhaftigkeit belegt. Die „gute Anlage“ hat also geboren: zunächst die Empfindung, die über die Tierheit emporhob; nennen wir sie getrost, obwohl sie mit der Figur, der äußeren Erscheinung, nicht das geringste zu tun hat, in einem „edleren Sinne“: ästhetische Empfindung, dann haben wir das, was Schiller „ästhetische Gemütsstimmung“ und Schopenhauer „Kontemplation“ nennt. Was in ihr gewonnen ward, befestigte sich zunächst in der Sitte und erhob sich endlich zur bewußten Erkenntnis, daß dies der Weg aus der Tierheit heraus dem Ideale zu — sei und das ergab die ästhetische Erkenntnis; die „gute Anlage“ ist also die Mutter der arisch-menschlichen Freiheit, die ästhetische Empfindung und ästhetische Erkenntnis, auch hier — auf dem Gebiete des Wesens, des Willens — gebar, und was die arische Menschheit an sittlichen Idealen im Laufe der Jahrtausende gebildet und wie sie ihnen nachgelebt hat, das ist genau Kants – Kausalität durch Freiheit — auf dem Gebiete des Wesens.

Beachten wir, daß die Kontemplation, wie oder wenn sie nur zur Erkenntnis des Ideales der äußeren Erscheinung, der Figur, führt, bereits einen Weg aus der Tierheit heraus darstellt, dann hat uns unser größter Ästhetiker Schiller, seinen Kant-Mitjünger Schopenhauer wunderbar ergänzend, in einem Satze nur die glänzendste Zusammenfassung des hier Vorgebrachten dargeboten. Nennen wir das — der Tierheit Gehorchen — bei den alten Germanen den physischen Zustand, so verstehen wir ihn augenblicklich, wenn er in seiner „Ästh. Erziehung“ sagt:

„Der Mensch in seinem physischen Zustand erleidet bloß die Macht der Natur“ (Tierheit, Trieb, Wille); „er entledigt sich dieser Macht in dem ästhetischen Zustand“ („ästhetische Gemütsstimmung“, „Kontemplation“), „und er beherrscht sie in dem moralischen“. (Im 24. Briefe.)

Der arische Mensch hat nicht nur, wie man dank der Sekretierung Schillers und Schopenhauers glauben möchte, nur die Figur, nur die äußere Erscheinung, zum Ideale der Schönheit erhoben, er hat auch die schwierigere Aufgabe gelöst, ent-

gegen den Lockungen und Triebgewalten der Tierheit, den Willen, das Wesen, zu den Idealen der Sittlichkeit gebändigt.

„Sie sind das Palladium „unserer Freiheit". Wer einen Blick auf die jüdische Erotik in der Kunst unserer Tage wirft, und gar wenn er seine Augen vor den bolschewistischen Idealen, wie sie heute in Rußland offenkundig zu Tage treten, nicht gegen gute Bezahlung verschließt, der dürfte sehen, wohin uns jene „Freiheit" geführt hat und noch führen möchte, die 1779 in die Welt trat, als — leider — Lessing*) über Betreiben und unter eifrigem Zutun des „edlen" Philosophen Moses Mendelssohn seinen „Nathan den — Weisen" dem Buchhandel übergab!



*) Offenbar der jüdischen Geheimgesetze gänzlich unkund.

# „Abgestandene Kultur."

„Wir haben uns eingefressen in die Völker, die Rassen durchsetzt, verschändet, die Kraft gebrochen, **alles mürbe, faul und morsch gemacht** mit unserer — **abgestandenen Kultur.**"
Der Jude: Kurt **Münzer**.

## 1.

„Geben ist seliger denn nehmen."
**Christus.**

Auch für die Biologie wird der Tag kommen müssen, an dem sie Schopenhauer als ihren geistigen Vater anerkennt. Sein grandios tiefes Theorem, daß alles **Wille** sei, daß in allem **derselbe Wille** lebe, ist nicht nur der geistige Urgrund des „Kampfes um das Dasein", es ist auch, wann und wo dieser Kampf friedlich endet, die unerläßliche Vorbedingung für die Auseinandersetzung der also unerläßlich aufeinander Angewiesenen, und nichts anderes ist ja das Grundgesetz aller biologischen Betrachtung.

Auch der „Wille" ist nicht plötzlich vom Himmel gefallen, auch dieser Begriff hat sich „entwickelt" und sein nächster, deutlich erkennbarer Vater ist Schopenhauers großer Meister, **Kant**. Als er in seiner Schrift: „Religion i. d. Gr. d. bl. Vernunft" nach den Fundamenten des menschlichen Seins suchte, fand er als deren Tiefste drei **Triebe**: 1. den Selbsterhaltungs-, 2. den Fortpflanzungs- und 3. den Gesellschaftstrieb. Seinem genialen Tiefblicke entging nicht, daß dieselben drei Triebe **auch im Tiere** lebten; noch mehr: daß der Mensch, die Krone der Schöpfung, als Tier sein Dasein begonnen habe. Als er nun in der obigen Schrift „von der ursprünglichen Anlage zum Guten in der menschlichen Natur" sprach und sie in drei Klassen teilte, nannte und nennt er als deren erste: „Die Anlage für die **Tierheit des Menschen** als eines **lebenden** Wesens". Er behält Recht, denn diese drei Triebe leben mit demselben unentrinnbaren Ungestüme auch im Menschen, ohne sie erlöschte ja das Leben, und wenn wir uns nicht über sie erhöben und erhoben hätten, wären wir sicherlich noch Tiere zu nennen. Menschheit und Tierheit so zusammenzufassen, ist aber nichts anderes als nur ein **Vor**-

spiel zu Schopenhauers Allumfassung in seinem „Willen", und bedenken wir nur noch, daß der Mensch auch vegetatives und bzw. physiko-mechanisches, also anorganisches Sein enthält, so ist die Genialität des Schopenhauerschen Theoremes erst recht deutlich geworden und nun umfaßt es einleuchtend alles, was die Biologie in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen kann.

Vorhin war auch von einer „friedlichen" Austragung des Kampfes gesprochen worden; da müßte offenbar der „Wille" in irgendeinem Sinne aufhören müssen „zu wollen". Da gibt's eine Dunkelheit, und versuchen wir, in sie einzudringen.

Auch der Stein, diese Form der niedrigsten Objektivationsstufe (nach Schopenhauer), „will" und er will sogar (nur das Hervortretendste ins Auge gefaßt) ein Zweifaches. Als Kohäsion, bzw. von innen wirkend, erhält er sich seine Gestalt und setzt deren Zerstörung (eben als „Wille") den entsprechenden Widerstand entgegen (Selbsterhaltungstrieb). Er will aber auch nach außen etwas. Nimmt man ihm die Unterlage oder die Aufhängevorrichtung weg, so fällt er; tut man's nicht, so drückt er auf die eine oder zieht an der anderen (biologisches Agens!). Angenommen, er fände keinerlei Widerstand, so fiele er, dem Triebe (Wille = Schwerkraft) blind gehorchen müssend, dem feurig-flüssigen Erdinneren und damit seiner Vernichtung geradewegs entgegen. Wäre er auch mit Erkenntnisvermögen begabt, er könnte sich kein Halt zurufen, um der Gefahr zu entrinnen, und noch weniger aus eigenem Vermögen aufsteigen, den entgegengesetzten Weg einschlagen, um ihr zu entfliehen. Könnte er's, er wäre frei, besäße Freiheit; jeder Schritt aufwärts, der Gefahr zu entfliehen, wäre aus dieser Freiheit entsprungen. Was der Stein weder kann noch erkennt, das erkennt und kann aber der Mensch und nichts anderes ist Kants — unsterbliche „Freiheit" (und jeder Schritt des Aufstieges) und „Kausalität durch Freiheit".

Möge es nicht verdrießen, daß die elternmordenden Germanen wieder herangezogen werden, aber an ihnen läßt sich das hier Nötige am deutlichsten aufhellen. Eltern — sind Wille, Kinder — sind derselbe Wille, es ist das nächste weil blutnächste Verhältnis unter den Menschen. In dieser nächsten Nähe mußte die biologische Auseinandersetzung zuerst stattfinden. Wie hat sie sich gestaltet? — Es ist nicht wahr, daß die Natur, der Wille, nur grausam, nur kalt egoistisch zu walten und wirken vermöge. Als sie in das Menschen- wie in das Tierherz das Mitleid legte, sich der eigenen Jungen zu erbarmen und sie mit Liebe

(trotz der hier zu denkenden Einschränkungen) solange zu betreuen, bis sie dem Kampfe ums Dasein einigermaßen gewachsen waren, hatte sie ein Ideal in die Welt gesetzt (als „Anlage zum Guten"), auf diesem Gebiete: des Willens, des „Wesens", wie sie es auf dem Gebiete der „Figur" in der schönen Blüte, dem schönen Menschen auch nicht unterlassen hätte. Kants „ursprüngliche Anlage zum Guten in der menschlichen Natur" ist also ein unableugbares Willens- oder Naturphänomen; machen wir nur die Augen auf! — Wenn nun ein Wille wider den anderen prallt und prallen muß (Biologie), so leuchtet ein, daß im ursprünglichen, im Tierheits-Zustande der stärkere Wille nach einem längeren oder kürzeren Kampfe Sieger bleibt. Als in den rauhen, rohen Zeiten der germanischen Elternmörder Nahrung, Kleidung und Wohnung noch schwierig zu beschaffende Güter waren, dürfen wir — so sehr sich unser kultiviertes Empfinden dagegen sträubt — doch einigermaßen verstehen, daß der Wille (hier Egoismus) der starken Kinder dem schwachen Willen der hilflos gewordenen Eltern gegenüber sich noch so tierisch betätigte. Der stärkere Wille, die Macht, löste die Frage um die Sorge des Lebensunterhaltes dadurch, daß er die Bedränger, und waren es auch die bluteigenen Eltern, kurzerhand erschlug. Wir lieben aber unsere Eltern heute und geben ihnen freiwillig,*) selber entbehrend, wessen sie bedürfen; wie mögen wir Arier dahin gelangt sein? -- Der Stein konnte der Schwerkraft nicht entrinnen; mit demselben Ungestüme wirkte im Germanensohne frühester Vorzeit der Egoismus um Nahrung, Kleidung und Wohnung. Der Stein konnte sich kein „Halt!" zurufen, der Germanensohn konnte es seinem Egoismus gegenüber aber tun und er tat's, als er sich zum ersten Male zurief: „Nein (Schopenhauer!), das tust du nicht mehr!" Wie sich sein Egoismus allmählich abgeschwächt haben mußte, um zur edleren Kraft dieser Entgegenstellung zu gelangen, gehört in das Reich der Vermutungen; aber eines steht fest: im Augenblicke, als er dieses „Nein" gesprochen, hatte er die Schwelle der „Freiheit" schon überschritten und war in das Reich des „Guten", der „Güte" eingetreten. War sein ursprünglicher Egoismus der „Macht" nur „nehmen" gewesen, das sogar zum Elternmorde getrieben hatte, so begann er nun, auf seine Macht immer mehr verzichtend, den entgegengesetzten Weg (Stein — nach dem Halt!) aufzusteigen; damit vermochte er nicht nur der Tierheit zu entfliehen, sondern fand endlich auch zum Ideale

*) Hier erhält dies Wort eine neue Tiefe.

des freiwillig „Gebens“, der Liebe. Was ihm die Eltern in seiner hilflosen Jugend als Elternliebe entgegengebracht hatten, vergalt er nun endlich als Kindesliebe. Das Gesetz: Liebe um Liebe war damit in die Welt getreten, und war die erste ein Ideal der Natur gewesen, so besteht nun kein Zweifel mehr, daß man die zweite ein Ideal der Kultur nennen müsse.*) „Geben ist seliger denn Nehmen“, behält hiermit als biologischer Kulturgedanke seine unumstößliche Richtigkeit, es gibt Liebe, sie ist die Seligkeit des „Seligerseins“, und wo sie, wie bei den Ariern, ohne jeden egoistischen Nebengedanken auftritt, ein reines, edles und zu verwirklichendes Kultur-Ideal. Wenden kurzsichtige und böswillige Nörgler dagegen ein, wie vielfach Verfehlungen dagegen im Lebensgetriebe zu finden seien, so ist ihnen kurz damit erwidert, daß unsere arisch-ideale Gesetzgebung längst für die Hilflosigkeit der Kinder wie der Eltern in diesem Sinne sorgt, also nur Ausdruck der arisch-idealen Kultur ist. Philosophisch besehen ist also die Liebe nicht nur eine Tochter der mehrfach erwähnten „Freiheit“, sondern — wer näher hinsieht, gewahrt auch, daß sie die gegensätzlich völlige Umwandlung des „Nehmens“ (Egoismus) in „Geben“ (freiwillige Selbstentäußerung) ist. Als Schopenhauer den ersten Schritt aus der Freiheit in das Reich der Güte, die Verneinung, gesehen hatte, blieb ihm offenbar der Kulturaufstieg zur „Liebe“ unerkennbar, was um so mehr zu verwundern ist, als er wiederholt und ausdrücklich auf die Übereinstimmung seiner Ethik mit der christlichen hinweist.**) Besonders erkennbar wird aber das Vorgebrachte an folgendem: Als die Kinder nun ihre Eltern „wiederliebten“, waren diese der Macht durch Liebe entronnen und ihnen wieder gleichberechtigt geworden. Das konnte unbestreitbar nur daraus entsprungen sein, daß in beider Herzen dasselbe Blut floß, dem es aufgetragen war, wenn auch nach langen Irrungen und Kämpfen, doch endlich: Liebe mit Liebe zu vergelten. Solchem, dem arischen Blute ist es nun auch verständlich, wenn hier abschließend gesagt wird: Damit ist aus der „übersinnlichen“ Freiheit (Halt! und Nein!), die der sinnlichen Wahrnehmung (wo und wie) ewig verborgen bleiben wird, als edelste Frucht die wahre menschliche oder soziale Freiheit, eine andere als das jüdische Aftergewächs des

*) Wo bleibt da die Faselei des „Jenseits von Gut und Böse?“

**) Freilich ist das hier Gebotene wieder ein Ausbau seines Systems, den er selber noch gefordert und vorhergesagt hat; hier gilt aber von ihm nicht weniger, was er der Kritik der Kantischen Philosophie vorangesetzt hat, das: „C'est le privilège du vrai génie usw.“

Völkerfressers, entsprossen, die sich damit als arisch-edles Kultur-Ideal gleichzeitig aufgetan hat. Ward dies zunächst zwischen Eltern und Kindern aufgezeigt, so sei in aller Kürze (und möge Sem noch so sehr dazu wiehern!) untersucht, ob es „Wege der Liebe“ gebe, die sie, aus diesem engsten Blutsverhältnisse heraustretend, zu beschreiten vermocht oder sogar schon beschritten hat. —

Auch der Fortpflanzungstrieb, wie er Mann an Weib und umgekehrt unentrinnbar aneinander bindet, zeigt dieselbe ideale Entwicklung bei den Ariern unleugbar auf; hier in größerer zeitlicher Nähe vermögen wir die einzelnen Entwicklungsstufen (wie sie in „Schiller und der Reigen“ aufgezeigt sind) schon oder noch deutlich wahrzunehmen. Auch hier entzieht sich nicht, daß es fortschreitende Einschränkung des Willens (des Triebes, der Tierheit) gewesen ist, die aus dem weiblichen Lusttiere über die Lustsklavin durch den Gewinn der „Freiheit“ (der hier in der Keuschheit zu suchen ist) zur Gattin, Einehe und damit zur arischen Familie geführt hat. War am Beginne dieser Entwicklung noch der Egoismus des Mannes nach ungehemmter Befriedigung des Geschlechtstriebes als Macht gestanden, der das Weib zur Sklavin erniedrigt hatte, so fand es seine wahrhaft menschliche oder soziale Freiheit endlich darin, daß auch hier die werbende Liebe zuvor auftreten mußte, bevor sich in der Ehe die gewährende ihr zugesellte. Geben (Liebe) ist seliger denn Nehmen (Macht) gilt auch hier, ist — nach den Kämpfen von Jahrtausenden erworbenes — arisches Kulturideal, mit der Verachtung — mit der man die Tierheit als Kulturmensch verachtet — sehen wir auf das moderne jüdische Evangelium der „freien Liebe“ herab und es leuchtet auf, welche Tiefe das Wort in sich trägt: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst“. Auch das Weib ist nur auf diesem Wege zu seiner sozialen Würde emporgestiegen und die unerläßliche Voraussetzung war dieselbe wie im vorangegangenen Verhältnisse: daß sein Blut die Liebe, die es empfangen, erwidern konnte.

Der Gesellschaftstrieb ist es endlich und — offenbar, der die Tiere zu ihrem Staate führt; ob der menschliche Staat viele Millionen umfaßt oder nicht, sicherlich ruht auch er auf keiner anderen Grundlage, nennen wir ihn daher auch „Staatstrieb“. — Als sich einer in der Tierherde zum „Führer“ aufwarf, riß er damit die Macht an sich; die anderen waren ihm untertan und führte er sie gut, so billigten sie ihm eine bessere Lebensführung zu und folgten seinen Anordnungen; wenn nicht

— empörten sie sich wider ihn und vertrieben oder töteten ihn.

Gewiß war es auch beim ursprünglichen Menschenstaate nicht anders, und erst als die Intelligenz als Macht sich der physischen zugesellt hatte, war der eigentliche Menschenstaat entstanden, in dem es nun führende — höhere und geführte — niedrigere Intelligenzen gab und in alle Zeit geben wird, weil man heute doch schon sieht, daß die Natur nicht kommunistisch denkt. Dieselbe Auseinandersetzung zwischen Macht und Untertan (in der Antike: Sklaventum) oder zwischen Führer und Geführtem ist auch hier zu erwarten, hier ist wieder die Frage aufzuwerfen, ob auch dieses Verhältnis durch Liebe zu sozialer Freiheit, zu wahrer, zwischen Macht und Staatsbürger waltender, Menschenwürde führen könne. Es ist ohne weiteres zuzugeben: nur dann — wenn auch hier wie früher Liebe um Liebe oder Gerechtigkeit um Gerechtigkeit gelte; daß auch hier die Macht verzichten müsse, auf daß die Gemeinsamkeit zum Ideale gelangen könne, ist nicht nötig besonders hervorzuheben. Beachten wir aber, was kein Gereifter und Einsichtiger ableugnen wird, daß Liebe Nähe braucht, um ihre Innigkeit zu entwickeln, so tut sich sofort auf, daß in diesem Verhältnisse der Liebesferne an die Stelle der Liebe ein anderes, das hier Mögliche treten müsse. Was es sei, eröffnet sich dem ehrenhaft Denkenden, wenn er die reiche Arbeitsgliederung des Kulturstaates überschaut, von der schlichtesten Handarbeit bis zur höchsten Geistesleistung; er muß und wird sehen, daß an die Stelle der Liebe hier die Gerechtigkeit treten müsse, jede Arbeit nach ihrem Werte zu bemessen, und ist diese Einsicht da, dann ist erreicht, was hier statt der Liebe zu erreichen möglich ist: Soziale Gerechtigkeit. Der das Wort von der Nächstenliebe in die Welt getragen hat, hat auch diesbezüglich das entscheidend edle Wort geprägt: „Der Arbeiter ist seines Lohnes wert". Soziale Gerechtigkeit wird in demselben Augenblicke eingetreten sein, in dem die „Macht" dem Arbeiter (ob mit Hammer oder Feder Brot er schmiedet oder schreibt) „seinen Lohn" gewährt und der Arbeiter dies mit der Einsicht, daß ihm soziale Gerechtigkeit widerfahren sei, beantwortet.

Menschen, die — ob auch in niedrigster Verrichtung — ihr Leben in ehrlicher Arbeit zugebracht haben, wenn sie die Kräfte verlassen, in ein „Armenhaus" zu werfen, um sie dort halb verhungern zu lassen, ist soziale Tierheit und nicht soziale Gerechtigkeit. Den alten Mächten, ob Staat oder Kirche, ist der Vorwurf nicht zu ersparen, daß sie es hier an dem nötigen Adel der Gesinnung haben fehlen lassen; der Jude hat diesen Fehler erspäht

und die politische Unbildung der Arbeitermassen (wieder ein Versäumnis der alten Mächte) dazu benützt, um sie zu falschen, weil unnatürlich, undurchführbaren Idealen (Kommunismus— siehe Rußland!) aufzuhetzen und mittels ihrer den arischen Staat samt seiner idealen Kultur zuerst zu berauben, um ihn dann zu zerstören. Überschauen wir, welche Jahrtausende der Entwicklung es gekostet hat, bis die Liebe und die wahre menschliche Freiheit in den beiden anderen Verhältnissen eingezogen sind, dann stehen wir heute, und es verwundert uns nun nicht mehr so sehr, in den Kämpfen um die Erfüllung dieses dritten Kultur-Ideales der Sittlichkeit bei den Ariern. Bismarcks soziale Gesetzgebung ist ein ragender Markstein in der sittlichen Entwicklung der arischen Menschheit und beweist, daß die Deutschen, sowohl Arbeitgeber wie Arbeitnehmer (die Basis war damit geschaffen) auch ohne die Einmengung des Juden zu einem gesunden, den weiteren Aufstieg der germanisch-idealen Kultur verbürgenden, sozialen Frieden gelangt wären. Gegenwärtig ist aber der Jude der „Führer" der Arbeitermassen, und es wird wertvoll sein, an „seiner" Kultur zu untersuchen, welche Qualitäten er zu diesem Führeramte mitbringt. Das Vertrauen in die jüdische „Führerschaft", Rußland grenzt ja unmittelbar an Deutschland, beginnt schon vielfach zu schwanken; vielleicht tragen die folgenden Ausführungen dazu bei, aufzuzeigen, welchen Zielen er dient und mit welchen Mitteln er, „seiner" Kultur entsprechend, hierbei „arbeitet".



2.

Jes.*) 59, 10—12: „Und es bauen die Söhne der Fremden deine Mauern, und ihre Könige bedienen dich . . ., und offen stehen beständig deine Tore, zu dir zu bringen der Völker Reichtum — und — ihre Könige geführt."

Man denke daran, was es zu bedeuten habe, wenn der Rabbi in der Talmud- und Thoraschule seinen Jüngels das schon von Kindheit an einprägt! Der arische Knabe hört von seinem Vater: „Junge, du mußt arbeiten lernen wie ich!" — der jüdische hört: „. . . und ihre Könige geführt." Um wieviel inniger muß der Juden-Bocher an seinem Tate (Vater) hängen, der ihm das in Aussicht stellen kann! Und wenn Rabbi und Tate heute darauf hinweisen können: „Der Gott der Väter hat Großes an uns getan, siehst de, Sami, die Könige sind schon (1918!) geführt gekommen!" — ist es da ein Wunder, wenn die dichtenden Völkerfresser in Triumphschreie wie Münzer und Becher („O Zion! Dein Tag bricht an") ausbrechen und sich keinerlei Zurückhaltung mehr auferlegen? Diejenigen, die einmal wie Wahrmund gefordert haben, daß die jüdischen „Religions"-schulen streng überwacht würden, na die, die haben doch Recht gehabt! Werfen wir da, um gerecht zu sein und hell zu sehen, also einen Blick nur auf die Entwicklung des Liebesgebotes Christi bei den Juden.

1. Liebe zwischen Eltern und Kindern. Über die Form unseres 4. Gebotes: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest und es dir wohlergehe auf Erden!" sind wir Arier längst höher emporgekommen. Sehen wir den silberhaarigen Kopf eines unserer Elternteile, so flutet die Liebe empor, ohne eine Sekunde nur an „Langeleben und Wohlergehen" zu denken. Daß wir den göttlich verhießenen Lebensprofit in der Formel noch immer mitschleppen, ist nichts anderes als eine jener furchtbaren Gedankenlosigkeiten, mit denen unsere christlichen Theologien um kindischer Verknüpfungen willen an der Tierheit des alten Testamentes festhalten; was dort arisch-edel erscheint, jeder Tag stellt Neues fest, ist nur Lehngut, damals schon dazu bestimmt, die Völker auch in diesem Betreffe zu „täuschen"

*) Jesaias soll einer der „edlen" Propheten sein?

und zu „betäuben". Eine historisch-kritische Untersuchung der Entstehung dieser Gebotsform wird vor der Einsicht überflüssig: Das Herz, das von der Gier des Völkerfraßes erfüllt ist, kann auch in diesem engsten Blutsverhältnisse der Verheißung eines reellen Vorteiles nicht entraten. Bei den Tieren im Walde mag's im Wesentlichen nicht viel anders sein.

2. Liebe zwischen Mann und Weib. Von einer jüdischen Trauung, die im Tempel stattgefunden hatte und bei der die Braut eine zum Judentum übergetretene Arierin gewesen war, erzählte mir eine verläßliche Augenzeugin folgendes: Die Braut habe sich während der Trauungshandlung auf den Boden gekauert und der Bräutigam ihr den Fuß auf den Nacken oder die Schulter gesetzt; darnach sei sie von den Trauzeugen eiligst emporgehoben worden. Von einer zweiten Tempel-Trauung, in der beide Teile Rassejuden waren, wurde mir berichtet, daß diese auffällige Zeremonie unterblieben sei. Was sagt uns das? Im ersten Falle: daß das Weib sich als Sklavin zu betrachten habe. Wie steht es im zweiten? Daß die Sklaven-Zeremonie entfiel (es sollte den Ariern zu denken geben), bedeutet einen Schritt aus der Tierheit heraus, allerdings; der jüdische Gatte kann aber seine Frau mittels des sogenannten „Scheidebriefes", der in Mitteleuropa als religiös „gleichberechtigt" anerkannt ist, jede Stunde wie die nächstbeste Kebse entlassen. War die jüdische Kindesliebe ein Wechsel auf die Sicht des „Langelebens und Wohlergehens", so gewinnt die jüdische Ehe den kaum zu verkennenden Anschein einer durch den Scheidebrief erschwerten Prostitution. Wer an solchen religiösen Formen im 20. Jahrhundert festhält, muß sich das sagen lassen. Auch hier darf man schließen: Bei den Tieren im Walde ist es nicht viel anders, nur daß sie nicht „schreiben" können.

3. Liebe zwischen Mensch und Mitmensch. Hier sieht's anders her. „Die Juden halten zusammen wie die Kletten", sagt der Volksmund und es gewinnt das Aussehen, als ob hier im jüdischen „Staatstriebe" jene Liebe zu finden wäre, die bei uns Ariern so schwierig zu erreichen ist. „Bewundern wir sie!" bricht Chamberlain („Grundlagen") bei der Erörterung dieses Themas aus. Es wäre verwunderlich, wenn der Jude, der auf den beiden ersten Stationen der Liebe so schmählich versagt hat, da den Arier überragte; das muß sich erklären lassen und diese Erklärung dürfte an dem Bewunderungs-Ausbruche Chamberlains vielleicht einen unerklärlichen Rückstand lassen. Der ärmste Arier hatte, ursprünglich nur den Geboten seiner christlichen

Kirchen gehorchend, Eltern, Weib und Staat gegenüber in Liebe auf seinen Egoismus verzichten gelernt; das hatte den seßhaften Frieden jenes Staates begründet, in dem er nach Jahrtausenden zum Kulturmenschen emporgewachsen war, und das war ihm in „Fleisch und Blut“ übergegangen. Er hatte sich, längst kein Tier mehr, nicht dagegen aufgelehnt, als die „Macht“ diese Ideale allmählich in ihre Gesetze trug, und er fand es „gerecht“, wenn es für Verfehlungen gegen sie einen Richter gab, der „Strafe“ diktierte; wie hoch hatte er sich über den anfänglichen Tierstaat erhoben! Aber die Richter hatten und haben noch immer genug zu tun, und wer nur den rücksichtslosen Egoismus eines „unschuldigen“ Kindes jemals beobachtet hat, der gibt zu, daß aus der kleinen Tierheit noch immer eine große heranwüchse, wenn die ideale Kultur nicht, hier schon als Macht auftretend, mit der Erziehung zu den „Idealen“ begänne. Egoismus, Wille, Gier nach Besitz schlummern also immer in uns und das Moment, das unsere sittliche Kultur am deutlichsten bezeichnet, ist die Erhebung über die Tierheit. Bilden die Tiger keine Herden, man frage die Natur; warum nicht, so gibt es Zweifüßler, ein Menschenantlitz tragend, die sich zu einer Art Tigerherde zu Zwecken des „Völkerfraßes“ zusammengeschlossen haben. War die „Liebe“ im Staatstriebe der Arier auch noch nicht an's Ziel gelangt, so stand sie ihm (Bismarck: Soziale Gesetze!) nicht mehr ferne. Ihre, dieser Zweifüßler Liebe untereinander war also nicht Kultur, sondern sie diente oder dient entweder dem Diebstahlsbedürfnisse der Chawrusse oder entspringt den innersten Aufträgen nomadischen Räuberblutes. Indeß der Arier also durch Arbeit und Ehre zu den Idealen eines Kulturstaates gefunden hat, bietet die Natur das seltsam vereinzelte Beispiel einer menschlichen Raubtierherde — im Judentume. Nun begreift man's, bei dieser Liebe und ihren wachsenden Erfolgen, daß selbst die in der arischen Gemeinsamkeit verbrachten Jahrtausende den Juden nicht dazu vermochten, sich auch nur annähernd zur sittlichen Kultur der Arier zu erheben, und man begreift endlich die schlagende Richtigkeit eines Wortes Richard Wagners: „. . . ist die an die Juden erteilte Vollberechtigung, sich in jeder erdenklichen Beziehung als Deutsche anzusehen, — ungefähr wie die Schwarzen in Mexiko durch ein Blankett autorisiert wurden, sich für Weiße zu halten.“ War der Jude in den beiden ersten Verhältnissen doch, etwas wenigstens, über die Tierheit emporgestiegen, so ersetzte er im Staatstriebe die Entwicklung zur sozialen Gerechtig-

keit durch das Festhalten an der Nomadie des Völkerfraßes.

Lagarde hat einmal die jüdischen Zustände als „gefrorne Verwesung“ bezeichnet. Das dürfte nach allem Vorangesagten zu verbessern sein. Suchen wir nicht lange darnach: wie, Kurt Münzer war so freundlich, uns da zuvorzukommen, es ist:

Abgestandene Kultur. —

Da war nur von der „sittlichen Kultur“ die Rede. Wer auf die Jahrtausende zurückschaut, die sie zu ihrer Entwicklung gebraucht hat und noch brauchen wird, weil auch diese Ideale noch längst nicht erreicht sind, hat nun hoffentlich genug innere Festigkeit, sich das weder von einem galizischen noch polnischen Judenknaben, und schriebe er auch in Bänden oder für die „Neue Freie Presse“ wie für das „Berliner Tageblatt“, konfiszieren zu lassen.

Der Arier hat sich aber außer der sittlichen Kultur auch noch eine andere geschaffen. Das, woraus sie entsprungen ist, nannte Schiller die „ästh. Gemütsstimmung“ und er sagt es selbst, wo sie nur entspringen konnte:

„. . . auch nicht da, wo er (der Mensch) nomadisch in großen Heermassen zieht,*) . . . da allein, wo er in eigener Hütte mit sich selbst . . . spricht, wird sich ihre liebliche Knospe entfalten (Ästh. Erziehung).

Die stille Hütte ist aber das erste Zeugnis für die neu gewonnene Seßhaftigkeit. Kaum haben sich Arbeit und Ehre ihr zugesellt, steigt auch schon das Ideal des Vaterlandes in seiner tiefen und edlen, durch Schiller bekräftigten Bedeutung empor. Allerdings der große Trebitsch denkt da anders, als der kleine Schiller gedacht hat; er gab nämlich unlängst von sich:

„Nur wenn der Begriff „Vaterland“ vollständig ausgemerzt wird aus den neu werdenden Gehirnen, um dem Begriff „Menschheit“ Platz zu machen, kann das Morgenrot einer neuen friedlichen Welt**) zu dämmern beginnen.“***)

*) Heute — stationär parasitisch.

**) In der die Arier den jüdischen Messias auf den Knien bitten, er möge sie um die Brieftasche erleichtern und ihre Frauen und Töchter (was von letzteren die Chassidims nicht benötigen) mittels eines behördlichen Auftrages womöglich einem jüdischen Kommunisten-Häuptling zuweisen.

***) Der Mann versteigt sich auch noch zu folgender Forderung: „Einen Namen zumal . . ., den Dichternamen Friedrich Schiller werden sie (unsere Kinder und Enkel) vergessen lernen müssen.“ Wie genau und treffsicher die Raubtierwitterung arbeitet! Richtig: Schiller, sein Idealismus, wie früher der der christlichen Kirchen, sind gefährlich; die Kirchen sind bereits erschlagen, also bleibt nur mehr er und seine ideale Aesthetik gefährlich. So sehen unsere „edlen“ Assimilations-Juden, die „geschätzten“ Mitarbeiter „völkischer“ Blätter aus! Das sind die Söhne Nathans des Weisen, die uns von den Freimaurern als Musterexemplare des „Kgl. Menschentums“ immer vorgeritten werden! Wo — sind da die Rösser?

Angenommen: Der Mann wäre einer von den „unzähligen oder tausend edlen Juden, die ihren Gesetzen nachleben“ (Chamberlain, Grundlagen), man siehts, er kann aus der Nomadie nicht heraus, arische Idealität bleibt ihm verschlossen. —

Aber auch die Kultur, die sich neben der sittlichen und gleichzeitig mit ihr emporwachsend bei den Ariern entwickelt hat, ist nicht vollendet vom Himmel gefallen, und es unterliegt gar keinem Zweifel, auch ihr Ursprung, die „ästhetische Stimmung“, ist aus der Abwendung von der Nomadie zu Seßhaftigkeit und Arbeit hervorgegangen. Kulturaussichten für den Völkerfresser sind also hier an der Wurzel sehr gering und die Stabilisierung des Völkerfraßes, der arbeitende Arier hatte die Wüste immer mehr eingeschränkt, in den Parasitismus hat ja nur die Form des Völkerfraßes verändert. Was entsprang nun aus der ästhetischen Stimmung noch außer der sittlichen Kultur?

Banden Tierheit oder „physischer Zustand“ jede Tätigkeit des Menschen an einen Zweck des Nötigen oder Nützlichen, so erwachte im seßhaften Arier aus der vielgenannten ästhetischen Stimmung ein völlig Neues: er fand zu einer Tätigkeit, die an keinerlei egoistische Not oder Nützlichkeit („interesselos“ Kants) gebunden war, zur — Kunst. Es war die schönste und edelste Blüte, die aus „der lieblichen Knospe“ entsprungen war. Sowie der kühnste Denker mit seinen Begriffen, und Kant und Schopenhauer bezeugen es, über die Natur in tiefstem und umfassendstem Sinne nicht hinausgehen kann, so ist auch der Kunst kein anderer Stoff der Darstellung geboten als diese selbe Natur. Ob Pheidias oder Beethoven, wenn es uns auch auf den ersten Anblick noch so befremdend erscheint, was sie in ihrer Kunst bringen, ist Natur, und gleicht der Weg, den die Kunst da von der „Figur“ (Pheidias) bis zu Beethoven (Innerstes des „Wesens“) gegangen ist, auch der beharrlichsten Entdeckermühe der Jahrtausende (wie im Emporwachsen der sittlichen Kultur), es ist doch nicht anders. Als die arische Sittlichkeit das Ideal erreicht hatte, die geschlechtliche Hingebung des Weibes an vorangegangene Liebeswerbung und Einehe zu binden, trug ein Goethe dieses Ideal in seine Kunst, in die Gretchen-Tragödie. Beide Helden hatten gefehlt gegen das Ideal. Wie tief sie die Größe ihrer Schuld am Ideale fühlten, bezeugt Gretchens: „Ach, neige du Schmerzensreiche!“ und Fausts: „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an!“ Das war also doppelte ideale Kultur: zuerst des Lebens, und als es dem Arier nicht möglich war, im „Spiegel des Lebens“ von der dort erreichten Kulturhöhe herunterzusinken, ideale Kultur in

der K u n st. — Aber noch ein drittes entsprang derselben „ästh. Stimmung“, die W i s s e n s c h a f t als reine Wissenschaft, die an keinerlei Nützlichkeit gebunden ist, wie ja Schopenhauer selber sagt, daß er seine Philosophie auf dem Wege der Kunst gefunden habe. Bietet sich uns die offensichtliche Erkenntnis dar, daß der geborene Nomade auch auf den Gebieten nutzenbringender Wissenschaft, wo sie an selbstlose Forschermühe gebunden ist, durch Jahrtausende versagt hat, so dürfen wir uns nicht mehr darüber verwundern, daß er im Dienste des Völkerfraßes alle arische Wissenschaft, die Kulturidealen diente, als er zur Macht gelangt war, im Interesse seiner nomadischen Bedürfnisse bekämpft hat. Auch nur andeuten zu wollen, welche Reichtümer arisch-ideale Kunst und Wissenschaft in den Jahrtausenden aufgehäuft haben, über die der Jude nun sein Machtszepter schwingen kann, wäre ein überflüssiges Beginnen. Alle drei Zweige der arisch-idealen Kultur: Sittlichkeit, Kunst und Wissenschaft — waren der ästh. Stimmung entsprungen, deren Voraussetzung die Freiheit von Tierheit oder Nomadie ist.

Welche Rolle spielt hier der durch „Nathan den Weisen“ in die arische Gesellschaft eingeführte Völkerfresser? Ein einziges Beispiel genügt nun, wie sich die alte, arisch-edle Trias aus jüdischem Blute und in jüdischen Gehirnen umformt. —

Denken wir an die „Sitte“ des Scheidebriefes, so „spiegelt“ sie sich im „Reigen“, noch unter die Lustsklavin heruntersinkend, und die jüdische Wissenschaft (Ästhetik, ob sie ein Jude oder ein verjudeter Freimaurer vorträgt) rechtfertigt das als — Kunstwerk. Weitere Worte sind hier gänzlich unnötig, denn wir haben drei kostbare, eigenhändige jüdische Eingeständnisse, die den jüdischen Völkerfraß und Kulturmord einwandfrei bezeugen:

Z u m V ö l k e r f r a ß! C r e m i e u x, der Präsident der „alliance israelite universelle“, sagte schon in den 70er Jahren: „Der T a g ist nicht mehr fern, an dem die R e i c h t ü m e r d e r E r d e ausschließlich u n s gehören werden.“ — Die Valutakünste unserer Tage beweisen, daß er b e r e i t s e i n g e t r o f f e n i s t.

Z u m K u l t u r m o r d! G o l d s t e i n sagte im „Kunstwart“: „W i r verwalten d e n g e i s t i g e n B e s i t z einer Nation, die uns das Recht und die Befähigung dazu abspricht.“ — Und w i e verwalten Sie ihn, Herr G o l d s t e i n? Da antwortet Hr. Kurt M ü n z e r: „Wir haben uns „eingefressen in die Völker“ (Mosaische Urlaute, siehe „Völkerfraß“), die Rassen durchsetzt, ver-

schändet, die Kraft*) gebrochen, alles mürbe, faul und morsch gemacht mit unserer — abgestandenen Kultur."

Wieso das? fragen wir noch. Behält Schiller, der dem Nomaden die Möglichkeit der ästh. Stimmung abspricht, also doch Recht? Der alte, ebenso tiefblickende als ehrliche Wahrmund**) gibt ihm Recht und es fällt uns wie Schuppen von den Augen, wenn er sagt:

„Wir haben hier die nicht abzutötende Lebenskraft natürlicher***) Prinzipien, die für alle Lebensformen konstitutiv sind und bleiben, deutlich vor Augen."

Stimmt, 2 Jahrtausende inmitten der arisch-idealen Kultur waren genug Probezeit! Es bleibt nur eine Frage noch zu beantworten: Wie war es möglich, daß der Völkerfresser in unsere Gesellschaft eindringen konnte und — eingedrungen — sich nicht nur der „Reichtümer der Erde" bemächtigen, sondern auch unsere arisch-ideale Kultur in diesem Maße ermorden konnte? Der Schlußabschnitt wird versuchen, auch sie zu beantworten.



---

*) Das war unsere ideale Kultur, das Ergebnis der allmählich immer höher gelangten „übersinnlichen Widerstehungskraft" Schillers (Siehe: „Schiller und der Reigen").

**) „Das Gesetz des Nomadentums und die heutige Judenherrschaft". Deutscher Volksverlag, München.

***) Besser: tierisch-natürlicher.

3.

„Die Taten*) der Juden und ihre Sitten*) sind der Welt völlig unbekannt. Man glaubt die Juden zu kennen, weil man ihre Bärte gesehen hat, aber man hat eben nichts als diese Bärte beobachtet. Im übrigen sind sie noch jetzt wie im Mittelalter ein wanderndes Geheimnis."
„Geständnisse", 1853/54.
Heinrich Heine.

Das war offenbar ein — die Maske etwas lüpfen. Wer hat sie zuerst vorgebunden? Ist sie auch einmal abgeworfen worden?

Vorher noch eines: 1848 hatte der Jude die bürgerliche Gleichberechtigung erhalten, schon anno 1853 dankte Heine, der „Liebling der Grazien", so lieblich dafür; ist das nicht echt jüdisch?

Was im arischen Staate an wahrer menschlicher Freiheit gefunden worden war, hatte — es ist doch einsichtlich geworden — darauf beruht, daß in der Blutgemeinschaft Liebe als Widerhall wieder Liebe erweckt hatte. Aus diesem Herzen, das so fühlte, und dem Hirn, das so dachte, war die arisch-ideale Kultur erblüht, die so reiche, die außer ihrer Sittlichkeit auch ideale Kunst und Wissenschaft geschaffen hatte; es war die im arischen Blute wirkende Anlage, die den Arier so hoch über die Tierheit erhoben hatte. Daß sie dabei an die Gotteskindschaft (Sors de l'enfance, ami, reveille-toi!) gebunden gewesen, das war offensichtlich eine Form, die sie am Emporblühen nicht gehindert hatte, und der Gott war auch darnach, ein Allerbarmer und kein Völkerfresser.**) Rassenbegriff gab's damals keinen, aber dieselbe christliche Kirche, die meinte, durch ein paar Tropfen Taufwasser einen Tiger in ein Lamm verwandeln zu können, brachte den Juden aus glücklich noch ungebrochenen Instinkten denselben Widerstand der Abson-

*) Dabei denkt man außer an Schächten, Speisegesetze u. dgl. unwillkürlich auch an das so ängstlich gehütete, jüdische Blutrituale. Der Verein „Kinderdank" meldet, daß im Ernting (August) 1921 allein **80** christliche Kinder, in Deutschland nur, spurlos verschwunden seien. Es fällt doch merkwürdig auf, daß diese Zahl mit der Zahl der zugewanderten Ostjuden gestiegen ist?

**) Auch die heutige russische Wüste wird doch kaum ein Arier dem alten Rußland trotz seiner positiv christlich gläubigen, östlichen Zurückgebliebenheit vorziehen!

derung entgegen, der den Juden auftrug, sich von den verachteten Akums entfernt in eigenen Vierteln, den Ghettos, anzusiedeln. Obwohl der „geniale Spötter“ gedacht haben mochte, das „wandernde Geheimnis“ werde ewig Geheimnis bleiben, so hat doch eine ebenso unermüdliche als unerschrockene Semitologie die Schleier von diesem Geheimnisse gehoben, und was sich der erstaunten arischen Welt dadurch erschloß, war die Tatsache: daß der Jude an seinem göttlich verheißenen Völkerfraße (Moses, altes Testament) nicht nur festhielt, sondern ihn auch in Talmud und Schulchan aruch durch die folgenden Jahrtausende — weiter- und fortbildete. Er hatte zwar vielen und erfolgreichen Völkerfraß bereits betrieben, aber die „Könige“ der Akum waren ihm noch immer nicht „zugeführt“ worden, „um ihn zu bedienen“; er stand also noch weit entfernt von der Erfüllung seiner messianischen Hoffnungen, und das mußte anders werden.

Unter den Völkern, die ihm zum Fraße verheißen waren, stand er schon als Finanzhaustier samt seinen Anhängen, von den Fürsten etwa an der Kette gehalten, und sie sahen nicht, was er da schon trieb. Er hatte hier schon seinem göttlichen Auftrage mit solchem Geschicke gedient, daß wiederholt blutige Judenverfolgungen ausgebrochen waren; auf diesem Wege kam er nicht weiter, das begriff er und so fand er sich einen neuen. Der „edle“ Philosoph Moische Mendelssohn dürfte es gewesen sein, der da Bahn gebrochen hat. Er mag einmal in einer Versammlung führender Juden gesagt haben: „Geliebte Brüder im Völkerfraße! — Wenn wir immer im Ghetto verbleiben, werden wir nie unser messianisches Reich errichten können! Das, was sie Kirche und Christentum nennen, ist unser gefährlichster Feind; wenn wir das zerstören*) (er hörte schon K. Münzers Triumphgeschrei!), kommen wir eher und rascher vorwärts. Das können wir aber nur, wenn wir aus dem Ghetto heraus- und unter sie hineintreten, um sie von innen aus**) zu zermürben, zerfaulen und zu zermorschen. Laßt mich nur machen!“ Ein paar blutige Chassidims wehrten sich zwar heftig dagegen, aber die Mehrheit

---

*) Daß das ideale Kultur sei, konnte der Völkerfresser von der abgestandenen Kultur nicht sehen, er sah nur ihre Macht, die sich aus Kulturinstinkten gegen die Verjudung damals noch wehrte.

**) „Gehören auch Börne und Heine in die jüdische Geschichte? Allerdings! . . . Sie haben zwar beide sich äußerlich vom Judentume losgesagt, aber nur wie Kämpfer, die des Feindes Rüstung und Fahne ergreifen, um ihn desto sicherer zu treffen und ihn desto nachdrücklicher zu vernichten.“ Prof. Dr. H. Grätz (Breslau): Geschichte der Juden, Bd. 11, S. 367.

stimmte dem „edlen“ Philosophen zu und er ging ans Werk. Da der Arier, insonderlich sein bester Teil: der Germane — in den drei berühmten Beweisen Kants sich dazu angelassen hatte, die „Kinderschuhe des Christentums“ (Chamberlain) abzustreifen und in ein bewußt männliches einzutreten, war tatsächlich das Bedürfnis nach einem „geläuterten Gottesbegriffe“ da. Moische Mendelssohn schnappte gierig darnach, sagte kein Sterbenswörtchen von Talmud und Schulchan aruch, band sich die Maske dieses „geläuterten Gottesbegriffes“ vor und ging nun damit krebsen. Wäre er unter die Kindes-Christen mit den Worten getreten: „Ich bin gekommen, Euch zu fressen“, und hätte er sich dabei auf seine göttlichen Verheißungen berufen dürfen, wäre es ihm natürlich nie gelungen, in ihre Gesellschaft aufgenommen zu werden. Er tat's also nicht, heuchelte „Herzliche Verträglichkeit, Sanftmut und Wohltun“ (lauter Christentum, wie nachgewiesen) und überwand dadurch auch die Bedenken, die der große Kant noch gegen das alte Testament ausgesprochen hatte, so daß selbst dieser tiefste Denker der Germanen ausdrücklich sagte: „Bei den Juden sei ein geläuterter Gottesbegriff erwacht.“ Über die Widerstände des Christentumes hatte sich als noch Höheres dieser neue Begriff erhoben, die Juden hatten sich nach Kants Zeugnis ebenfalls zu ihm emporgeschwungen. Damit fiel die bisher trennende Schranke. Der Jude trat in die arisch-ideale Gesellschaft ein und konnte nun, wenn anfänglich auch nur behutsam, sein Werk der Zerstörung auch von innen aus beginnen. Damit war die Axt an den christlichen Gedanken gelegt und unter dem Titel des geläuterten Gottesbegriffes, begleitet von der frechsten Fälschung des Kant'schen „Freiheitsbegriffes“, konnte der Jude allmählich unter Dach bringen, was in der „abgestandenen Kultur“ aufgezeigt worden ist.

Eine Handvoll Juden hätte aber, auch im Vereine mit etlichen betörten und gekauften Christen, nicht genügt, um das alles ins Werk zu setzen; da mußten Helfer her, arische, und sie fanden sich.

Im kleinen Freundeskreise meiner Jugendzeit befand sich auch ein Poet und sein Talent war für eine Nußschale groß genug; was ihm da fehlte, ersetzte er durch Pose und Komödie. Auch ein Komponist war darunter, der einst einem seiner schmerzvollsten Liebeslieder die Melodie eines bekannten Gassenhauers unterlegt, sie aber derart harmonisiert hatte, daß das eitle Bürschchen nichts davon merkte. Erst als ihm einmal ein Angehöriger, seinen Gesang unterbrechend, zurief: „Du, du singst ja das Fischerlied!“ war der Spaß zu Ende; er hatte uns manches belustigt,

aber auch Zeugnis dafür gegeben, welche Erwartungen in seine Begabung zu setzen seien. Das ward aber und zu unserer nicht geringen Überraschung mit einem Male anders. Zuerst erschien ein Gedicht um das andere, bald da — bald dort; dann fing's mit Erzählungen an — ebenso; das Talent war nicht stärker geworden, es war nicht zu enträtseln, wie das zuging. Dann fand er einen Verleger um den anderen, spielend, stieg zu literarischem Ansehen empor, und daß unsere Verwunderung einen Gipfel erreiche, erhielt er endlich — einen angesehenen Literaturpreis. Das Rätsel des Aufstieges dieses Nußschalen-Talentes ward erst gelöst, als ich den biederen Jüngling in einer jüdischen, illustrierten Zeitung neben dem literarischen Freimaurer-Häuptling Wiens*) als Mitglied einer kleinen „humanitären"**) Gesellschaft abkonterfeit antraf. Da fielen mir freilich die gehörigen Schuppen von den Augen. Ich hatte vorher auf das Gerede von den Freimaurern nie viel gegeben, nun stand's aber vor mir: Es waren „Brüder", ob in liberalen, nationalen oder klerikalen Blättern, die seine Gedichte aufgenommen hatten; „Brüder", die dieses Liebeswerk an seinen Erzählungen übten; „Brüder" verlegten ihm seine Bücher und „Brüder" — verliehen ihm den Literaturpreis. Mit einem Schlage war mir auch hell geworden: Welche Macht diese G—esellschaft für das arische Geistesleben bedeutet, sie „macht" unsere geistigen Autoritäten! Bis dorthin hatte ich mich des öfteren baß darüber verwundert, daß selbst in den Schriften bedeutender antisemitischer Autoren so häufig Jahve-Bücklinge anzutreffen seien; nun war auch das erklärt. Die Gesellschaft, Moische Mendelssohns verdienstvollstes Werk, die es vermag, selbst ein kleines Talent um irgendwie geleisteter Logendienste willen (etwa Spionage in Berufskreisen) mit einem Literaturpreise zu belohnen, ist so stark, daß sich auch Größere (mit entsprechend schwächlichem Rückgrat!) vor ihr beugen müssen! Wer sich nicht beugt, ob tot oder lebendig, kommt ganz einfach nicht empor! Die Handvoll Juden hätte das nicht bewältigt; Dingelstedts altes, edles Wort: „Wohin ihr faßt, ihr werdet Juden fassen", ist daher sinngemäß zu ergänzen: „und dort, wo kein Jude steht, — einen Freimaurer!" Mit diesen Machtmitteln ist

---

*) Hofrat Dr. Glossy, Vorsitzender der staatlichen (!) Sachverständigen-Kommission in Literaribus; er ist es, der in einem eigens abgegebenen „Gutachten" den „Reigen" als ein „Kunstwerk" erklärt hat!

*) Über die „humanitären Vereine" siehe in Dr. Wichtls „Weltfreimaurerei" usw.

Kants Religionsschrift geräuschlos aus dem Bewußtsein der Deutschen entfernt worden, denn sie hätte gelehrt, daß der geläutertste Gottesbegriff der christliche Gedanke sei! — So darf Schiller nicht mehr empor, denn er hat einmal an Goethe geschrieben: „Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten!" — So ist Schopenhauer 40 Jahre sekretiert worden, nicht nur weil er unbeugsamer Antisemit gewesen ist, sondern ausdrücklich auch die Übereinstimmung seiner mit der christlichen Ethik hervorhebt! — So sind endlich die furchtbaren Kämpfe erklärt, die R. Wagner um seine Kunst führen mußte, seit er das „Judentum in der Musik" geschrieben hatte, und die noch heftiger (Nietzsche) entbrannten, als er sein Lebenswerk mit dem aus tiefstem und edelstem Christentume entspringenden „Parsifal" krönte! — Man sieht's: Die Könige des arischen Geistes kamen längst geführt, ehe ihnen (1918) die Fürsten der Völker folgten. Aus den Freimaurer-Logen, Vereinigungen, die ursprünglich im Dienste der arischen Ideale gestanden waren, um ihnen voranzukämpfen, die gewiß Wertvolles geleistet haben, waren durch den Eintritt der Juden — Instrumente des Völkerfraßes geworden, die im Dienste Judas auch davor nicht zurückschreckten, die Größten des eigenen Volkes totzuschweigen, offen zu bekämpfen oder zu begraben. Darum hatte der Jude sein Ghetto verlassen, um von innen, vom höchsten und edelsten Innern aus die ideale Kultur des Ariers zu untergraben und endlich zu zerstören. Der Helfertruppe ist nun auch die Larve vom Gesicht gerissen: es ist die verjudete Freimaurerei. Fragt man: Wo sie zu finden sei? Ob auch bei Völkischen, Antisemiten, Klerikalen usw.? — so fragte man besser: Wo sie nicht sei! Das mobile Kapital soll, die einen sagen zu 70, die anderen zu 90 v. H., in den Händen der Juden sein; da lassen sich nicht nur reichliche Pfründen geben, man kann auch „völkische Blätter" damit finanzieren, und da der Jude am richtigen Orte auch richtig bescheiden zu sein versteht, braucht ein völkisch freimaurerischer Schriftleiter nur den „gefährlichen" Antisemitismus nicht emporzulassen und der Auftraggeber ist schon höchlich zufrieden. Was wird damit betrieben? Völkerfraß und Kulturmord. Und wer bezahlt das? Die stetig wachsende Verarmung desselben Volkes, das gefressen und dessen Kultur gemordet wird! — Moische Mendelssohn, vor dessen „Pfiffen" schon Goethe gewarnt hatte, wußte aber noch um einen dritten Pfiff; der erste war

„sein“ geläuterter Gottesbegriff, die *Maske*, der zweite, die „Helfertruppe“, die auch diese Maske vorgebunden hatte. Die letztere ist übrigens, auch das hat sich nun aufgehellt, genau den beiden talmudischen Hauptgesetzen nachgebildet: 1. *Nur wer zu uns gehört, gelangt empor*;*) 2. *Wer nicht, wird rücksichtslos bekämpft*,**) völlig gleichgültig (Kant bis Wagner) *wer* er ist; man kann das in den verschiedensten Formen besorgen und in 140 Jahren bekommt man entsprechende Übung. Dem Raubtierscharfsinne Moische Mendelssohns entging aber nicht der dritte Pfiff, daß alle diese „edlen“ Bemühungen so lange fast vergeblich blieben, so lange nicht auch *die breite Masse* des Volkes mit talmudischen Giften entsprechend durchsetzt werde. Auch das fand der erfinderische Moische. Der damalige Hauptgegner des Judentumes, die christliche Kirche, hatte dazu Kanzel und Schule zur Verfügung, und manches kräftige Wort mag dort gegen den Völkerfresser damals noch gefallen sein. Was kein Staatsmann sah (wenn er nicht jüdisch bestochen war), sah Moische; er beschmuste den der jüdischen Geheimgesetze (wie Kant) unkundigen *Lessing* so lange, bis er den „geläuterten Gottesbegriff“, der den Völkerfresser in die arische Gesellschaft einzuführen hatte, auch in einem Drama, seinem „Nathan dem Weisen“ verkörpert hatte; der dritte Pfiff war gelungen: Kanzel und Schule waren — *durch die Bühne ersetzt*. Die heute vielfach begehrte „Trennung von Staat und Kirche“ (lies: Entfernung des christl. Religions-Unterrichtes aus den Schulen ev. damit Entfernung der Einprägung unserer arischen Ideale) ist nichts anderes als der letzte Ausläufer dieser Bestrebungen; lebte Moische Mendelssohn noch, er würde beglückt lächeln und sagen: „Ihr krönt endlich mein Werk!“ Uns ist aber klar geworden, daß wir trotz der „verfehlten Darstellung“ an dieser Form des christlichen Gedankens aus *Gründen unserer idealen Kultur* so lange festhalten müssen, bis wir sie, wie *Lagarde* schon sagte, „durch ein *Besseres ersetzt haben*.“ Daß die „abgestandene Kultur“ des Völkerfressers, die uns aus allen Ecken und Enden in ihrer Tierheit entgegentritt, dieses Bessere *nicht*

*) „Macht ein Jude mit einem Akum ein Geschäft und es kommt ein anderer Jude (hier tritt der „Freimaurer“, der „königliche Künstler“, an dessen Stelle) und *hilft ihm* und *betrügt den Christen*, . . . so müssen *beide Juden* sich *in den Gewinn teilen* (Völkerfraß oder Kulturmord). Schulch. Ar. Cholch. Ham. 187, 7 Haga.

**) „Einen Goi *darfst du betrügen* und *Wucher von ihm nehmen* . . .“ Trakt. Baba m. 61. 1. Jos. — Trakt-Megilla 13. 2. — Doppelt hält auch hier besser!

sei, zur Erlangung dieser Einsicht ist die vorliegende Arbeit geschrieben worden.

Wir stehen an ihrem Ziele. Die Herrschaften mit den „konstitutiven Wüsten-Prinzipien" haben bei uns Germanen noch nicht erreicht, was ihnen in Rußland bereits zu erreichen möglich gewesen ist. Wir dürfen aber weder die Hände in den Schoß legen, noch die Geister unter den Talmudgiften weiter taumeln lassen. Wie groß die Gefahr ist, bezeugt jene Landkarte, die den „Weisen von Zion"*) beigegeben ist; sie zeigt, daß Juda damals, im Jahre 1890 schon, gewußt hat, Rußland werde nach 30 Jahren eine Wüste sein! Nun wissen auch wir mit letzter und klarster Gewißheit, wie es sich mit der Maske des Völkerfressers verhielt und verhält:

Moische Mendelssohn hat sie — vorgebunden,
Heinrich Heine hat sie — gelüpft,
Kurt Münzer hat sie — abgeworfen.



---

*) „Die Weisen von Zion". Verlag „Auf Vorposten", Charlottenburg 4. Solange Wahrmunds „Gesetz des Nomadentums" und dieses Buch nicht in hunderttausenden verbreitet sind, kann es mit den Ariern nicht besser werden! Jeder völkische Verein hat beide anzuschaffen und wer sich dagegen stellt, ist entweder ein Flachkopf oder ein — Freimaurer! A. d. V.

# Kant kontra Lessing*)

Nathan . . . . . . . . . . . „Wohlan!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! Komme dieser Kraft mit Sanftmut,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohltun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hilf!
Saladin . . . „Herrlich! Herrlich!“ — „Gott! Gott!“ — . . . (Der auf ihn zustürzt und seine Hand ergreift, die er bis zu Ende nicht wieder fahren läßt.) „Ich Staub? Ich Nichts! O Gott!“

„Nathan der Weise.“ G. E. Lessing.

Das „Herrlich! Herrlich!“ Saladins charakterisiert die Zeit, in der Lessings Nathan entstand. War das Buch 1779 erschienen und hatte es in demselben Jahre drei Auflagen erlebt (die wohl von den Juden aufgekauft worden waren, um Lessing zu einem Geschäfte zu verhelfen), so hatte Kant 1781 seine „Kritik der reinen Vernunft“ herausgegeben und in ihr die drei berühmten Beweise geführt. „Voraussetzungslosigkeit“ war also das eine Schlagwort, das damals emportauchte. Kant war sein erster und größter Begründer. Aber es gab auch ein zweites: Die Verbrüderung der Menschheit zum Weltbürgertum; die besten Geister der damaligen Zeit huldigten beiden, auch sie fanden das: „Herrlich! Herrlich!“ Die Voraussetzungslosigkeit betrachtete es naturgemäß als ihre wichtigste Aufgabe, die Voraussetzung unbedenklich zu entfernen, und da sie damals in deutschen Landen nur in der Form des positiven Christentums bestand, konnte sich der Kampf nur gegen dieses richten. Es war eine Macht mit Offizieren und Soldaten, eine ansehnliche Macht, und nun ward Sturm dagegen gelaufen. Die Macht hatte ihre Kräfte unter anderem auch dazu benützt, offen gegen das ungeschmattete (ungetaufte) Judentum aufzutreten, das stand der Völkerverbrüderung, der Weltbürgerei entgegen, und um diesen Vorrang der christlichen Macht zunächst zu unterwühlen, um dann Vorrang und Macht begraben zu können, mußte ein religiöses Ideal aufgestellt werden, das nicht nur die Macht des Vorranges

*) Erstabdruck in der Wiener Wochenschrift „Die neue Front“.

schwächte, sondern auch dem Eindringen der Weltbürgerei, in der Form eines a l l g e m e i n s a m religiösen Ideales, das Tor öffnete; keinen anderen als diesen Zweck verfolgte L e s s i n g s „N a t h a n d e r W e i s e". Dem Christentume wurden das jüdische und das mohammedanische Bekenntnis als g l e i c h b e r e c h t i g t gegenübergestellt. Damit war der Vorrang des christlichen Gedankens gebrochen, seine ideale Macht über die Gemüter geschwächt, und die „herzliche Verträglichkeit", die im damaligen positiven Christentume aus guten und tiefen Instinkten vor dem Juden und dem Moslim Halt gemacht hatte, mußte sich nun dazu hergeben, „voraussetzungslos" auch Juden und Moslims die Türen in ihre — trotz Positivität — immerhin noch kräftig und edel christliche Kultur wie in ihren Staat zu öffnen, selber zu öffnen. Denn „Sanftmut usw." ist ja nichts anderes als eine Detaillierung des: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst."

Für Deutschland kommt der Moslim nicht in Betracht, nur der Jude; das Tor war für ihn nun geöffnet, er drang allmählich immer mehr ein und das „Herrlich! Herrlich!" Saladins, das soviel überschwängliches Vertrauen in die „Kraft des Steines", der am Finger des jüdischen Bruders steckte, gesetzt hatte, hat also seit 1779 Gelegenheit gehabt, sich zu bewähren oder nicht zu bewähren. Heißt es im Nathan: „So lad' ich über tausend Jahre sie wiederum vor diesen Stuhl", so brauchen wir nach meiner unmaßgeblichen Anschauung gar nicht so lange zu warten. Die 140 Jahre, die etwa seit dem Erscheinen dieses Werkes verflossen sind, haben uns Ereignisse und Erscheinungen genug gebracht, die uns darüber aufklären, ob Saladins „Herrlich! Herrlich!" berechtigt oder unberechtigt war.

Es ist wirklich etwas Wunderbares um den deutschen Geist und in ihm! Er war rund vor 100 Jahren durch Napoleon tief bedrückt und hat sich Mittel geschaffen und Wege gefunden, um wieder emporzukommen. Die Bedrückung durch Napoleon war aber nur ein Scherz gegen die Knechtung, die uns die „Kraft des Steines" in der Hand des jüdischen Bruders auferlegt hat. Napoleon hat uns nur politisch bedrückt, verarmt, ausgesogen; er hat nicht gesagt: „Der Tag ist nicht mehr fern, an dem die Reichtümer der Erde den Franzosen gehören werden." Er hat auch unsere geistige und sittliche Kultur, Kunst und Wissenschaft, wenn sich nichts in ihr erhob, was wider seine politischen Ziele verstieß, unangetastet gelassen. Sagte Cremieux, daß die Reichtümer der Erde bald den Juden gehören werden, so setzt Dr. Moritz K o h n*)

*) Hammerschrift: Jüdische Selbstbekenntnisse.

sinnreich fort: „Kein Gedanke, der uns nicht beliebt, kommt in den Denkkreis der Gebildeten, denn wir beherrschen die Bühne"*) und Herr Rechtsanwalt Loeb (Versammlung der „gesetzestreuen Juden", 24. 1. 1912) beschließe hier mit seinem Ausspruche: „Wir leben in einem christlichen Staat, das ist mit den Interessen des Judentums unvereinbar; der christliche Staat muß beseitigt werden". Napoleon — war sichtlich ein Waisenknabe dagegen und das ist die Kraft dieses Steines im Ringe. Und das Wunderbare am deutschen Geiste ist, daß er sich, je mehr er geistig bedrückt und versklavt wurde, durch den „jüdischen Bruder", sich von dorther die Mittel zur Bekämpfung holte, wo sie wohl am schwierigsten zu gewinnen, aber einmal gewonnen, auch am geeignetsten waren, diese furchtbare Bedrückung wirksam zu bekämpfen.

Als Lessing seinen Nathan schrieb, mimte Moses Mendelssohn den „edlen" Freund; so oft er, er spielte gern und hoch, in Verlegenheit war, half er ihm mittels seiner vermögenden Freunde reichlich und willig aus, und wenn Lessing vielleicht dann und wann einige Bedenklichkeiten gegen seltsame Gedanken, die sich im Alten Testamente fanden, erhob, etwa vom Schlage des: „Alle Völker der Erde will ich dir zum Fraße geben", so beschwichtigte er ihn offenbar damit, daß die Juden sich längst über diese Dinge erhoben hätten, sie verabscheuten und was derlei Geschmuse mehr gewesen sein mag. War also Lessing noch so — unverantwortlich — leichtsinnig, nicht an Luthers: „Trau keinem Jud' auf seinen Eid" zu denken, so hat die wachsende Not die Deutschen gelehrt, diesen Dingen näher zu kommen, und soviel Fleiß und Mühe darauf gewendet werden mußten, soviele Zurücksetzungen, Beschimpfungen und persönliche Gefährdungen auch damit verbunden waren, es hat doch eine Reihe von Männern gegeben, die sich all dem ausgesetzt haben, die opferfreudig und -mutig ihre Semitologie betrieben haben und denen wir es endlich danken müssen, daß wir Nathans Tugenden einsichtlich zu illustrieren vermögen:

Zur Sanftmut: „Israel gleicht der Dame des Hauses, der ihr Mann das Geld zubringt; so ist Israel ohne der Arbeit Last und bekommt das Geld von den Völkern der Welt." Jolk. Schim. 75, 2.

Zur herzlichen Verträglichkeit: „Wenn ein Christ Geld bedarf, so rechnet der Israelit den Wucher zum Wucher, bis

*) Hammerschrift: Jüdische Selbstbekenntnisse.

er die Summe so hoch gebracht, daß sie der Christ ohne Veräußerung seiner Güter nicht bezahlen kann, oder bis die Summe sich auf etliche Hunderte oder Tausende, je nach dem Vermögen, beläuft, und der Jude zu rechnen begehrt und bei der Obrigkeit anhält, *daß er in die Güter des Christen eingesetzt werde.*“ Rabbi Schwabe Deckmantel, S. 172.

Zum *Wohltun*: „Diejenigen Juden, welche Angehörige der übrigen Völker totschlugen, *werden in den vierten Palast des Paradieses kommen.*“ Sohar I, 38, 2.

Man sieht's: „Herrlich! Herrlich!“ — „Gott! Gott!“ — „Ich Staub? Ich Nichts! O Gott!“ Und wer die Bourgeoisschlächtereien in Bayern, Rußland und Ungarn nicht verstehen sollte, auch dem kann gedient werden mit:

„Wenn ein Jude *Gewalt hat*, soll er die Ketzer *öffentlich töten*, sonst unter einem Vorwande; mit *gewalttätiger Hand darf* man sie töten.“ Arba tur. Jore Drah 4, 158 f., 35, 4. Cosch. ham. 138, 1., 2. Trakt., Aboda, s. 4, 2. Tos.

Hätte Heinrich *Heine* nicht in den „Geständnissen“ (1853/54) noch gehöhnt: „Die Taten der Juden und ihre Sitten sind der Welt *völlig* unbekannt. Man glaubt die Juden zu kennen, weil man ihre Bärte gesehen hat, aber man hat eben nichts *als diese Bärte* beobachtet. Im übrigen sind sie noch jetzt wie im Mittelalter *ein wanderndes Geheimnis!*“ — so hielte man das alles für gehässige Übertreibung, wo nicht gar böswillige Erfindung. Wer aber nur einiges Ingenium hat, sieht, daß dieser Hohn nur das *Vorspiel* zu den beispiellosen Frechheiten der *Cremieux*, *Kohn*, *Münzer* usw. ist. Hatte *Heine* noch einigermaßen *kuschen* müssen, es war die Zeit, in der Hebbel noch zu einem frechen Juden sagen konnte: „Paria, leck' mir den Stiefel ab!“ so war inzwischen die Macht des Judentums derart gestiegen, daß eine solche *Sammlung* wie die „Jüdischen Selbstbekenntnisse“ schon möglich geworden war.

Eine Wissenschaft gebiert die andere. Als *Gobineau*, der Begründer der Rassenkunde, den Orient bereiste, nannte man das, was er betrieb, noch Ethnologie; was der diplomatische Beamte aber heimbrachte, hieß schon: „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen.“ Zeitlich nahe war es, daß der große deutsche Künstler R. *Wagner* mit seinem „Judentum in der Musik“ denselben Kampf- und Weckruf in die deutsche Welt schickte. Etwas später traten die Ergebnisse der Semitologie in der „Enthüllung der jüdischen Geheimgesetze“ in die Öffentlichkeit. Dem Mimen Juda wurde die Larve des Talmud und Schulchan aruch herunter-

gerissen, und 1882 erschien das Buch des ebenso genialen als rücksichtslos ehrlichen Orientalisten, Wahrmunds „Gesetz des Nomadentums und die heutige Judenherrschaft",*) das die Fabel von der Gleichberechtigung der drei Bekenntnisse in Lessings „Nathan dem Weisen" endgültig zerschmetterte. Es scheidet die arische als die Kultur der seßhaften Völker einsichtlich und unwiderleglich von der — der Semiten und Turanier als der — Nomaden. Sein Wert für die Wiedergenesung der arischen Völker vom Parasitismus der Juden ist unermeßlich, sein Verdienst unvergänglich, und es wird um so heller aufstrahlen, je mehr die Schwätzer zum Schweigen gebracht werden, die in „Antisemitismus mit passend angebrachten Jahve-Bücklingen" machen.

Nun vermögen wir, umfassend und einleuchtend, an die Erhellung des Gegensatzes zu treten, der damals schon zwischen dem Freimaurerbruder Kant und dem Freimaurerbruder Lessing zutage trat.

„Bauen, füllen, aushauen und pflanzen", das ist alles Arbeit; Arbeit fesselt an den Boden, auf dem sie geleistet wird, macht im Gegensatze zum Nomaden seßhaft und bringt in dieser Seßhaftigkeit Güter hervor, von den „Weinbergen und Ölbäumen" bis zu den „großen und schönen Städten"; man sieht es, das Vorspiel zu Cremieux': „Der Tag ist nicht mehr fern, an dem die Reichtümer der Erde uns gehören werden", das hat — Moses schon im Alten Testamente vorgetragen. Wie kamen aber die Seßhaften zu ihren „großen und schönen Städten?" Durch Arbeit und durch noch ein anderes. Als sie vom Herumschweifen abgelassen hatten (denn es mag auch friedliche Nomaden gegeben haben, die sich nicht durch Raub und Mord der Güter anderer bemächtigten) und seßhaft geworden waren, mußten sie sich Gesetze schaffen, die diesem neuen Zustande entsprachen, aus ihm hervorgingen. Was einer gearbeitet hatte, darauf besaß er ein Recht, es hieß Eigentum, und weil die anderen auch arbeiteten, achteten sie das und erhoben diese Anschauung zum Gesetze. Wer dawider verstieß, hieß Dieb oder Räuber, wurde verachtet, und fand der Verstoß im Gesetze etwa einer Geringfügigkeit wegen keine ausdrückliche Erwähnung, so trat an seine Stelle die gute Sitte, die solchen Gewinn oder solche Aneignung als unehrlich (ari = Ehre), unehrenhaft bezeichnete und den Träger einer solchen Handlung mied. Arbeit,

*) Deutscher Volksverlag, München.

Eigentum, Ehre, das sind die Urpfeiler, auf denen sich der edle, stolze Bau der seßhaften Kultur, und mochten ihre Verzweigungen noch so vielfach sein, erhob. Da gab es freilich Güter, die schwere Menge, und nur aus der Kultur, die auf diesen drei Grundpfeilern ruhte, hatten sie sich gewinnen lassen können.

Das lockte natürlich den geborenen Dieb und Räuber an; sein Gott hatte ihm zu den angeführten Verheißungen auch noch versprochen — Jes. 59, 10—12: „Und es bauen die Söhne der Fremden deine Mauern, und ihre Könige bedienen dich (durch philosemitische Gesetze — A. d. V.) . . ., und offen stehen deine Tore beständig, zu dir zu bringen der Völker Reichtum und ihre Könige geführt“ (1918! — A. d. V.). Tat er es, so mußte er natürlich seine Völkerfresserei verstecken, denn wäre er offen unter sie getreten und mit den Worten: „Ich bin gekommen, euch im Auftrage meines Gottes aufzufressen“, so hätten sie ihn wahrscheinlich erschlagen. Sie taten es nicht: weil er anders zu ihnen kam. Nennen wir, wie üblich, Cicero (106—43 v. Chr.) den ersten Antisemiten, so begann in dieser Zeit der Jude die große „Mimerei“, das „königliche“ Schauspiel, mit dem er, unter die durch Arbeit begüterten Völker tretend, den von ihren Idealen erfüllten Mitbürger „mimte“. Nicht lange nach Cicero trat jener Edelste in die Welt, der den Armen und Ärmsten damit Menschenrechte erringen wollte, daß er das seltsame Wort in sie warf: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ Freilich verstanden es damals und durch Jahrtausende nur die Armen; denn die Mächtigen, denen es zugerufen war, die wollten von ihren Sklaven nicht so rasch ablassen; aber der Gedanke war da, mit ihm das Beispiel, und so mächtig waren Bild und Wort des Gekreuzigten, daß die seßhaften Völker nicht anders konnten, als allmählich in die edle Tiefe dieses Wortes immer mehr einzudringen; was sie eingedrungen waren, auch allmählich zu verwirklichen, bis sie endlich zum wahren Sinn in der gerechten Lösung der sozialen Frage gelangt waren. Um Christus nur zu verstehen, haben also die seßhaften Völker rund zwei Jahrtausende gebraucht. Der „Völkerfresser“ hatte in denselben Jahrtausenden einerseits immer den gleichidealen Mitbürger gemimt, wie aber die unzähligen Judenverfolgungen bezeugen, andererseits unverbrüchlich an der Praktizierung des verheißenen Völkerfraßes festgehalten. Die Kirchen der Seßhaften, die naturgemäß christliche waren, blieben auch in der Entwicklung befangen, und in und mit ihr nur allmählich fortschreitend, war es

doch ein guter Instinkt, der ihnen auftrug, wo es anging, auf die Gefährlichkeit des Juden aufmerksam zu machen. Das ward anders, als die Zeit der drei berühmten Beweise angebrochen war, nun konnte der Mime Juda, die gefährlichste Autorität war ins Schwanken geraten, an die Durchführung des größten und kühnsten Drehs schreiten.

Hatte Christus, erfüllt von den Idealen der Seßhaften und ihnen, um zwei Jahrtausende voranschreitend, zugerufen: „Liebe deinen *Nächsten*", und um dieser idealen Kultur willen, wer sie bedrohte, auch das Wort gesprochen: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen — *sondern das Schwert*", so war es wohl die beispielloseste Frechheit der Weltgeschichte, als Juda sich erkühnte, dem Worte die Deutung zu geben: „Liebe auch den — *Völkerfresser*, *liebe* — *das Raubtier!*"

Auch hier verstand es der Mime Juda, diese neue Lehre den seßhaft Arbeitenden und die „verheißenen Güter" Produzierenden in der wirksamsten Form zu versetzen. Es ist nicht mehr nötig, auszuführen, näher auszuführen, *daß Lessings „Nathan der Weise" keine andere als diese Bedeutung hat*. Bestünde aber nur das Werk allein, so wäre es noch zu ertragen; man hätte damit zu rechnen, daß in den Köpfen derer, die ihm anwohnten, einige Verwirrung entstünde, die sich ja wieder beheben ließe. Juda macht aber nicht halbe Arbeit. Der Giftbaum dieses „dramatischen Gedichtes" beschattet eine stattliche „Brüder"gemeinde, die alles *unterdrückt*, was sich der Raubtierliebe *entgegenstellt*, die alles *fördert*, was ihr *untertan* ist. Wer Näheres davon wissen will, dem sei *Wichtls* „Weltfreimaurerei, usw." dringendst empfohlen; er gibt aber nur die „politische" Freimaurerei. Er sagt nichts und hat nichts zu sagen davon, daß *überall* dort, wo dieser Gedanke der Raubtierliebe, der aufgezwungenen, gefährdet werden könnte, fast *überall* ein — Freimaurer postiert ist. Das gilt für Kunst, Wissenschaft, wie für Handel und Volkswirtschaft, und die *Verarmung und Verelendung* sowohl unserer materiellen wie unserer idealen Kultur der Seßhaften sind *ein Werk der vereinigten Juden und — Freimaurer*.*)

---

*) Es ist hier ausdrücklich zu erwähnen, daß die Freimaurerei sich erst allmählich zu einer derartigen Juden-Schutztruppe entwickelt hat. Sie hat in ihrem Beginne unstreitig manches Wichtige und Wertvolle angeregt und auch durchzuführen geholfen, ehe sie derart in die Sklaverei des Judentums geraten ist, daß ein Dr. Moritz *Kohn*, *nur ihrer Unterstützung sicher*, so

Was für eine Logik ist es, von der sich der Freimaurer hierbei leiten läßt? — Es gibt anständige Juden, unzweifelhaft. Ein Dr. Weininger, ein J. Rubinstein (der sich in R. Wagners Umgebung befand) legten Hand an sich, weil sie sahen, daß dem Völkerfresser nicht zu entrinnen sei, daß der anständige Jude, der nicht „mimte", unmöglich sei.

2.

„Die christliche Religion als natürliche Religion." Kant.

„An seinen Göttern erkennt man den Menschen", sagte einmal Friedrich Schiller. Es ist ein anderes, ob der Gott sagt: „Liebe deinen Nächsten!" oder ob: „Alle Völker der Erde will ich dir zum Fraße geben." Der eine ist der Gott der Seßhaften, der andere — der Gott der Nomaden.

Nun heißt es in 5. Mos. 6, 10 f.: „Dir zu geben große und schöne Städte, die du nicht gebauet, — und Häuser voll alles Gutes, die du nicht gefüllt, — und gehauene Brunnen, — die du nicht ausgehauen, und Weinberge und Ölbäume, die du nicht gepflanzt; und du wirst (trotzdem — A. d. V.) essen und satt werden." Man greift sich an den Kopf: „Wie vermochten es die christlichen Theologien, diesen Gegensatz nicht nur unbeachtet zu lassen, sondern auch dem Volke nur solche alte Testamente in die Hand zu geben, die diese offene Völkerfraß-Gemeinheit nicht enthielten, also gefälscht waren? Und man fragt weiter: Was bedeutet diese Fälschung, was ist mit ihr unterschlagen worden?

Nehmen wir an, 5 v. H., die in die Völkerfresserei hineingeboren sind, tragen das Vermögen und die Absicht in sich, den Idealen der Seßhaften entsprechend zu leben und sich zu betätigen, so beschränkt ihnen das möglich ist. Da ist es nun die mit Literaturpreisen, Pfründen, Trinkgeldern und hohen Ämtern bezahlte Freimaurerei, die argumentiert: Es gibt 5 v. H. anständige Juden; weil es die gibt, brauche ich den 95 v. H. Völkerfressern nicht in die Arme zu fallen und behalte meinen Literaturpreis, meine Pfründe usw. usw. Es ist die Schurkenlogik, die „Nathan der Weise" in die Welt gesetzt hat.

sprechen konnte und kann. Es muß auch heute noch Freimaurer geben, namentlich im Reiche, denen Volk und Vaterland und ihre Ideale über den Geboten Dr M. Kohns stehen, denn sonst hätte mancher dieser Aufsätze nicht an die Öffentlichkeit gelangen können. D. V.

Es handelt sich also endlich darum: Wollen wir, aus der Voraussetzung in die Voraussetzungslosigkeit gelangend, mit ihr das Ideal der Seßhaften: das Christentum — mit abwerfen? Hebbel sagte noch 1843 im Vorworte zur Maria Magdalena, folgendes:

„. . . Denn der Mensch dieses Jahrhunderts will nicht, wie man ihm Schuld gibt, neue und unerhörte Institutionen (sowohl deutliches Kontra-Nietzsche, als Kontra-Nathan usw.), er will nur ein besseres Fundament (ein „voraussetzungsloses“) für die schon vorhandenen (Christentum), er will, daß sie sich auf nichts als auf Sittlichkeit und Notwendigkeit, die identisch sind, stützen und also den äußeren Haken (Voraussetzung), an dem sie bis jetzt zum Teile befestigt waren, gegen den inneren Schwerpunkt, aus dem sie sich vollständig ableiten lassen, vertauschen sollen.“

Daß Hebbel, sollte er auch Freimaurer gewesen sein, nicht im entferntesten der Logik Nathans des Weisen zu huldigen geneigt war, geht wohl aus dem Zurufe, den er an einen frech gewordenen Juden richtete: „Paria, leck' mir den Stiefel ab!“ zur Genüge hervor.

Das Christentum war bis zu Lessings Nathan das religiöse Ideal der Seßhaften, der durch Arbeit Güter Produzierenden; der Völkerfraß — das der Nomaden, die sich zeitgemäß (der Seßhafte hat die Wüste immer mehr eingeschränkt) zu Parasiten umgeformt haben. Hat sich der Parasitismus in allen seinen Formen genügend gesättigt (Rußland), so erwacht wieder das ursprüngliche Nomaden- und Razziantentum in ihm (Frühjahrsoffensive des Bolschewismus; die Güter dort sind bereits in den Händen der Razzianten, es ist nichts mehr zu holen, also: Auf, nach Deutschland!). Es handelte sich also auch um den Kampf zweier Kulturen: der seßhaften und der nomadischen. Wo die Freimaurer stehen, wissen wir bereits, und mit welcher Logik sie dort stehen, auch.

Nun wäre es interessant und wertvoll, dort, in der Zeit, die den christlichen Gedanken zugunsten der Erfüllung nomadischer Verheißungen erschütterte und verdunkelte, schon einen einwandfreien Zeugen anzutreffen, der diese Mimerei Judas samt Moische Mendelssohn und dem ebenso arglosen als leichtsinnigen Lessing nicht nur durchschaute, sondern auch dagegen auftrat.

Der Zeuge ist da und heißt — Immanuel Kant.

1779 erschien Lessings „Nathan“ als Buch. 1781 trat die „Kritik der reinen Vernunft“ mit den drei berühmten Beweisen in die Welt. Ihr Verfasser war — Freimaurer. Hatte der „Nathan“ im Erscheinungsjahre es schon zu drei Auflagen gebracht, die wohl von den Juden aufgekauft worden waren, um den Bruder .·. Lessing zu ermutigen, so machte das noch immer keinen bedeutsamen Erfolg aus, und Moische Mendelssohn klagt noch in beweglichen Worten darüber. 1783 brachte es die Judenschaft dahin, daß das Werk seine Erstaufführung erlebte. Es mögen viele Dukaten (außer den 1000 Amsterdamern) gewesen sein, die der Mime Juda noch springen lassen mußte, bis das „dramatische Gedicht“ jene Verbreitung auf den Bühnen gefunden hatte, die dem Völkerfresser nötig schien, um das Erdreich für seine „Verheißungen“ zu lockern. Das dürfte so ziemlich gelungen sein, und als es gelungen war, ging's dem „Alleszermalmer“ wider den Strich. Er hatte nur die „Voraussetzung“ zermalmt, und weil damals keiner so tief dachte und sah, sah er es auch, was Moische Mendelssohn suggeriert hatte. Da setzte er sich hin, es war vierzehn Jahre nach dem Erscheinen des Nathan-Buches, und schrieb seine „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“. Vor diesem Auge und diesem Herzen konnten Nächstenliebe und Völkerfraß nicht nebeneinander bestehen, noch weniger der Gedanke der Liebe der Seßhaften auch auf die Völkerfresser ausgedehnt werden, und darum überschrieb er auch einen Abschnitt mit dem Titel: „Die christliche Religion als natürliche*) Religion“.

Der Bruder .·. Kant hatte damit dem Bruder .·. Lessing (wohl mehr noch dem Bruder .·. Moische Mendelssohn) die schallendste Ohrfeige versetzt, die die Geschichte der Religionsphilosophie aufzeichnet.

Unsere Freimaurer werden sich daher, angesichts der Ereignisse unserer Tage, angesichts der wachsenden Frechheiten jüdischen Übermutes zu entscheiden haben, ob sie beim Bruder Lessing verbleiben oder zum Bruder Kant zurückkehren wollen! Je eher, desto besser, sonst könnte es zu spät werden!

*) „Natürlich“ — für Arier, die Menschen mit der „ursprünglichen Anlage zum Guten“. Da es damals weder Talmud-Übertragungen noch Rassenkunde gab, konnte auch ein Kant diese Unterscheidung noch nicht machen.



## „Stimmung".*)

„Es ist weder Anmut, noch ist es Würde, was aus dem herrlichen Antlitz einer Juno Ludowisi zu uns spricht; es ist keines von beiden, weil es beides zugleich ist. Indem der weibliche Gott unsere Anbetung heischt, entzündet das gottgleiche Weib unsere Liebe; aber indem wir uns der himmlischen Holdseligkeit aufgelöst hingeben, schreckt die himmlische Selbstgenügsamkeit uns zurück ... Durch jenes unwiderstehlich ergriffen und angezogen, durch dieses in der Ferne gehalten, befinden wir uns zugleich in dem Zustand der höchsten Ruhe und der höchsten Bewegung, und es entsteht jene wunderbare Rührung, für welche der Verstand keinen Begriff und die Sprache keinen Namen hat."
Aesth. Erziehung, 15. Brief. Schiller.

Der damit an den Quell aller Kunst getreten ist, hat auch den „Begriff" gefunden und ihm den „Namen" gegeben, denn er schreibt im 21. Briefe derselben Schrift: „. . . so müssen wir das Vermögen, welches ihm in der ästhetischen Stimmung (ihm, dem Menschen) zurückgegeben wird, als die höchste aller Schenkungen, als die Schenkung der Menschheit („die Kunst, o Mensch, hast du allein!") betrachten." — Der Ausdruck ist offenbar der Musik entlehnt; vielleicht gibt sich einmal auch Gelegenheit, aufzuhellen: wieso und welche Tiefe darin steckt, und zunächst wollen wir Deutschen uns darüber freuen, daß unsere edle Sprache eine Wurzel und so viel Lebenskraft besaß und besitzt, um den „Namen" geben zu können, als der „Begriff" gefunden worden war.

Heute ist er ein unentbehrliches Denkwerkzeug, ob wir vom bildenden Künstler oder vom Dichter sprechen, und als der verstorbene M. Kalbeck aus der Erstaufführung des „Parsifal" in Bayreuth herauskam, sagte er zu einem befreundeten Musikreferenten nur: „Diese Stimmung, diese Stimmung!" und nicht viel anderes.

Hellen wir uns das etwas erkenntnistheoretisch auf, etwa am Maler. Maler, garaus Landschafter, sind Naturfreunde, und warum? Komponierte, d. h. erfundene Landschaften wird es außerhalb der Bühne wenig geben, und das sagt uns schon, wo der Landschafter fast alle seine Motive hernimmt, aus der —

*) Erstabdruck in der „Deutschösterr. Tageszeitung", Wien.

Natur. Wie mag er sie finden? Schon daß er nicht alles malt, was ihm irgendwie unter die Augen kommt, sagt uns, daß er seine Motive sucht. Offenbar ist es ein Auszeichnendes oder Ausgezeichnetes, was er sucht. So geht er denn etwa neunmal denselben Spaziergang. Sein Gemüt ist nicht frei; hat er Geldsorgen oder einen Streit mit einem Rezensenten, ist ihm die Liebste untreu geworden oder die Schwiegermutter auf Besuch gekommen, kurz, von jedem der neun Spaziergänge kehrt er so leer nach Hause, wie er ausgegangen. Aber das zehnte Mal ist's anders; sein Gemüt ist von all der Quängelei befreit, er bleibt plötzlich stehen, ruft aus: „Schau, das ist ein gutes Motiv! — Daß ich's nicht gesehen habe?" setzt er verwundert hinzu, denn er ist kein geschulter Philosoph, Abteilung Ästhetiker.

Wieso das kommt und kam, das hat uns Schopenhauer aufgehellt. Er sagt: Es gebe zweierlei Erkenntnis: solche — im Dienste des Willens — er nennt sie „Erkenntnis unterworfen dem Satze vom „Grunde" (Geldsorgen, Rezensentenstreit, Liebesuntreue, Schwiegermutter); sie fesselt den Menschen an den Tag mit seinen Bedürfnissen und läßt ihn nicht empor zu „den Gefilden hoher Ahnen" („zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust"); es gebe aber auch eine zweite, setzt er fort, die befreit von den Bedürfnissen des Tages („willensfreies Erkennen"), es vermöge, statt „der einzelnen Dinge", die sich immer zum Begehren des Willens in Beziehung setzen, über dieses Begehren hinaus „die Ideen derselben zu erkennen". Er meint damit die platonischen Ideen und nennt diese Erkenntnis die künstlerische; ja, er fordert vom Künstler schlankweg als dessen Aufgabe: „Die Darstellung oder Nachbildung der platonischen Idee."

Das ist — Bahnbrechendes. Bis zu ihm verlangte alle Ästhetik vom Künstler die Darstellung oder Nachbildung des Schönen, der Schönheit, und wenn sich auch noch so viel und mit Recht in uns dagegen verwahrt, selbst der „Reigen" marschiert noch unter diesem ästhetischen Titel. Dunkel wäre der Rede Sinn, von der platonischen Idee nämlich, wenn der Philosoph nicht Beispiele dazu gäbe und wählen wir das glücklichste daraus, das von der „Wolke" (3. Buch):

„Wann die Wolken ziehen, sind die Figuren, welche sie bilden, ihnen nicht wesentlich, sind für sie gleichgültig; aber daß sie als elastischer Dunst, vom Stoße des Windes zusammengepreßt, weggetrieben, ausgedehnt, zerrissen werden, ist ihre Natur, ist das Wesen der Kräfte, die sich in ihr objekti-

vieren, ist — die Idee; nur für den individuellen Beobachter sind die jedesmaligen Figuren."

Da sind wir betreten, denn es leuchtet sofort auf, daß der Maler nichts anderes als nur die „unwesentliche Figur" malt, ob in Wolke oder Mensch. Die „Kräfte", die sich in beiden „objektivieren zu malen, das vermag er ja gar nicht; bei der Wolke interessierten sie überdies etwa nur den Astrophysiker. Was will er da? Er ist Germane und drängt hier mit jener Wucht nach innen, die R. Wagner damals heraufbeschwor, als er bei der Grundsteinlegung seines Festspielhauses sagte: „Dies ist das Wesen des deutschen Geistes, daß er von innen baut." Darauf näher einzugehen, führte aber hier zu weit. Auch ein zweites geht aus dem Wolkenbeispiele noch untrüglich hervor. Alles, was uns als Natur umgibt, ist — Idee, beziehungsweise ein Abklatsch der Idee: Jeder Kiesel, jeder Strauch, jedes Tier, jeder Mensch. Denken wir nicht an die „Kräfte, die sich in ihnen objektivieren", nennen wir das, was der Maler an jeder dieser Objektivationen nur nachzubilden vermag, die Idee der Figur, dann tauchte als unumstößliche Wahrheit empor: da darf der Maler alles malen, und Schopenhauer ist der Ästhetiker des — Naturalismus. Aber er hat sein Unrecht selber noch gesehen und selber noch verbessert, denn er setzt fort (ungefähr): „Dem genialen Menschen, dem Künstler, sei es geschenkt, der Natur zu zeigen, was sie gleichsam gewollt, aber nicht erreicht habe", und da er dieses Vermögen „Antizipation des Ideales" nennt, haben wir auch einen Namen für dies „Gewollte, aber nicht Erreichte", den Namen — Ideal.

Nun haben wir's: Was unser Maler erst das zehnte Mal fand, war das — Ideal; was ihm neunmal keine künstlerische Anregung geben konnte, war die Befangenheit im Dienste des Willens, das Begehren — unterworfen dem „Satz vom Grunde"; die Natur, die um das Ideal herum anzutreffen war, die ihn nicht — weil sie unideal war — zur Nachbildung zu reizen vermochte, war nur — Idee. Geht der Maler nun einmal wirklich hin, setzt sich mit seinen Geräten vor das ideale Motiv, um es nachzubilden, und bringt er in seinem Opus eine falsche Linien- oder Farbenperspektive, so werden wir trotz des Ideals, das es unleugbar enthalten wird, das Werk als Kunstwerk ablehnen. Warum? Weil wir auch vom Ideal verlangen, daß es uns als Natur erscheinen müsse; wie schon der große, tiefe Kant es gefordert hat: „Schöne Kunst ist nur eine Kunst, insofern sie zugleich Natur zu sein scheint" (Urteilskraft). Nun haben

wir — trotz Liebermann und Kohnsorten — endgültig gewonnen, was wir in unserer merkwürdigen „Reigen“-Zeit wie einen Bissen Brot brauchen, die Erkenntnis:

Arische Kunst muß Idee „und“ Ideal enthalten.

Nun darf man — natürlich nur mit dem Hute in der Hand! — vor den großen Schopenhauer treten und sagen: Schiller hat die „wunderbare Rührung“, die du, Großer, Kontemplation nennst, vorentdeckt; sagt er im 24. Briefe seiner „Ästhetischen Erziehung“: „Der Mensch in seinem physischen Zustand erleidet bloß die Macht der Natur (willensunfrei, in der Erkenntnis des Satzes vom Grunde befangen); er entledigt sich dieser Macht in dem ästhetischen Zustand“ — so ist unverkennbar, daß sein physischer Zustand der Gebundenheit durch die Fesseln des Tages genau entspricht, und daß sein ästhetischer Zustand nichts anderes ist, als dein „willensfreies Erkennen“; schließt er aber diesen Gedanken mit: „und er beherrscht sie (die „Macht der Natur“) in dem moralischen“ (Zustand), so tut sich uns ein seltsamer Zwiespalt auf. Aus Kants „interesselos“ findet sein Jünger Schiller in die „ästhetische Stimmung“ und gerät aus ihr ins „Moralische“; der Jünger Schopenhauer entdeckt die „Kontemplation“ und findet aus ihr zur „Schönheit“. Daß die Schönheit nur das Ideal der „Figur“ sei, ist schon einigermaßen aufgehellt; es wäre nicht unmöglich, daß das „Moralische“ das Ideal des „Wesens“, in dem sich die Kräfte objektivieren, wäre, und sollte dies zutreffen, dann wehte uns daraus Morgenluft, ästhetische Morgenluft aus den Sümpfen des „Reigens“ wieder empor. Dann trifft es zu, dann wäre Schiller sicherlich noch größer und tiefer als Schopenhauer.

Aber da es sich diesmal nur um die „Stimmung“ gehandelt hat, sei zum Beschlusse noch ein interessantes Wort J. M. Vogls, des Entdeckers Schuberts, hierhergesetzt: „Nichts hat den Mangel einer brauchbaren Singschule so offen gezeigt als Schuberts Lieder. Was müßten sonst diese wahrhaft göttlichen Eingebungen, diese Hervorbringungen einer musikalischen Clairvoyance in aller Welt, die der deutschen Sprache mächtig ist, für ungeheure Wirkung machen.“ Das ist sicherlich kein physischer Zustand und auch — Kunst!



# Das „eigentliche Erhabene" Kants.

„Die Anerkennung einer moralischen Bedeutung der Welt ist die Krone der Erkenntnis." R. Wagner.

Kant und Schopenhauer, die exakten Philosophen (Schiller dürfte bei den meisten ihrer Nachfolger über den nicht uninteressanten Dilettanten noch nicht hinausgelangt sein) stimmen darin überein, daß sie die Stimmungen des Schönen und des Erhabenen dadurch voneinander scheiden, indem sie sagen: Dem Schönen geben wir uns ohne jeglichen inneren Widerstand hin, beim Erhabenen hingegen haben wir einen größeren oder geringeren Widerstand in uns zu überwinden. Soviel ist durch Vorangegangenes schon deutlich daran geworden, daß dem Ideale der Figur, dem Schönen, kein Trieb geradezu entgegenwirkt, wie dies bei den Idealen des „Wesens" zutrifft, die dieser mächtigen Lockung in die Tierheit Widerstand entgegensetzen müssen. Teilen beide große Denker das Erhabene in ein mathematisch und dynamisch Erhabenes ein, so sind die Unterschiede in den Beispielen (von der tiefer reichenden Begründung Schopenhauers abgesehen) nicht so groß, daß man der Verständlichkeit zuliebe nicht die Kantischen Anführungen auch für Schopenhauer gelten lassen könnte. So führt Kant für das mathematisch Erhabene die ägyptischen Pyramiden und das Innere der Peterskirche, „kühne überhängende, gleichsam drohende Felsen, am Himmel sich auftürmende Donnerwolken — mit Blitzen und Krachen einherziehend, usw." für das dynamisch Erhabene an. In beiden Fällen werden wir uns, wir Herren der Schöpfung, unserer Armseligkeit, Kleinheit, ja Nichtigkeit bewußt; aber wir überwinden dieses Gefühl und bleiben von dieser Erscheinung, abwechselnd als drohend bewußt und doch dieser Bedrohung wieder vergessend, als einem über uns Erhabenen gefesselt. In beiden Fällen stehen die Erscheinungen, die uns derart bewegen, die den Anlaß dieser von uns selbst gewollten Erhebung über das Bedrohende (die Peterskirche haben sich die Arier ja selber erbaut) darbieten, außer uns. Nun spricht Kant den seltsamen Satz: „. . . denn das

eigentliche Erhabene kann in keiner sinnlichen Form enthalten sein, sondern trifft nur — Ideen der Vernunft" („Urteilskraft"). Offenbar sucht er ein Erhabenes, dessen Anlaß nicht außer — sondern in uns zu suchen sei — und das „nur in Ideen der Vernunft anzutreffen" ist, hiefür eine willkommenste Bekräftigung. Das wird interessant, läßt sich da etwas suchen und sogar finden?

Wenn wir dem Dilettanten Schiller vertrauten, der hätte 3 Jahre und darüber Kant studiert, wäre also ein Kantjünger, überdies ein Genie und es wäre sogar eine Abhandlung von ihm „über das Erhabene" da. Lassen wir uns vornehmlich dadurch bestärken, daß Kant von ihm geschrieben hat: „Herr Professor Schiller mißbilligt in seiner mit Meisterhand verfaßten Abhandlung „über Anmut und Würde . . .", so denken wir: daraufhin kann man's wagen, das ist zehn Ehrendoktorhüte wert und wir stöbern in dieser seiner vorgenannten Schrift. Da finden wir außer herrlichen, völlig neuen Philosophemen zum „eigentlichen Erhabenen" das Beispiel eines „verarmten, vormals reichen Mannes". Er war wohltätig, so lange er noch in seinem Reichtume stand, und als er verarmt war? „Findet man ihn in diesem Stück noch ganz als den nämlichen, hat die Armut seine Wohltätigkeit, der Undank seine Dienstfertigkeit . . . eigenes Unglück seine Teilnehmung an fremdem Glücke nicht vermindert . . .", so schließt Schiller, „dann freilich reicht man mit keiner Erklärung aus dem Naturbegriffe aus . . ."; unter Naturbegriff versteht hier Schiller: wie man gegen sein eigenstes Interesse (sein physisches, physischer Zustand) handeln könne. Sagen wir's gleich: Das, was im Herzen dieses Mannes vorgegangen ist, damit hat er sich weder über „Pyramiden" noch „kühn überhangende Felsen" erhoben, sondern über seinen Egoismus, der ihm noch tausendmal so eindringlich und unentrinnbar gesagt hatte: „Behalte doch mindestens das deinige, statt daß du von dem Ärmlichen noch gibst!" Kein Auge wird jemals die beiden Kämpfer sehen: Egoismus (Schopenhauers Wille) und Ideal (Schiller), und an kein Ohr wird jemals das Klirren ihrer Waffen dringen, denn Egoismus und Ideal mußten zuerst in der heranwachsenden Intelligenz als „Ideen der Vernunft" sich gespiegelt haben, ehe dieser Kampf und seine Bedeutung in ein „Bewußtsein" gelangen konnten. „Diese Entdeckung des absoluten*) moralischen Vermögens", so beschließt Schiller diesen Ab-

*) Spukt da Fichte?

satz. „ . . . gibt dem wehmütigen Gefühl, wovon wir beim Anblick eines solchen Menschen ergriffen werden, den ganz eigenen unaussprechlichen Reiz, den keine Lust der Sinne, s o v e r e d e l t sie auch seien, d e m E r h a b e n e n streitig machen kann."

Soviel sehen und wissen wir schon, daß Kant mit seinem „in keiner sinnlichen Form enthalten sein" und Schiller mit seinem Beispiele vom verarmten reichen Manne wie Erwartung und Erfüllung zusammentreffen; aber daß dies letztere schon die Bezeichnung der „Erhabenheit" verdiene, will uns noch nicht recht einleuchten. Vielleicht gibt es auch dafür Wege?



„In dem Gebiete des Denkbaren zeigt sich zuletzt und schwer erkennbar die Idee des Guten". Plato.

Wie zuletzt und noch immer wie schwer erkennbar die Idee des „Guten" sei, das bezeugt heute noch die Tatsache, daß wir aus den letzten Schauern der Gretchen-Tragödie noch immer mit dem Ausrufe: „O, wie schön!" heraustreten. Welche Bedeutung die Erkenntnis des „eigentlichen Erhabenen" für uns besitze, das werden wir erst dann richtig erfaßt haben, wenn sich nach näherem Eindringen in den Kern der Frage aufgetan haben sollte, daß der seltsam verborgene und doch wieder offene Kampf, den Schiller wider den Klassizismus und Goethes Gräkomanie geführt hat, sich nur aus ihm heraus erklären läßt. Seinen schärfsten Angriff findet man im Briefe vom 7. 7. 97 an Goethe: „Wie hat man sich von jeher gequält und quält sich noch, die derbe, oft niedrige und häßliche Natur in Homer und den Tragikern bei den Begriffen durchzubringen, die man sich von dem Griechisch-Schönen gebildet hat. Möchte es doch einmal einer wagen, den Begriff und selbst das Wort Schönheit, an welches einmal alle jene falschen Begriffe unzertrennlich geknüpft sind, aus dem Umlaufe zu bringen und wie billig, die Wahrheit in ihrem vollendetsten Sinne an seine Stelle zu setzen."

Verstehen wir diese „Wahrheit" einigermaßen, so sind wir zur Lösung der Streitfrage vorgedrungen. — Die Natur läßt sich bekanntermaßen nicht vorschreiben, wie sie sich entwickeln soll. Sowie der Wille sich den Intellekt zunächst deshalb entwickelt hat, um mittels dieses Werkzeuges die Bedürfnisse der Tierheit rascher und leichter zu befriedigen, so mußte der Intellekt erst zuwarten, bis sich aus der Tierheit (vermöge der „Anlage zum Guten") Fragmente der Menschlichkeit entwickelt hatten; erst dann konnte er sie mittels der neugeschaffenen Begriffe zu neuen Ideen der Vernunft zusammenfassen und erst dann wieder, als dies bereits geschehen war, war es möglich geworden, zwischen Tierheit und Ideal zu wählen und sich für eines endgültig zu entscheiden. Genau so war's auch beim Griechen. Er hatte entwicklungsgemäß und intuitiv zu zwei arischen Idealen: Vaterland und Schönheit

gefunden. Erst an Schopenhauers genialer Zerfällung in Figur und Wesen (der Idee), der wieder die nicht minder geniale Zusammenfassung aller „Kräfte“ in den „Willen“ vorangegangen sein mußte, erkennen wir heute, daß Vaterland und Schönheit zwei einander völlig fremde Ideale seien, jenes — ein sittliches, dies nur ein Ideal der Erscheinung (der Figur). Daß der Grieche, obwohl er für die Sittlichkeit auch schon im „Ethos“ Begriff und Wort geprägt hatte, vom Ideale der Schönheit berauscht, ihm alles, auch die Sittlichkeit unterwarf, wer vermöchte ihm daraus einen Vorwurf zu machen? Gesteht doch sein tiefster, später Denker, Plato, noch: „zuletzt und schwer erkennbar zeige sich die Idee des Guten“. Ist doch an den „Wegen der Liebe“ nachgewiesen, die nichts anderes sind als der vor uns ausgebreitete „Weg des Guten“, wie schwierig es war, auch die Triebgewalten des „Willens“ mittels des „Formtriebes“ ideal zu gestalten und dieser Gestalt dann mittels des „sinnlichen Triebes“ Eingang in das Leben als Sitte und Sittlichkeit zu verschaffen; wohl dem Arier, der jedes neugewonnene Ideal sofort wieder in seine Kunst trug, und endlich so lange nicht ruhte noch rastete, bis er es „zuletzt und schwer erkennbar“ auch in seiner Wissenschaft aufgefunden, erkannt und nun wohlbegründet zur dauernden Erkenntnis erhoben hatte! Sprechen wir davon, und man kann es, daß der erste Germanensohn,*) der mit der Unsitte des Elternmordes gebrochen, von seinen noch tierischen Genossen darum erschlagen worden ist, so haben wir in ihm einen Heiland der Kindesliebe zu erkennen, der als Held dafür in den Tod ging (Erhabenheit!). Der erste Gatte, der mit der Sippenehe brach, wie die erste Gattin, die sich ihm darin angeschlossen hatte, — es war ihnen wohl beiden kein besseres Los beschieden, ihnen, den Heilanden der Einehe. Daß endlich der Verkünder der Liebe in der sozialen Gerechtigkeit, der edle Nazarener, für seine Ideale unter römischer Oberhoheit noch von den Juden gekreuzigt werden konnte, sagt wohl zur Genüge, wieviel Tierheit noch in der damaligen Zeit lebte. So war Antigone, die übermäßig gefeierte Liebesheldin des Griechen, erst eine Heldin der Geschwisterliebe; wäre Polyneikes nur ein Sklave gewesen, sie hätte sich zweifellos anders benommen; allerdings wachen in den Gestalten der Alkeste und des Hämon schon Dinge auf, die auf spätere ideale Erfüllungen, was das Verhältnis der Geschlechter betrifft, deutlich hinweisen. Fassen wir nun den Griechen in diesem

*) Mag's auch ein anderer gewesen sein.

kulturellen, entwicklungsgemäßen Sinne näher und fester ins Auge, so gewahren wir ein seltsames Gemisch etwa einer Kulturmelange: Neben Leonidas, der freiwillig für sein Vaterland in den Tod geht,*) treffen wir das von den „Göttern geforderte“ Menschenopfer (Iphigiene, Alkeste); trug Pheidias keinerlei Bedenken, demselben Gotte, der von Rachegelüsten troff, Diebstahl heischte und schuldlose Menschen in grausame Geschicke verflocht, die edelsten Züge der Erscheinung zu geben*) — die Kulturmelange ist fertig und dieses seltsame Gemisch von Ganz- und Halbtierheit mit Schönheit und Anfängen sittlicher Ideale nannte ein anerkannter Kopf seiner Zeit (Schlegel): „*ewige Heiterkeit der Griechen*“. Der Rausch, den der figürliche Adel der griechischen Plastik damals hervorrief, umnebelte die besten und größten Köpfe jener Zeit, so daß sie einander unbedenklich zustimmten: der Grieche ist der größte plastische Künstler aller Zeiten, also ist er es *überall*, auch *in der Poesie*; und das war die Geburtsstunde des — *Klassizismus*. Nicht nur *Goethe*, auch *Kant* stellte die Griechen, ihre Tragöden, als unerreichte und unerreichbare Muster hin, und nur *einer* behielt den Kopf oben, er, der die Abhandlung „Über das Erhabene“ geschrieben hatte, *Schiller*. Seinem edel und unbeirrbar forschenden Blicke entging nicht, daß ein ähnlicher Zustand unvollkommener Entwicklung in jeder Kindheit anzutreffen sei, er nahm den Begriff von ihr und nannte auch den Griechen nicht anders: als *naiv*. Niemand verstand ihn damals, weder Goethe, der am wenigsten, noch W. v. Humboldt oder Körner; freilich der eine, der ihn verstanden hätte, war über 2000 Jahre tot, *Plato*. Der hatte als *Vorausschauer* gesehen, was *Schiller*, dem

*) Der Vergleich mit der abgestandenen, jüdischen Kultur drängt sich hier auf: „Mos. ‚dir zu geben Städte, die du nicht gegründet‘“, sagt uns, daß der Jude auf ein Vaterland auch nie reflektiert hat; da es die Vorbedingung des Erwachens der ästh. Stimmung war, verwundern wir uns nicht mehr darüber, daß er in jenen Jahrtausenden keiner künstlerischen Leistung fähig war, in denen er sich mit dem Stolze des „Auserwählten“ von „Vieh- und Pferdesamen“ |: Talmud :| in seinem selbstgewählten Ghetto ferne hielt. Als er es, über Anregung Moische Mendelssohns und zu bekannten Zwecken verließ, begann der Bückeburger sein Amt Jahves mit der Verhöhnung arischer Ideale. Seine Nachfolger, durch das Anwachsen der Logenmächte übermütig geworden, begannen endlich, immer unverhüllter den ästh. Stimmungen *ihres* Blutes zu gehorchen, und was dabei zutage kam und kommt, ist die Erotik und Perversität unserer modernen jüdischen Kunst. So ist die Vieherei des „Reigens“ dort angelangt, wo sie afrikanische |: die leider auch ein Menschenantlitz trägt :| Tierheit als — Kunst widerspiegelt. Ein ehrlicher Ethnograph könnte da sehr aufklärend wirken, wenn er jene zentralafrikanischen und -asiatischen Kulturen zusammenstellte, für die Hr. Dr. *Schnitzler* die Eignung zum Hofpoeten unweigerlich mitbrächte. Man sieht's übrigens, wie alle arisch-ideale Bildung, statt einzudringen, an solchen Blutkörpern völlig vergeblich abgleitet!

genialen Rückblicker, aufgegangen war; er wollte schon, nur eines erwähnt, die Götter der Griechen frei von niedrigen Begierden; wie deutlich wird dies, wenn er es schon anstößig findet, daß Zeus und Hera vor ihrer Vermählung auf der Erde ihr Beilager vollziehen (Homer) und unmißverständlich weist es schon als ein Beginn des Empfindens auf jenes spätere Ideal hin, das im Feuer der Vesta seinen Ausdruck fand;*) aus keinem anderen ist Schillers „Ehret die Frauen!" entsprungen, er setzt nur nicht dazu, daß dies auch für den Mann genau dieselbe Ehre bedeute, nämlich ideale Formung der Tierheit des Geschlechtstriebes. Was unter „naiv" bei Schiller zu verstehen sei, dürfte damit klar geworden sein; fügen wir aber noch und in seinem Sinne hinzu: Der Grieche konnte nicht anders, es war der Natur seiner Entwicklungsstufe gemäß, und wenn all das zusammen — freilich vor unserem, dem um 2 Jahrtausende idealer Entwicklung edleren Blicke — als eine seltsame Harmonie angesehen wird, im Griechen bestand sie doch als solche, denn er ließ sich bis dahin durch keinen Mißklang darin stören. Endlich kam aber auch der und welcher denn? Der „ewig heitere" Grieche, der so lebensfreudig war, daß er sogar seine Sarkophage mit Darstellungen von Begattungsszenen schmückte, ward anders, als in diese Lebensfreudigkeit endlich die Erkenntnis fiel, als er der Unversiegbarkeit des Lebensstromes ein Neues, Schweres, Tieferes und unentrinnbar Wahres entgegensetzte: Daß er, der weder um sein Woher noch sein Wozu und Wohin Rechtes wisse, nicht mehr sei als ein — Schatten**) (an der Höhlenwand). Den Philosophen, der ihm das gesagt hatte, ließ er in der Einsamkeit schmachten (Plato); dessen Lehrer, der die Jugend den „alten Göttern der Schönheit und Lebensfreudigkeit" abtrünnig machte, hatte er den Schierlingsbecher gereicht. Aber der innere Adel des Ariers siegte auch hier, er ließ sich diese furchtbarste Wahrheit von seinem größten Tragiker sagen:

„Bedenk, Elektra, daß ein Mensch dein Vater,
ein Mensch, Orestes; darum weine nicht so sehr,
denn Alle wir bezahlen dieses Leidens Schuld."
(Sophokles, Elektra.)

Damit war der Gedanke der „Nichtigkeit des menschlichen Daseins" in die Welt getreten; der ihn aber vorgedacht, Plato,

---

*) Wie man sieht, ist das nicht pfäffische Moralpaukerei, sondern arisch ideale Kultur!

**) Es ist genau die „Nichtigkeit der Welt", wie sie dann in der Lehre Christi auftritt.

hatte auch schon in der „zuletzt und schwer erkennbaren Idee des Guten“ den Weg gewiesen, auf dem der Nichtigkeit einzig zu begegnen sei. Nun ist wohl überflüssig auszuführen, welch tiefe Bedeutung der Schiller'schen Bezeichnung sentimentalisch zukommt. Er teilt also die menschliche Kultur und mit ihr die Dichtung nur in zwei große Abschnitte, den naiven und sentimentalischen, und nun verstehen wir, die Erkenntnis der platonischen Idee als Markstein gesetzt, die Hauptzüge seiner grandiosen Welterfassung, wenn er sie in folgenden Gedanken zusammendrängt:

„Wendet man den Begriff der Poesie, der kein anderer ist, als der Menschheit ihren*) möglichst vollständigen Ausdruck zu geben, auf jene beiden Zustände an, so ergibt sich, daß dort in dem Zustande natürlicher Einfalt,**) wo der Mensch noch mit allen seinen Kräften zugleich als harmonische Einheit wirkt, wo mithin das Ganze seiner Natur sich in der Wirklichkeit vollständig ausdrückt, die möglichst vollständige Nachahmung des***) Wirklichen — daß hingegen hier in dem Zustande der Kultur,†) wo jenes harmonische Zusammenwirken seiner ganzen Natur bloß eine Idee ist, die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideale oder, was auf eines hinausläuft, die Darstellung des Ideals den Dichter machen muß“ (4. Absatz des Abschnittes „Die sentimentalischen Dichter“ in der Schrift „Über naive und sentimentale Dichtung“).

Der vorplatonische Grieche war also noch harmonische Natur, er trug den Zwiespalt der Idee noch nicht in sich und gab sich daher auch als Dichter noch in dieser — nur uns Späteren als „seltsam“ erscheinenden — Harmonie oder Natur; die Erkenntnis der Idee trug ihm aber auf zu suchen, ob und wie diesem Zwiespalte zu entrinnen sei. Wir wissen es und danken es Schiller: durch die Erhebung zum Ideale. Nun ist auch deutlich, was der Edle und Große damit meint: „Der Dichter ist entweder Natur, oder er wird sie suchen, jenes macht den naiven, dieses den sentimentalischen Dichter.“

---

*) (jeweilig)

**) Naiver Grieche mit den alten Göttern, der Sokrates und Plato als Abtrünnige empfand und auch der Elektra des Sophokles kaum ohne Widerspruch den Siegespreis zuerkannt hat.

***) (damaligen)

†) Nach der Erkenntnis der platonischen Idee, vor dem Aufstiege der Arier zur römischen und germanischen Kultur. Die Hauptsache ist klar, wenn sich auch in Einzelheiten noch näher Begründendes geben ließe.

Zwei kurze Erwägungen mögen das noch vertiefen. — Die ewige Heiterkeit des Griechen war durch die Erkenntnis der Idee an den größten und tiefsten Abgrund der Menschheit geführt worden; sie mußte sich, davor angelangt, sagen: „Schau hinab, damit du wissest, wer und was du bist: ein — Schatten!“ Als aber dieser gebrochene Blick sich aus dem Abgrunde wieder zu einem Mitmenschen erhob, da trat zum ersten Male das wehmutsvolle Licht an das Herz: „Auch du — ein Schatten!“ Es war das „Mitleid“ (Schopenhauers Fundament der Ethik), das zum ersten Male die gesamte Menschheit in sich faßte, und hatte es, wie bei Eltern und Kindern aufgezeigt, dort vom Ideale in der Natur zum Kultur-Ideale geführt, so konnte und sollte der Gedanke der Liebe, des „Geben ist seliger denn nehmen“, nun auch hier erwachen und wirken. Freilich war das nur dort „konstitutiv“ möglich, wo in den Herzen der Mitmenschen die Fähigkeit der ebenbürtigen Erwiderung lag; und wenn Christus, der Sanftmütigste aller Sanftmütigen, den Völkerfressern gegenüber vom „Zersägen“ spricht,*) so haben wir Arier natürlich nicht eine Sekunde die Verpflichtung, wie uns hirnrissige Theologen oder gut bezahlte Freimaurer weismachen möchten, uns von ihnen „aus christlicher Liebe“ fressen zu lassen. — Und zweitens! Plato, der Bringer der Idee, trat (wie aus den „Arischen Idealen“ hervorging), sozusagen in der Mitte der arisch-sittlichen Kulturentwicklung auf; die Ideale Vaterland und Schönheit waren schon gefunden, zu erobern waren noch Einehe und Karitas. In der Mitte des Weges stehend, kann man auf den Ursprung (Gefesselte in der Höhle) zurücksehen, man vermag aber nicht minder, wenn auch noch undeutlich, das Ziel zu erkennen. So stellt sich uns Platos Höhlengleichnis**) nicht nur als die früheste, sondern auch tiefste und umfassendste intuitive Darstellung des arisch-idealen Kulturaufstieges dar: „Gefesselte in der Höhle“ — die Tierheit des Troglodyten und Nomaden. „Der gute Mensch in

*) Aus Chamberlains „Worten Christi“. Ich habe dort, in einer gewiß einwandfreien Quelle, mindestens 15 solcher Gedanken Christi getroffen, die den idealen Zorn eines gerecht strafenden Richters atmen, und daraus eine kleine Arbeit: „Christus, der Zornmütige“ zusammengestellt. Da wir immer und überall nur den „sanftesten Nächstenlieber“ in ihm angepriesen erhalten, liegt am Tage, daß damit die frechste Fälschung an der Gestalt Christi begangen worden ist. Ihr Zweck ist durchsichtig; wer nur den Sanftmütigen sah, konnte und durfte nicht zu jenem arisch-idealen Furor erwachen, der die messianischen Reiche der Bela Kun und Kurt Eisner hinwegfegte. Fällt einem Lessings Nathan dazu ein, so ist es ganz klar; es ist eine „Läuterung des Gottesbegriffes“ zu Zwecken des jüdischen Völkerfraßes!

**) Aus „Platons Staat“. Uebersetzt von Otto Apelt, Verlag Felix Meiner, Leipzig, 1916. Nicht genug zu empfehlen! Die Großen muß man selber lesen. D. V.

seinem dunklen Drange“ (der „Anlage zum Guten“), der Arier, vermochte, diese Fesseln selber zu lösen, denn er besaß „Freiheit“ (Kants unsterbliche Entdeckung) und die „Anlage zum Guten“ war's, die ihn dazu drängte. Als er Schopenhauers „Nein“ der Tierheit entgegengerufen hatte, hatte er auch schon den Kopf gewendet, „umgekehrt“, den ersten Schimmer des Ideals erblickt, der Körper folgte nach (noch immer „dunkler Drang“) und begann nun den mühsamen Aufstieg zur Idee (wie Plato sagt), zur Durchschauung des principium individuationis (dem Ideale, wie man mit Schopenhauer sagen könnte, jenem Ideale, das den Abgrund der Idee mit Liebe erfüllt). Stufe für Stufe gesellte sich ihm nun eines der Ideale um das andere an die Seite und der Königin der Güte (Plato) oder Liebe (Christus), der ideal anwachsenden Sittlichkeit, traten die beiden edlen Schwestern, die holde des Scheines: die Kunst — und die ernste der Wahrheit: die Wissenschaft, immer reichere und edlere Gaben spendend, an die Seite. Und erst als sozusagen der letzte Schritt in das Reich der Güte noch zu tun war, der Schritt in die soziale Gerechtigkeit, da erstanden den Germanen die drei großen edlen Denker: Kant, Schiller und Schopenhauer, die auf den Weg des bis zu ihnen „dunklen Dranges“ endlich die hellen Lichter des tiefst begründeten Wissens warfen. Hier kann man nun schließen und sagen: Es ist ein mathematisch und dynamisch Erhabenes, was der Arier in diesem Kultur-Aufstiege seiner Sittlichkeit vollbracht hat. Zählet die Millionen oder Milliarden der Arier, die jeder in seiner Brust den Dämon Tierheit um des Ideales willen niedergekämpft haben, bis eines nach dem anderen als solches erkannt und gewürdigt, wenn auch noch nicht erreicht war! Messet die Summen an idealen Kräften, die in Tausenden vergangener arischer Geschlechter hierin aufgespeichert worden sind und was sie endlich gewirkt haben mit allem Erhabenen, was in einer „sinnlichen Form“ enthalten ist, um nun zu wissen, was — das eigentliche Erhabene Kants sei! Aber seinem „nur in Ideen der Vernunft enthalten sein“ läßt sich noch genauer entsprechen.

Pyramiden und drohend überhängende Felsen bieten sich dem Auge dar, das Gebrüll des Donners dringt an unser Ohr. Hier ist also Erhabenes in einer sinnlichen Form enthalten; wie kann es nur in Ideen der Vernunft anzutreffen sein?

Kant teilt die „ursprüngliche Anlage zum Guten in der menschlichen Natur“ in drei Klassen: 1. „Die Anlage für die

Tierheit des Menschen als eines lebenden Wesens" (das ist Schopenhauers Bejahung des Willens, in der er sich den Intellekt überhaupt noch nicht geschaffen hat). 2. „Für die Menschheit desselben, als eines lebenden und zugleich vernünftigen Wesens" (das ist schopenhauerisch: der Intellekt ist wohl bereits geschaffen, steht aber noch im Dienste der Tierheit; germanischer Elternmörder). 3. „Für seine Persönlichkeit, als eines vernünftigen und zugleich der (moralischen — A. d. V.) zurechnungfähigen Wesens." Da läßt Kant, so groß er ist, zwischen 2. und 3. eine Denklücke, denn er sagt nicht: Wie der Mensch aus der tierischen Vernunft in die zurechnungsfähige gelangt sei. Schiller hat das Zwischenglied gefunden: Die ästhetische Stimmung (Schopenhauers Kontemplation ist eine Nachentdeckung) und sie als das edelste Geschenk an die Menschheit bezeichnet. Wie tief und richtig! Wie er aber aus ihr den Spuren Kants folgend, einzig nur in das Moralische geriet, mußte uns so lange ein ungelöstes Rätsel bleiben, bis Schopenhauer im Wolkenbeispiele die bahnbrechende Zerfällung der platonischen Idee in Figur und Wesen gegeben hatte. Nun erst war die ästhetische Einsicht gewonnen, daß das Äußere des Menschen der Gegenstand der bildenden Künste sei, das Innere*) — der Gegenstand der Dicht- und Tonkunst. Daß arische Kunst ohne Ideal undenkbar sei, hat uns Schiller aufgetan in seinem Satze: „daß im Zustande der Kultur die Darstellung des Ideals den Dichter machen muß." Es war in der „Figur" als Schönheit anzutreffen und im „Wesen" als Sittlichkeit. Schon „im Zustande der Kultur" hatte er darauf aufmerksam gemacht, daß Kultur und Kunst in einem viel innigeren Zusammenhange stünden, als bisher gesehen worden war. Wo es kein Vaterlands-Ideal gab, konnte die Tragik Coriolans nicht empfunden werden; vor den Griechen, die weder Keuschheit noch Einehe in unserem Sinne zu einem sittlichen Ideale erhoben hatten, war eine Gretchen-Tragödie unmöglich; ebenso wenig hätten sie, die noch Sklaven hielten, das sozial Tragische in „Kabale und Liebe" empfunden usw. Mit einem Worte: die ideale Kultur eines Volkes spiegelt sich auch in seiner Kunst als einer idealen Kunst. Daher auch die heutige abgestandene Kunst der Juden nur der Spiegel ihrer abgestandenen Kultur ist.

*) R. Wagner hat in seinem „Kunstwerk der Zukunft" ohne Schopenhauer zu kennen, bereits dieselbe Zerfällung als Ästhetiker vorgenommen; eine Begegnung, die jüdischen und verju~eten Antiwagnerianern stark in die Nase — duften sollte, besonders wenn sie Schopenhauer-Verehrer sind!

Nun haben wir Kants „Ideen der Vernunft" ganz klar. Der arische Mensch mußte, als er über die ästhetische Stimmung in die Menschlichkeit gelangt war (Germanensohn), seine vormalige Tierheit mittels einer „Idee der Vernunft" als „Tierheit" erkannt und auch seine Menschlichkeit mittels einer neu gewonnenen „Idee der Vernunft" als „Menschlichkeit", als Ideal, erkannt haben, um vorkommenden Falles sich als „Persönlichkeit" betätigen zu können. Waren diese Ideen der Vernunft auch nur intuitive, noch immer „dunkler Drang", Kants zutiefst schürfender Gedanke behält auch hierin glänzend Recht.

Aber er wird an Tiefe der Einsicht durch Schiller noch weit übertroffen. Hören wir ihn:

„Zwei Genien sind es, die uns die Natur zu Begleitern durchs Leben gab. Der eine, gesellig und hold, verkürzt uns durch sein munteres Spiel die mühevolle Reise, macht uns die Fesseln der Notwendigkeit leicht und führt uns unter Freude und Scherz bis an die gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geister handeln und alles Körperliche ablegen müssen, bis zur Erkenntnis der Wahrheit und zur Ausübung der Pflicht. Hier verläßt er uns, denn nur die Sinnenwelt ist sein Gebiet; über diese hinaus kann ihn sein irdischer Flügel nicht tragen. Aber jetzt tritt der andere hinzu, ernst und schweigend, und mit starkem Arm trägt er uns über die schwindlichte Tiefe.

In dem ersten dieser Genien erkennt man das Gefühl des Schönen, in dem zweiten das Gefühl des Erhabenen." („Über das Erhabene").

Heißt es an späterer Stelle derselben Schrift: „Das Erhabene verschafft uns also einen Ausgang aus der sinnlichen Welt, worin uns das Schöne gern immer gefangen halten möchte," so gibt uns die richtige Deutung dieses Gedankens die letzte Wahrheit, nach der Schiller verlangt hatte, als er den Begriff Schönheit entfernt wissen wollte: Wir sind in diesem Sinne, alle Kunst unter den Szepter der Schönheit stellend, mit dem Griechen so lange naiv, ästhetisch naiv geblieben, bis dieser Bann, der uns den Weg zur Erkenntnis des Erhabenen versperrt gehalten hat, endlich mit Schiller gebrochen werden konnte.

Das letzte Wort, ob die arisch-ideale Sittlichkeit das eigentliche Erhabene sei, spreche aber der Meister, der darnach gesucht hat, Kant selber. Er beginnt den Beschluß seiner „Kritik der prakt. Vernunft" mit dem Gedanken: „Zwei Dinge erfüllen das

Gemüt*) mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: Der gestirnte Himmel über mir und

das moralische Gesetz in mir."

Es sind zwei arische Denkergipfel, die sich hier wie Verheißung und Erfüllung miteinander verbinden: Platos „zuletzt und schwer erkennbare Idee des Guten" und Kants „moralisches Gesetz" als das „eigentliche Erhabene".

Er hat es als solches nur intuitiv noch selber gefunden, denn die nötigen Bausteine zu finden, zu behauen und dem hochragenden Werke einzufügen, das war seinen beiden genialen Jüngern Schiller und Schopenhauer aufgetragen. Es ist ein überwältigendes Bild, den Meister zu sehen, an jeder Hand einen seiner Jünger, und sich sagen zu dürfen: Nun, und mit ihnen, Germane, kannst und wirst du der jüdischen Verpestung deiner Sittlichkeit, deiner Kunst und deiner Wissenschaft wieder entrinnen und nach länger als einem Jahrhunderte (Nathan der Weise!) wieder deinen Fuß heben, um den letzten Schritt in das Reich deiner sittlichen Ideale zu tun, den Schritt in die soziale Gerechtigkeit!

Und nun zum Ende! — Die „schwindlichte Tiefe" in Schillers edlen Worten vorhin ist nichts anderes als der Abgrund der Idee. Sprach er einmal „von einem Erfüllen dieses Abgrundes" und hier von einem „Hinübertragen", so wissen wir nun, daß der Abgrund einigermaßen schon erfüllt sei oder wer uns hinübergetragen habe: Beides — das Werk zunächst der arisch-idealen Sittlichkeit, des eigentlichen Erhabenen. Sagte der Brahmane: „Tat-twam-asi" (Auch du — ein Schatten!) so rief er nur nach dem Mitleid; beachten wir, daß der nach dem Nirwana strebende Buddhist aus dem Abgrunde gar nicht herauswollte (Schopenhauers Verneinung auch des Willens zum Leben), so verblieb der Brahmane, der endlich wenigstens in einem höchsten oder tiefsten Allgemeinsten aufgehen wollte, in tatenloses Sinnen und Sein versunken; erst dem europäischen Arier blieb es vorbehalten, aus der Idee zum Ideale finden und damit den Weg idealer Kultur mannhaft und tatkräftig zu beschreiten, der immer näher dem „wahren Tage des Seins" (Plato!) emporführt! Aber dem Tat-twam-asi, das wir in seiner ganzen Tiefe erst durch die Erfassung des grandiosen Willenstheoremes Schopenhauers verstehen, verdanken wir das bewußte Herausschreiten der Liebe aus der Enge des Menschenkreises in den Bereich der gesamten Natur. Da wir in Tier und Pflanze denselben Willen erkennen, der in uns lebt,

*) Des Ariers.

haben wir auch da mitleiden und wohl auch lieben gelernt. Freilich dort, wo wir in solchen Geschöpfen, wie in Raubtieren, Giftschlangen, Pflanzengiften usw., den Willen als Mörder antreffen, hat uns die ideale Kultur gelehrt, daß er um ihretwillen unschädlich gemacht werden müsse; gewiß enthält dieser Gedanke als unumgänglich, daß auch der jüdische Völkerfresser, der nun seine Maske abgeworfen hat, erfahre, was er verdient: an die Kette der Fremdgesetze mit ihm! Damit aber, daß wir dann den idealen Aufgaben unserer Kultur wahrhaft und ungehindert entsprechen können, hat sich mit dieser Erweiterung durch das Tatwam-asi das eigentliche Erhabene der arisch-idealen Sittlichkeit nun auf das ausgedehnt, was wir die Welt nennen; sie hat dadurch in ihrem ganzen Umfange eine moralische Bedeutung erlangt und wir vermögen ins Werk zu setzen, wonach R. Wagner in so tiefem als edlem Drange gerufen hat, wir vermögen es nun: die Krone der Erkenntnis — zu schmieden.

Es ist eine deutsche Krone, die da geschmiedet wird. Setzen wir in ihre drei großen gothisch-goldenen Spitzbogen: in die Mitte den Rubin der Liebe aus Sittlichkeit, zur Herzseite — den Saphir der Kunst und zur anderen — den Smaragd der Wissenschaft. Drei Diamanten, sowohl die Helligkeit der Erkenntnisse bezeichnend, als auch der Zahl nach dem Meister und seinen beiden Jüngern entsprechend, darunter gesetzt, der Deutsche hat nie geprunkt und die Krone ist fertig.

Wer soll sie heben, um mit ihr zu krönen? — Der am tiefsten geschaut und um dieses Schauen am meisten gelitten hat: Friedrich Schiller.

Wer soll sie tragen? — Unsere allgemeinsame Mutter Germania.

Wie weit sollen die Blitze ihrer Juwelen zünden und leuchten? — Bis ins Herz und Hirn — auch des fernsten Germanen.

Nur wer sich zu ihr bekennt, darf — Germane heißen!

Und nichts anderes ist diese „Krone der Erkenntnis“ als Kants „eigentliches Erhabenes“, die
deutsche Sittlichkeit in Leben, Kunst und Wissenschaft.



# Fundamente der Tragik.

„Zu dieser reinen Höhe tragischer Rührung hat sich die griechische Kunst nie erhoben, weil weder die Volksreligion noch selbst die Philosophie der Griechen ihnen so weit voranleuchtete. Der neueren Kunst, welche den Vorteil genießt, von einer geläuterten Philosophie einen reineren Stoff zu empfangen, ist es aufbehalten (!), auch diese höchste Forderung zu erfüllen, und so die ganze moralische Würde der Kunst zu entfalten.“ „Ueber die tragische Kunst.“ Schiller.

1.

Der erste und tiefste Antigräkomane, Goethes nächster Freund, sagt das; derselbe, der diesen Gedanken dann in der Schrift „Über naive und sentimentalische Dichtung“ breiter ausgeführt und darin zu jener Klarheit erhoben hat, die mit den Philosophemen Kants und dem, was er aus Eigenem dazu getan hatte, zu erreichen war; derselbe, der unbeirrt von der Gräkomanie seiner Umgebung endlich in der großen Schrift „über das Erhabene“, trotz der Einsamkeit des gänzlich Unverstandenseins, seiner edlen Gedankenwelt den Schlußstein einfügte. Es leuchtet ein: Wenn es gelänge, die Gedankentiefe des Leitwortes aufzuhellen, müßte man auch zu einiger Klarheit über die „Fundamente der Tragik“ gelangen. Versuchen wir's und vorher müssen wir dazu einen geheiligten Grundirrtum zerstören!

Wir sind kuriose Käuze! Wir nennen in einem Atem das Küchenstilleben des Niederländers und die cis-moll-Sonate — schön, für die Pirouette der Prima-Ballerina finden wir kein anderes Wort und — ach! — auch der „Faust“ muß sich's gefallen lassen. Da sind wir freilich zu entschuldigen. Kant — kennt nur eine schöne Kunst, Schiller, sein erster genialer Jünger — vermag ihre Werke noch nicht anders zu bezeichnen, und der zweite geniale Jünger des Riesen von Königsberg, Schopenhauer, zwingt wie seine beiden großen Vorgänger auch alle Kunst in dasselbe Prokrustesbett der — Schönheit. Der Irrtum ist wirklich geheiligt. Woher sie das nur haben mögen? Sie, die germanischen Großen? Da brauchen wir nur an die Zeit zu denken, in der sie gedacht und geschaffen haben; es war die Zeit, in der Winckelmann die griechische Plastik den Deutschen wieder begeistert und begeisternd nahe gebracht hatte, dieselbe Zeit, die

nun argumentierte: und weil die griechische Plastik in „idealer, ewiger, unerreichbarer“ Schönheit nun wieder vor uns aufleuchte, müsse auch die griechische Tragik denselben Rang in der Poesie einnehmen,*) den die antike Skulptur im Reiche der bildenden Künste nun neu und wieder erobert hat. Da — ward der Klassizismus geboren und mit ihm — die Gräkomanie. Weil auch der Grieche alle Kunst nicht anders als mit dem Szepter der „Schönheit“ thronend denken konnte, darum ist nun dieser Irrtum sogar klassisch, also doppelt geheiligt.

Schiller ist, was die Poesie betrifft und das Leitwort bezeugt es genugsam, mit heller und fester Intuition dagegen aufgetreten,**) derlei man bei Schopenhauer, dem Spätergeborenen, nicht begegnet. Schopenhauer hat aber in seiner Ästhetik (3. Buch des Hauptwerkes) dieser Erkenntnis in seinem Theoreme von der „platonischen Idee“ die erste und einleuchtendste Bahn gebrochen. Forderte alle Ästhetik vor ihm, selbst Schiller eingeschlossen, daß der Kunst die Darstellung des Schönen, der Schönheit aufgetragen sei, so fordert er zum ersten Male als Aufgabe der Kunst: die Darstellung oder Nachbildung der platonischen Idee. Es ist, mit Ehrerbietung gesagt, Inkonsequenz bei ihm, nach dem ersten und wichtigsten Schritte aus der Gräkomanie heraus wieder nach dem einseitigen Ideale der Schönheit (in der Durchführung) umzukehren. Ob dieser Vorwurf berechtigt sei, muß eine Untersuchung dieses Theoremes der Idee ergeben. Von den bei ihm vorfindlichen Beispielen hierfür, sei das dazu treffendste, das von der „Wolke“ angeführt; es lautet:

„Wann die Wolken ziehen, sind die Figuren, welche sie bilden, ihnen nicht wesentlich, sind für sie gleichgiltig; aber daß sie als elastischer Dunst, vom Stoße des Windes zusammengepreßt, weggetrieben, ausgedehnt, zerrissen werden, ist ihre Natur, ist das Wesen der Kräfte, die sich in ihr objekti-

---

*) Goethe zu Eckermann, 1. April 1827: „Man studiere Molière, man studiere Shakespeare, aber vor allen Dingen die alten Griechen und immer die Griechen.“

**) Schiller an Goethe, 7. Juli 1797: „Wie hat man sich von jeher gequält und quält sich noch, die derbe, oft niedrige und häßliche Natur in Homer und den Tragikern bei den Begriffen durchzubringen, die man sich von dem Griechisch-Schönen gebildet hat. Möchte es doch einmal einer wagen, den Begriff und selbst das Wort Schönheit, an welches einmal alle jene falschen Begriffe unzertrennlich geknüpft sind, aus dem Umlaufe zu bringen, und wie billig, die Wahrheit in ihrem vollendetsten Sinne an seine Stelle zu setzen.“ — Das Märchen von der tiefen Uebereinstimmung der Beiden in allen Dingen ist damit wohl endlich ausgeträumt; der Germane Schiller erhebt sich hier wohl deutlich genug wider den großen Gräkomanen, und die von ihm geforderte „Wahrheit“, meine ich, endlich gefunden zu haben. D. V.

vieren, ist — die Idee; nur für den individuellen Beobachter sind die jedesmaligen Figuren."

Er selber, der das genialtiefe Philosophem vom Willen in die Gedankenwelt getragen hat, übersieht hier ein Wichtigstes: er gibt nur an, welche Kräfte von außen auf die Wolke einwirken, und unterläßt es gänzlich, darauf hinzuweisen, von jenen Kräften — die sich in ihr objektivieren — auch nur anzugeben, daß es derselbe Wille sei, der sich in ihr wie von außen manifestiere. Gäbe es solch letzterer Kräfte entweder gar keine oder wären sie zu schwach, um dem Willen (den Kräften) in der Wolke erfolgreich entgegenzuwirken, es leuchtet ein: daß die Wolke sich dann als „elastischer Dunst" in's Ungemessene ausdehnte, wie aller Wille, auch im Menschen, wenn's nur anginge.

Nun haben wir, was wir brauchen. Fragt Goethe: „Der Schein, was ist er, dem das Wesen fehlt?" so brauchen wir statt „Schein" nur „Figur" zu setzen und wir haben Schopenhauers geniale Zerfällung, von — Goethe vorgebildet. Nun taucht es wieder auf: Die „Figur" — nicht wesentlich, freilich — denn sie ist ja nur das Gefäß, denn der Wein ist nicht um des Bechers willen da, sondern umgekehrt; der Inhalt: Wille — das Wesentliche, das „Wesen", denn die „Figur" ist ja nur das Werkzeug, mittels dessen sich seine Kräfte „objektivieren". Die Figur stellt sich dar in Licht, Linie und Körperlichkeit oder Farbe (samt Perspektive). Man siehts, das sind Bildhauerei und Malerei; der Inhalt, das „Wesen", wie oder womit wird dies dargestellt?

Bildhauer und Maler fanden und finden die anregenden Vorbilder in der Natur selbst, sie hatten die vorgefundenen Formen nur nachzubilden. Da die Natur selber Ideale der Figur: Schöne Menschen, schöne Tiere, schöne Blüten — hervorbringt, hatten sie das Ideal zur Nachbildung (ursprünglich) nur zu wählen und waren da schon in unserem arischen Sinne Künstler. Wie sieht's nun innen, im Wesen aus, was ist sein Ausdruckswerkzeug und gibt es auch da Ideale?

Das Werkzeug! Der allererste Ausdruck des Willens, des Wesens, war sicherlich nichts anderes als ein ungestümer Schrei der Begierde. Der Troglodyte, der nur in Höhlen wohnte, modulierte vielleicht diesen Schrei anfänglich nur, um damit „außen, innen, Frucht usw.", seine ersten „Begriffe" zu bezeichnen; sie dienten dem Willen, waren also Ausdruck desselben, des „Wesens". Wie viele Jahrtausende mögen verflossen sein, bis er zum: „Ich will Frucht!" gefunden hatte, bis Lautkomplexe den

Begriffen der Dinge als Namen aufgeheftet waren und damit das Wort als Münze für den geistigen Verkehr geprägt war, in so einfachsten Bahnen er sich auch noch bewegen mochte. Führen wir's nicht weiter aus, es ist unnötig, denn einleuchtend genug steht schon vor uns auf: Für den Ausdruck des Begehrens, des zutiefst im Inneren als „Wesen" wirkenden Willens, gab es keinerlei Vorbild in der Natur; dieses Werkzeug, die Sprache, mußte sich der Mensch erst aus demselben Inneren hervorholen, von dessen „Kräften" es zu künden hatte. Nun hat sich auch aufgetan, wer zunächst der Künstler des „Wesens" ist, er — der sich dieses Werkzeuges bedient — der Dichter. — Ob es auch da Ideale gebe, ward gefragt. Nur ein Beispiel! Halten wir die Gestalt der Cordelia im „König Lear" zu ihren beiden Schwestern, so gilt, so lange wir daran festhalten, daß sie gütig oder edel war, indes wir ihre Schwestern als böse oder schlecht bezeichnen, daß es auch hier Ideale gebe.

Beachten wir, daß es völlig gleichgiltig ist, ob Cordelia mit allen Reizen des Weibes geschmückt oder abstoßend häßlich gewesen ist, dann leuchtet auf — wie ferne voneinander „Figur" und „Wesen" stehen, wie unangebracht es ist, ihrer beider Ideale mit demselben Worte „schön" zu bezeichnen. Nannte sogar Schiller noch den „wohltätigen Reichen" (in der Schrift „Über das Erhabene") eine „schöne" Seele, so stand selbst er noch und teilweise unter dem gräkomanistischen Banne; das Volk, das unbelehrte, aber auch unverbildete, das hier längst und schlicht von einem „guten" Herzen spricht, sieht tiefer und bleibt der Wahrheit, sogar der ästhetischen, näher.

Nun ist der mehr als zweitausendjährige Irrtum zerstört, nun ist der griechische Alp der Schönheit, der uns verwehrte, dorthin zu finden, wovon unser schlichtes Volk niemals abgewichen war, endgiltig von unserer Brust gehoben; denn entscheidend ist aufgehellt: das „Wesen", dies völlig anders beschaffene Kunstgebiet, ist das Reich des Dichters. Damit haben wir — Schopenhauer zu Danke! — den Fels gefunden, aus dem sich die „Fundamente der Tragik" erheben werden, und dabei wird sich in mehr als einem Sinne bewahrheiten, wie tief vorausverkündend der große Arier Kant gedacht und empfunden hat (Aisthesis = Empfindungslehre), da er seine „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" mit dem Gedanken eröffnet:

„Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut gehalten werden könnte, als allein ein guter Wille."

2.

Vor Schopenhauer kann es den „guten Willen“, mit dem Kant die „Metaphysik der Sitten“ eröffnet, nicht geben, denn er sagt, der Wille sei so grundschlecht und böse und bleibe es auch, daß er sogar als Wille zum Leben verneint werden müsse, und da hat natürlich auch kein „guter“ Wille mehr Platz. Wer da Recht haben mag, Kant oder Schopenhauer, das wäre nun zu untersuchen.

Chamberlain merkt in den „Grundlagen“ irgendwo an, daß Germanen der Vorfrühe ihre arbeitsunfähigen Eltern erschlagen hätten; es haben das wohl alle Völker der Vorfrühe getan, wie die alten Mythen (Titanenmord usw.) reichlich genug bezeugen. Was sie dazu bewog, ist nichts anderes als der grundschlechte, böse Wille Schopenhauers, der sich in dieser unsagbaren Rohheit als unverhüllte Tierheit noch kundgegeben hat. Aller oder jeder Wille will etwas; der des Germanensohnes wollte hier mehr und bessere Nahrung und Kleidung, und als er sah, daß seine Eltern, trotzdem sie nicht mehr arbeiten konnten, doch noch beides wollten, löste er, der stärkere Wille, die Frage dadurch, daß er den schwächeren Willen der Eltern durch den Mord beseitigte. Eine alte deutsche Volkssage, vielleicht ist sie darum eine der ältesten, erzählt aber folgendes: „In einem Hause, in dem der alte Großvater schlecht behandelt ward, saß das Büblein, der Enkel, einmal in der Stube und schlug aus etlichen Brettchen ein Futtertröglein zusammen. Da trat der Vater hinzu und fragte: „Was machst du da?“ Das Kind antwortete: „Wenn ich einmal größer bin und du alt wie der Großvater, werde ich dir auch aus diesem Tröglein zu essen geben.“ Da fiel es dem Manne schwer auf's Herz, daß er lieblos gegen den Großvater gewesen, er erzählte es seiner Frau, der Mutter des Knaben, da weinten sie beide und von nun ab ward der Alte auf das liebreichste behandelt.“ War es so, war es anders, veil anders kann's nicht gewesen sein. Es steht fest: daß aus dem bösen Willen ein guter Wille aufgestanden war. Was mag es gewesen sein, was diese gewaltige Veränderung bewirkt hat? Das Werk des Bübleins hatte dem Vater zum ersten Male und eindringlich genug gesagt: Wir steigen auf (Kind) und bestehen (Vater), um wieder zu vergehen (Großväter), und das wiederholt sich ins Unendliche; damit war die Erkenntnis der Nichtigkeit seines Daseins, wie sie der Grieche Plato im Begriffe der „Idee-Mensch“ — zuerst gedacht hat, in sein Bewußtsein eingetreten; vor ihm war die Selbstsucht dahingeschmolzen, das Mitleid (Schopenhauers Fundament der

Ethik) erwacht und es hatte die Liebe („das Himmelreich in uns" — Christus) geboren. Kant behält also, nur an diesem einen Beispiele aufgezeigt, unumstößlich Recht: Tausendfältig und in Tausenden von Jahren hat es sich bewährt, es gibt — einen guten Willen.

Nun fordert Schopenhauer vom Künstler die „Darstellung oder Nachbildung der platonischen Idee." Wir haben bereits erkannt, daß dem Dichter, nach der genialen Zerfällung in „Figur und Wesen", die Aufgabe zufalle, das „Wesen", den Willen, darzustellen, diesen einen Teil nur der Idee. Da wäre also der germanische Elternmörder, seine künstlerische Darstellung auch Kunst. Sofort verwahrt sich unsere Empfindung (Aisthesis) dagegen, denn das wäre Naturalismus. Schopenhauer hat sich auch noch selber verbessert, er sagt: „Dem genialen Menschen, dem Künstler, sei es geschenkt, der Natur zu zeigen, was sie gleischam gewollt, aber nicht erreicht habe" und da er dieses Vermögen „Antizipation des Ideales" nennt, wissen wir auch, was dies Gewollte, aber nicht Erreichte ist: das Ideal. Er findet also selber noch, daß arische Kunst das Ideal enthalten müsse, und widerspricht sich daher nicht geringfügig, wenn er vom Künstler vorher nur die Nachbildung der Idee fordert.

Er war kein Künstler und es ist ihm deswegen minder zu verargen, weil er mit seiner Forderung der Idee doch auch in einem Sinne wieder unumstößlich Recht behält und in welchem? Das hat Kant schon gesehen, dort wo er in der „Urteilskraft" sagt: „Schöne Kunst ist nur eine Kunst, insofern sie zugleich Natur zu sein scheint." Das schönste Landschaftsmotiv, wenn es eine unwahrhafte Linien- oder Farbenperspektive enthält das edelst gemeinte Drama, das statt geschlossener Charaktere zerflossene Mollusken aufweist, beides werden wir als unkünstlerisch ablehnen, weil es (im Sinne Kants) keine Naturwahrheit enthält, oder weil der Künstler (im Sinne Schopenhauers) es nicht vermochte, die Idee nachzubilden. Nun ist das Axiom gewonnen: Arische Kunst muß Idee und Ideal enthalten.

Da ist nun nachzutragen, was Schopenhauer (so groß er ist und bleibt) nicht mehr gesehen hat, ob denn und daß auch das „Wesen", der Wille, einer Erhebung in das Ideal fähig sei; die Wandlung des germanischen Elternmörders aus Selbstsucht in den hingebenden Elternlieber (Speisetröglein) ist unstreitig als ein solches Ideal des Wesens anzusprechen, und zur Befestigung dieser Einsicht soll mit unseren drei großen

Denkern: *Kant*, *Schiller* und *Schopenhauer* untersucht werden, was in dieser Wandlung vorgegangen ist.

Der Wille war's, der im Germanensohne unablässig rief: „Alles, was du arbeitest, ist dein; wer dir's nehmen will, erschlag' ihn!" Es war der Weg der Tierheit, den er da ging; konnte er ihr entrinnen? Ja, denn als Arier besaß er — *Freiheit*, Kants unsterbliche Entdeckung. Es war der „dunkle Drang" der „Anlage zum Guten", der ihn auf diesem Wege „umkehren" (die Umkehrung in Platos Höhlengleichnis) hieß, und er hatte den ersten Schritt dieser Umkehrung getan, als er der Tierheit des Willens Schopenhauers großes „*Nein*" entgegenrief. Schiller nennt den „dunklen Drang", der die „Anlage zum Guten" verwirklicht, das eine Mal „übersinnliche Widerstehungskraft", das andere Mal den „reinen Dämon"; das ist tiefer und darum wertvoller, weil es nicht bei der Verneinung des Willens zum Leben stehen zu bleiben heischt, sondern gestattet, den Weg der Umkehrung, den Weg von der Tierheit ab, weiterzugehen. Und wohin führte dieser Weg endlich? Wie schon Plato (eben im Höhlengleichnisse) sah und sagte: „zur zuletzt und schwer erkennbaren *Idee des Guten*"; *denn* der Germanensohn gelangte seinen Eltern gegenüber zu einem Verhalten, das seinem ursprünglichen *völlig entgegengesetzt* war: statt ihnen zu *nehmen*, und sogar das Leben, *gab* er ihnen freiwillig (wie tief im Sinne Kants und Schopenhauers!), wessen sie bedurften, und ein altes edles Wort, von Judentum und verjudeter Loge seines Urhebers wegen am liebsten in die tiefste Tiefe versenkt, taucht als (für Arier) ewig giltig aus dem Dunkel der Jahrtausende wieder empor: „*Geben ist seliger denn nehmen*". Der begehrende, „nehmende" Wille hat sich über den entsagenden zum freiwillig und hilfreich „gebenden" umgewandelt, zu Kants *gutem Willen*; dieses Geben ist nichts anderes als *Liebe*. *Tierheit und Liebe* stehen einander nun als Pole einer Kultur des „Wesens", des Willens, gegenüber, und es ist unumstößlich festgestellt, daß auch *das Wesen*, der Wille, *einer Erhebung in das Ideal fähig sei*.

Wie soll dieses Ideal heißen? Jeder nennt die Sage vom Speisetröglein noch „schön" und auch den König Lear, dessen Tragik diesem Ideale entquillt, nicht anders. Auch Schiller hätte beides noch ebenso genannt, obwohl er es als großer Einziger und Erster gewesen ist, der hier die Bahn gebrochen hat. In seiner „Ästh. Erziehung" führt er nämlich drei noch dunkle Philosopheme in die Ästhetik ein: den *Formtrieb*, den *sinnlichen Trieb*

und die lebende Gestalt. Sie dürften seiner genialen Anschauung der griechischen Plastik entsprungen und folgendermaßen richtig gedeutet sein.

Im Herzen und Hirn des Pheidias leuchtete einmal der Gedanke auf, ein Standbild des Zeus zu schaffen; vielleicht daß er die erste Eingebung dazu mit einem Stück Kohle in ein paar Strichen auf einen Marmorblock warf. So unvollkommen diese Skizze auch war, sie enthielt doch schon, als Ergebnis seines genialen „Formtriebes“, das Ideal (unvollkommene Idee enthielt es natürlich auch schon). Nun konnte er so lange nicht ruhen und rasten, bis ihm das vollendete Werk vom Piedestal entgegenleuchtete. Was ihn unablässig dazu getrieben hatte, war der „sinnliche Trieb“ gewesen. Das Werk, in dem das Ideal der Gestalt als Ergebnis beider Triebe nun lebendig geworden war, nannte er in diesem Sinne lebende Gestalt; denn ein Schiller konnte sich eine andere als eine ideale Gestaltung gar nicht vorstellen und die Arier sind ihm darin in ihrem „dunklen Drange“ so lange getreulich gefolgt, bis es dem tierblütigen Völkerfresser gelungen war, sie mit seinem angeborenen ideallosen Naturalismus zu täuschen und zu betäuben. Schillers unvergängliche Größe bestand und besteht aber darin, daß er auch im Reiche des „Wesens“, des Willens, nach einer „lebenden Gestalt“ verlangte und wie das? Prüfen wir es kurz, die Wandlung im Verhalten des Germanensohnes und an der Hand Schillers.

Er unterscheidet „drei Stufen, die sowohl der einzelne Mensch als die ganze Gattung notwendig . . . durchlaufen müssen, wenn sie den ganzen Kreis ihrer Bestimmung erfüllen sollen“ (24. Brief, Ästh. Erzhg.):

„Der Mensch in seinem physischen Zustande (Elternerschlagen, Tierheit) erleidet bloß die Macht der Natur (des „Willens“ als Idee); er entledigt sich dieser Macht in dem ästhetischen Zustand (Speisetröglein; aus Schillers „ästhetischer Stimmung“ oder Schopenhauers „Kontemplation“ erwachte die Erkenntnis der Idee: Mensch und mit ihr das „Mitleid“, vor dem die Tierheit dahinschmolz), und er **beherrscht** sie in dem **moralischen** (als der Germanensohn aus dem „Mitleide“ zur „Liebe“, zum „Ideale“ Schillers gefunden hatte).

Es ist kein Wort mehr nötig, nun noch besonders zu beweisen, daß dieses Verhalten des Germanensohnes zu seinen Eltern etwas

anderes sei als — S i t t e; und ebenso wenig, daß Elternlieben etwas anderes sei als —

**ein arisch-sittliches Ideal.**

Es leuchtet auch sofort ein: Als das Ideal sich aus dem Leben erhoben hatte, hieß das Elternlieben nur mehr — S i t t e, ward das Elternerschlagen zur U n s i t t e. Die Arier haben in ihren Staaten (und das war das Verdienst der christlichen Kirchen) und D a n k d e r E i n s i c h t u n d K r a f t d e r l e i t e n d e n M ä c h t e solche I d e a l e z u m G e s e t z e erhoben und sie haben denjenigen, der sich dagegen verging, n a c h R e c h t e n d e r I d e a l e — b e s t r a f t. Wir haben daher nicht Staat und Kirche voneinander zu trennen, sondern u m d e r I d e a l e d e s W e s e n s, u n s e r e r S i t t l i c h k e i t w i l l e n, an das Bestehende anknüpfend, alle Kräfte daran zu setzen, daß aus der alten christlichen Kirche im Sinne Kants*) allmählich die „reine christliche Kirche" Schillers erstehe.

Und mit ihm, dem Größten, Tiefsten und Edelsten sei hier beschlossen. Der Formtrieb läßt also nicht nur im Reiche der Figur e i n I d e a l, hier die S c h ö n h e i t, finden und es durch den sinnlichen Trieb (Pheidias) verwirklichen, sondern d a s g i l t a u c h v o m R e i c h e d e s W e s e n s (Speisetröglein, König Lear). Wille oder Wesen sind das Reich des Dichters. Auch das Verhalten des e i n e n Willen zu einem a n d e r e n kann ideal geformt werden; der sinnliche Trieb, das Ideal zu verwirklichen, waltet auch hier und beider Ergebnis tritt in der lebenden Gestalt d e r S i t t e o d e r S i t t l i c h k e i t — nun mit S c h i l l e r**) — vor uns hin.

Nun sind wir genügend vorbereitet, um in der nächsten Arbeit aufhellen zu können, daß der Gegenstand des arischen Dramas niemals etwas anderes war, ist und sein wird als:

D e r s i t t l i c h e K a m p f z w i s c h e n I d e e u n d I d e a l d e s „W e s e n s".

## 3.

„Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an."
Faust.

Tiere im Walde sorgen so lange für ihre Jungen, bis sie nicht mehr hilflos sind, und das ist L i e b e. Sagte Schopenhauer: „Falsch! Das ist die unheimliche Sorge des Willens, der sich für Ewigkeiten der Erhaltung des Lebens versichert, um ewig aufs neue seine Geschöpfe in das Jammertal dieser Welt zu werfen",

*) Kant: „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft."
**) Man begreift nun, warum der asiatische Bipede Schiller zu den Toten geworfen hat.

so ist ihm nun einsichtlich zu erwidern. Der germanische Elternmörder sah wohl darnach her, obwohl auch auf ihn der Himmel herniederblaute und auch ihm aus seinen Matten Blumensterne (Ideale der Figur) entgegenleuchteten; aber er blieb's nicht, er wandelte sich auf dem Wege über die „Freiheit" (Kant) zum Elternlieber. Auch sein Herz war ein Acker, die Erkenntnis der Idee (das Mitleid) — der Pflug und das Ideal, die Liebe, reifte als Frucht daraus empor. Nennt man nun und mit Recht die Liebe der Eltern zu den hilflosen Kindern ein Ideal der Natur, so leuchtet ohne weiteres ein, daß ihr (wenn auch nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden erst gewonnener) Widerhall: die Liebe der Kinder zu den hilflos gewordenen Eltern — ein Ideal der Kultur sei. War dies Ideal in einer Volksgemeinschaft errungen und anerkannt, so konnte sie ein Kulturstaat heißen, weil die Sitte des Verhaltens zwischen Eltern und Kindern und umgekehrt bereits durch ein Ideal kultiviert war.

In einem solchen Staate herrschte auch Shakespeares König Lear. Das Ideal war zwar errungen und anerkannt, aber Schopenhauers Wille tat damals Fr. Nietzsche den Gefallen noch nicht, „jenseits von Gut und Böse" zu treten (und er wird's auf noch lange hinaus nicht tun), sondern er schuf in diese Welt hinein seine Vollblutgeschöpfe: Goneril und Regan und Edmund. Sie sind übrigens bei weitem noch nicht ausgestorben und mehr oder minder heftige Lear-Tragödien werden auch heute noch zu Tausenden gehandelt. Er bedachte auch Lear selber mit einer Anlage zu hochfahrendem Ungestüme, der sich — er brauchte nur gereizt zu werden und gar wenn er noch über Macht verfügt hätte — als aufbrausender „Wille" (hinter dem freilich das ideale Recht der Sitte stand) in's Ungemessene auszudehnen strebte. Kühl betrachtet, ergibt sich nun zweierlei: In Goneril und Regan spricht sich in der Gier nach Besitz — mit Kant-Tierheit — in Schopenhauers Fassung der Wille in seiner ursprünglichen, unkultivierten Gestalt als — Idee aus. Lear als Vater verkörpert das Ideal; aber da er ein „Mensch wie alle" und „der Gerechte des Tages siebenmal fällt", braucht es nur ein geringes, um auch seinen Willen, den — des ideal Berechtigten, immer höher empor, hätte er nur noch über Macht verfügt, und dann endlich über alle Dämme fluten zu lassen. Ideal als der geformte Wille (der „gute Wille" Kants) steht mithin dem ungeformten Willen als Idee gegenüber, das Drama, nun ist es ersichtlich geworden, ist der sittliche Kampf zwischen

Idee und Ideal und Schopenhauers geniale Zerfällung der Idee in Figur und Wesen behält glänzend Recht. Übrigens: Wer es sieht, wie weit wir noch zum „Jenseits von Gut und Böse“ hin hätten, den mag hier schon der erste Schauer der Tiefe des Faustischen Wortes erfassen.

Hier ging's um Selbsterhaltung; nicht um die Notdurft des Germanensohnes, dem Nahrung und Kleidung noch kostbarere Güter bedeuten mochten, hier ging's um „hunderte Ritter“ und doch oder erst recht schwieg der Wille — die Idee — nicht und brach ungestüm und immer ungestümer hervor, um das Ideal zu verschlingen. „Selbsterhaltung“ ist aber der erste jener drei „Triebe“, in die Kant*) die „Anlage für die Tierheit des Menschen“ zerfällt; man sieht's schon: über die „Freiheit“ gelangte er aus ihr zum „guten Willen“, dem Schöpfer der arischen Sittlichkeit empor. Die beiden anderen, dort angeführten Triebe, der Fortpflanzungs- und der Gesellschaftstrieb, müßten sich also, wie Schiller sagte, auch ideal formen lassen, daß sie im „moralischen Zustande beherrscht“ erschienen und sohin in Dramen als Idee und Ideal wider einander im Kampfe ständen.

Wo mag die „Freiheit“ im Fortpflanzungstriebe sitzen? Offenbar und sollte Sem noch so sehr wiehern: in der Keuschheit. Sie war es, die auch diesem ursprünglich unersättlichen Begehren des Willens Schopenhauers großes „Nein“ entgegen hielt, sie ist es, die in der Einehe diesen Trieb moralisch beherrscht. Es ist wieder die Umkehrung des bösen oder schlechten oder Tierheitswillens zum „guten Willen“ und daher nichts anderes als die Erhebung des Ideals der Sittlichkeit, auch in diesem Triebe, aus der Idee der Tierheit (mit Schopenhauer: Bejahung des Willens). Wieder in einem Staate, in dem dieses Ideal errungen und eingebürgert war, lebten ein Gelehrter, Faust, und ein Kleinbürgerskind, Gretchen. Hätte das Stück in Athen gespielt, kein griechischer Hahn würde darob ein Kikeriki verloren haben, daß ein Philosoph (Faust) bei einem Periökenmädchen (Gretchen) geschlafen habe und daß dies von den üblichen Folgen begleitet gewesen sei; die Ideale der Keuschheit und Einehe hatten sich damals und eben bei den Griechen im späteren Adel der Römer und Germanen noch nicht erhoben. Da — hatten sie sich aber schon erhoben; der Philosoph, als er zum ersten Male in das Stübchen des Kindes getreten war, hatte so-

*) In der Schrift: „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“, die Judentum und verjudete Logen geräuschlos aus dem Bewußtsein der Deutschen entfernt haben, weil sie entgegen Lessings „Nathan“ den „natürlichen“ Vorrang des Christentumes lehrte und bewies.

gar gesagt: „Willkommen, süßer Dämmerschein, der du dies **Heiligtum** (des Ideals) durchwebst!" — er kämpft auch keinen leichten Kampf gegen die Einflüsterungen seines bösen Geistes, und wie tief er seine Schuld fühlt, bezeugt das: „O, wär' ich nie geboren!" Das: „Schön war ich auch, und das war mein Verderben", wie das andere: „Doch — alles, was dazu mich trieb, Gott! war so gut! ach, war so lieb!" vertieft nur die Tragik des Geschehens, wie auch niemals und nirgends ergreifender um verlorene Unschuld geklagt worden ist, als im: „Ach, neige du Schmerzenreiche." **Zwei** edle Naturen, in deren Herzen das **Ideal** tiefer als in anderen lebt, erliegen im Kampfe mit ihm der **Idee**, und auch hier tut sich ein Stück wieder vom Jammer der ganzen Menschheit auf.

Ob es auch im „Gesellschaftstrieb" ein Ideal geben mag und wo da die „Freiheit" steckt? Das wäre, Kants Spuren folgend, noch zu fragen. „Dir zu geben Städte, die du nicht gegründet", usw., hat Jahve laut Moses seinem „auserwählten" Volke verheißen; es ist offenbar edler, Städte zu gründen, als sie sich verheißen zu lassen. Wie aber diese Verheißung ins Werk gesetzt wird, wo das „auserwählte Volk" sich konstitutiv ausleben kann, das bezeugt das heutige Rußland. Auch über das „wie" braucht sich derjenige nicht zu verwundern, der eine zweite Verheißung Jahves aus demselben alten Testamente kennt: „Alle Völker der Erde will ich dir zum Fraße geben." Nun steht er da in seinem ganzen Glanze, **der Sohn der Wüste**, und weil er offenbar, wenn die eine Stadt gefressen ist (es kann auch ein Reich sein), **weiterzieht**, um die nächste zu fressen, **der Nomade***). Es war der Gesellschaftstrieb, der die einen zum wandernden Raubstaate zusammengeführt hatte, indes er den anderen aufgetragen hatte, jene Städte zu gründen, die dem „einen" göttlich zum Fraße verheißen worden. Städte gründen ist aber Arbeit, führt zur Seßhaftigkeit, und **Arbeit** steht mithin zwischen dem wandernden Städtefresser und dem seßhaften Städtegründer als — **Freiheit**, Freiheit wie überall **von der Tierheit**. Es ist noch nicht völlig edle Freiheit, nur eine Vorstufe dazu; diese edle Freiheit ist das, was zu Schillers „ästhetischer Stimmung" (Schopenhauers „Kontemplation") führt, zur „Erkenntnis der Idee" und mit ihr zur „Antizipation des Ideales". Von ihr sagt derselbe Schiller: „Nicht da, wo der Mensch sich **troglodytisch**

---

*) Das grundlegende Buch hierzu: Pr. Dr. A. **Wahrmunds** „**Gesetz des Nomadentums** und die heutige Judenherrschaft", München, Deutscher Volksverlag — **ist nicht genug zu empfehlen!**

in Höhlen birgt, ... auch nicht da, wo er nomadisch in großen Heermassen zieht, ... da allein, wo er in eigener Hütte still mit sich selbst und, sobald er heraustritt, mit dem ganzen Geschlechte spricht, wird sich ihre liebliche Knospe entfalten." Was hat sich aus ihr bei den Seßhaften, den Ariern, entfaltet? Schopenhauer macht sich einmal über die alte Trias: „Gut, wahr und schön" beinahe lustig. Ob er doch Recht damit behält? Er zerfällt die Idee: Mensch — in „Figur und Wesen" und meldet, daß der Wille sich allmählich erst den Intellekt geschaffen habe. Kindesliebe war das erste Kulturideal; aus Keuschheit und Einehe erblühte jene Idealisierung der Geschlechtsliebe, die ihren edelsten Ausdruck etwa in der Liebeslyrik Goethes sowohl als der des deutschen Volksliedes findet, und haben wir auch noch nicht ganz zur sozialen Gerechtigkeit gefunden, die Arier werden auch diesen letzten Schritt in das Ideal noch tun. Was anderes ist das, als das „gut" der alten Trias? Bleiben wir in ihrer Reihenfolge, nun zum Intellekte gelangend, so erwuchs aus der selbstlosen Erleuchtung seiner ästhetischen Stimmung alles, was Wissenschaft heißt, und das alte „wahr" ist wieder in seine edlen Rechte eingesetzt. Und als es den arischen Menschen außer seinem immer reicher und tiefer werdenden Wissen auch zur Nachahmung zunächst der idealen Natur drängte, erstand ihm die Kunst als die im „Spiele" verkörperte „Schönheit"; die Reihe von Pheidias bis R. Wagner sagt da genug. Das alles war im Laufe von Jahrtausenden daraus entstanden, daß der Arier, der arbeitete („ob mit Hammer oder Feder"), der mit der „Anlage zum Guten" Gesegnete, sich seßhaft gemacht hatte. Wer sollte sich nun noch darüber wundern, daß der Völkerfresser in denselben Jahrtausenden „keinen Anteil an unserer höchsten Kultur genommen hat" (Goethe), unsere Ideale verspottet und verhöhnt hat (Heinrich Heine bis Kurt Münzer) und daß er, nun zur Macht gelangt, dort nur matte Nachahmungen zustande bringt, wo er uns nicht gar in die Sümpfe seiner „abgestandenen Kultur" („Reigen") zurückzuführen unternimmt?

Und wie ward diese, zunächst durch Arbeit an ihren Boden geheftete, ideale Gemeinschaft genannt? Ein Vater hatte zu Urzeiten in harter Arbeit ein Stück Landes gerodet und urbar gemacht;*) dadurch war es sein Eigentum geworden und er konnte es seinem Sohne rechtmäßig vererben. Der war's nun, der ihm den heiligen Namen gab: Vaterland! Wie alt ist das Wort

*) Herr R. Bartsch, der bekannte pornographische (?) Romancier, kann sich vorstellen, daß das auch einmal Juden gemacht hätten!

und welchen Kulturinhalt faßt es nun in sich! Wer ihm angehört, sollte der wirklich nur die Berge und Wiesen, Äcker und Haine lieben, die sich als das Land seiner Väter darstellen? Gewiß nicht! Kraft seines Blutes ist er mit tausend und abertausend Fäden auch an die „höchste Kultur" gefesselt, die auf diesem Boden erstanden ist,*) und nun begreift man's, daß auch das Vaterland ein Ideal sei, das Ideal des „Gesellschaftstriebes", in dem der Arier zum seßhaften und „städtegründenden" Kulturstaate gelangt ist. Ein Siegfried Trebitsch, der neuestens viel in Assimilations-Judentum macht, sagte vor kurzer Zeit ungefähr: „Der Begriff Vaterland müsse ausgetilgt werden, daß die Völker zum wahren Frieden**) gelangen könnten." Doppelte Schäkerei? Wie der Quarz zu einer Bergkristalldruse zusammengeschlossen ist und nun eine natürlich ideale, „lebende Gestalt" gibt, nicht anders hat sich das arische Blut, nach Nationen unterschieden, zur ungleich höher stehenden „lebenden Gestalt" des arischen Kulturstaates, Vaterland geheißen, zusammengeschlossen. Wer's nicht empfindet, daß die Kristalldruse lebende Gestalt ist, wird sie gleichmütig zertrümmern. Was Herrn Trebitsch dazu drängt, den idealen Organismus des arischen Vaterlandes zu zerstören, ist dieselbe Empfindungslosigkeit, offenbar geboren aus dem — Blute der Wüste. Das ist aber ein edles Exemplar der konstitutiven Völkerfresserei! —

Also — muß es auch da Tragik, den Kampf zwischen Idee und Ideal dieses Triebes geben; ein Name sagt es schon: Coriolanus. Hatte sich Lear den Anspruch auf ein Alter in Ehren der Sitte gemäß und durch die Liebe zu seinen Töchtern erworben, so durfte der jugendlichere Coriolanus von sich sagen, daß er sich den Dank seines Vaterlandes rühmlich verdient habe, und als es wieder einen Würdenkranz (Konsul) zu reichen hatte, durfte er mit allen Rechten darnach langen. Er tat's auch, er „wollte" ja Konsul werden; aber auch in ihm lebte der hochfahrende Ungestüm Lears, dort von der Sitte — hier von Verdiensten getragen, er wollte sich aber (und wer verargte es ihm?) denen nicht beugen, deren Wahlstimmen hierzu unentbehrlich waren und die ihre Stimmen auch nur demjenigen zu geben „gewillt" waren, der sich beugte. Der „Wille", als Herrschsucht der ebenso unverständigen als (und daher auch) unerläßlichen***) Volkstribunen,†) siegte und

*) Und wann und wo dies nicht der Fall ist, bedeutet es nur einen Erfolg des Völkerfressers, der mit Lessings (Nathan) schlau eingefädelter Weltbürgerei der arisch-idealen Rassenkultur zu Völkerfraßzwecken (Eindringen des Judentums) den Boden — den Boden desselben Vaterlandes — abgegraben hat!

**) Des messianischen Reiches à la „Weisen von Zion"?

***) „Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen." †) Ist es heute anders?

Coriolanus beging im Ungestüme seiner berechtigten Aufgebrachtheit das Schwerste, was er begehen konnte, er ging zu den Feinden Roms, den Volskern, über und verriet damit sein Vaterland. Ein Name genügt uns Deutschen, um die Größe des Verbrechens ganz aufzuzeigen: Bismarck! Um so höher die edlen Kräfte im Römer ihren Bogen gespannt hatten, um so treuer mußte er seinem Vaterlande bleiben. Auch hier der Ungestüm des persönlichen Willens als Idee — im Kampfe gegen das geheiligte Ideal, das Vaterland, und die Idee siegte.

Nun dürfte ein Doppeltes klar geworden sein. Mit Kant: Daß alle Dramen auf irgendeinen seiner drei tierischen Triebe, in näherem oder fernerem Zusammenhange, zurückzuführen seien; und mit Schiller-Schopenhauer: Daß tatsächlich der Kampf zwischen Idee und Ideal des Wesens, des Willens als tierischen Triebes, und nichts anderes der Gegenstand des Dramas sei.

Was da nun aufgezeigt worden ist, dürfte das Tiefste an der Tragik des Menschen sein, das — was Goethe „der Menschheit ganzen Jammer“ genannt hat, und damit das Fundament aller Tragik. Aber tausend Bühnenhelden, die im Kampfe gegen das Ideal der Idee erliegen, stehen andere Tausende und deren mehr gegenüber, die im Leben diesen Kampf bestehen. Wird der Vorhang aufgerollt und zieht das Schicksal Lears an ihnen vorüber, so „fürchten“ sie zwar nicht mehr, wie der von seinen Göttern gegängelte Grieche, das unentrinnbare „Schicksal“, sondern nun den Dämon „Wille“, der die Edelsten fällt und wie er auch in der eigenen Brust nur zu leicht zu entfesseln sei. „Erschüttert“ vom Falle des Helden, „erhoben“ vom Siege des Ideales, der in der Sühnung der tragischen Schuld seinen Ausdruck findet, verlassen sie das Haus. Was ihnen diese edlen Empfindungen schenkte, war jene Kultur des Wesens, des Willens, die als erstes, ihr erstes Ideal etwa die Kindesliebe in die Welt getragen hat.

Die sind nicht alle zugleich zutage getreten, sondern haben sich im schwersten Kampfe, den die arische Menschheit gegen den Dämon Wille geführt, allmählich entwickelt. Mit Schillers, des „Lehrers der Jahrtausende“, naiv und sentimentalisch werden wir den tiefsten Blick in diese Entwicklung tun und uns damit das Verständnis für die Kraft und den Adel des ersten Leitwortes erschließen.

## 4.

### „Die höchste Harmonie."

„Ödipus reißt die Augen sich aus, Jokaste erhängt sich.
Beide schuldlos; das Stück hat sich harmonisch gelöst."
Schiller.

„.. hier (in Raffaels Sixtina) wirkt auf uns eine Schönheit, welche die so hoch begabte antike Welt noch nicht selbst nur ahnen konnte." R. Wagner.

Man muß in den Nachlaß Schillers gehen, was nach seinem Tode vorgefunden und vielleicht lange Jahre darnach erst veröffentlicht worden ist, um so scharfe Angriffe auf die griechische Tragödie wie den obigen zu finden.*) Man darf sich dazu denken, daß es ursprünglich für die Xenien bestimmt gewesen, von Goethe aber, dem Gräkomanen, gestrichen worden sei. Blitzartig hellt sich's auf, daß ein tiefer und schwerer Gegensatz zwischen den beiden Großen bestanden habe, daß der „Olympier" kraft der Macht seines Ansehens gesiegt, aber der damals Besiegte heute, nach 120 Jahren, zu seinem Rechte gelangen könnte. Wenn ein so großer Künstler wie R. Wagner Antike und Moderne**) auch so tief und scharf voneinander trennt, so werden wir darin nur bestärkt. Untersuchen wir!

Es ist erhellt, daß der Wille, das „Wesen", das Reich des Dichters sei. Der Wille erfüllt ein Gefäß, den Körper; das hat eine Gestalt, Schopenhauer nennt sie in seiner genialen Zerfällung „Figur" und auch sie gibt Idee und Ideal her, denn unter tausend Kleinbürgersmädchen unansehnlicher Erscheinung (Idee) gab es das eine schöne (Ideal), Gretchen. Die Natur selber hat also auch das Genie, den Formtrieb durch den sinnlichen Trieb (hier auf dem Gebiete der „Figur") in die Wirklichkeit zu tragen und damit auch da das Ideal zu schaffen.

Nun haben wir in Anlehnung an Kant drei Ideale des „Wesens": „Vaterland",***) „Keuschheit und Einehe",†) und „Karitas"††) (Kindesliebe — Germanensohn) und überdies das

*) Deren 3 solcher sind im Bande „15: Schillers sämtl. Werke, Cottasche Bibliothek der Weltliteratur" zu finden.

**) Es ist natürlich nicht die moderne jüdische Pornographie gemeint!

***) Gesellschaftstrieb. †) Fortpflanzungstrieb. ††) Selbsterhaltungstrieb.

Ideal der Figur, die „Schönheit"; zusammen vier und überschauen wir, wie sie sich nacheinander entwickelt haben, so ergibt sich (auf das arisch-ideale Europa eingeschränkt und im gröbsten Aufrisse) die Reihenfolge: Vaterland und Schönheit (Grieche), Keuschheit und Einehe (Römer) und Karitas (Christus). Näher darauf einzugehen, wie Ursprünge der Karitas bei den Griechen schon (Kleobis und Biton, Antigone) aufzufinden seien, führte hier zu weit, es sind nur die Gipfel ins Auge gefaßt, und Eingängiges wird sich in der folgenden Untersuchung ergeben. „Alles fließt", und um zu klaren Denkgrenzen zu gelangen, bleibt nichts anderes übrig, als die Pflöcke in das „fließende" hineinzurammen.

Nun leuchtet ohne Weiteres ein: Eine Vaterlandstragödie konnte es erst geben, als das Ideal des Vaterlandes erstanden war und dies aus der Idee des Gesellschaftstriebes. Hätte man dem Griechen eine Lukretien- oder Virginien-Tragödie vorgespielt, sie würde ihn völlig kalt gelassen haben, weil er sie nicht verstanden hätte. Er hatte wohl entwicklungsgemäß schon dazu gefunden, daß eine seiner Göttinnen, Artemis, keusch war, aber daß sich das als Sitte im Leben eines Volkes jemals und irgendwo einbürgern könne und werde, daran dachte er nicht im entferntesten. Würde man dagegen dem Römer „Kabale und Liebe" vorgeführt haben, es wäre ihm nicht anders ergangen. Der Musikus Miller wäre ein Sklave (Pädagoge!) gewesen, seine Luise — ein Sklavenkind, und daß ein Patriziersohn, Ferdinand, ein Mädchen solcher Abkunft durch die Ehe zur römischen Bürgerin habe erheben wollen, wäre ihm, dem Sklavenhalter, unfaßbar geblieben. Nun kann man sagen: Statt nomadisch zu rauben, dem Boden in harter Arbeit den Lebensunterhalt abzuringen, heißt Kultur. Die äußere Erscheinung, die „Figur", an sich selber im Sinne des Ideales zu pflegen (Schmücken usw.) oder gleich Pheidias das Ideal als Kunstwerk vor das entzückte Auge zu stellen, — man nennt's nicht anders und wieder ist es Kultur — des „Wesens", den Willen des Menschen, von Triebideal zu Triebideal schreitend, allmählich zur Sittlichkeit emporzubilden. Der Arier gab so seiner sittlichen Kultur dreifachen Ausdruck: War das Ideal im Leben zuerst gefunden, so erfaßte es sein Wissen als Begriff und trug es zunächst in seine Gesetzgebung, und weil ihm dazu auch der Überschwang des künstlerischen „Spieles" geschenkt war, ruhte er so lange nicht, bis es ihm auch aus dem „schönen Scheine der Tragödie" (wie etwa Schiller gesagt hätte) entgegenleuchtete, um sein Herz, wie es zu erschüttern,

so auch wieder zu erheben. Halten wir's vor allem fest: Das Allmähliche dieser Entwicklung, wie die drei sittlichen Ideale nacheinander — zuerst im Leben erstanden sind, sich dann in der Gesetzgebung befestigt haben, um zuletzt von der Kunst widergespiegelt zu werden.

Die Natur läßt sich nun nicht vorschreiben, wie sie sich zu entwickeln habe. Etwa in die zeitliche Mitte der vier Ideale, von denen der Grieche Vaterland und Schönheit gefunden hatte, und die Pflöcke also in das „fließende" gerammt, sandte sie die tiefste und schwerstwiegende Erkenntnis, die je in einem Menschengehirne geboren werden konnte; sie wählte sich wieder einen Griechen dazu, Plato, und es war die Erkenntnis, daß auch der so heiß begehrende Mensch, das Individuum, nichts anderes sei als ein jeweilig zeitlicher Abklatsch der Idee: Mensch. Dachte der Vater des Kindes mit dem Speisetröglein nur an drei Generationen, so brauchen wir diese Reihe nur — wie zum fernsten Urvater so auch bis zum fernsten Urenkel zu erweitern, und das Grausige dieses Gedankens hat sich aufgetan. Auch in Schiller hat das schon gelebt: „Zukunft! Ew'ge Ordnung! . . . Was mir vorherging und was mir folgen wird, sehe ich als zwei schwarze undurchdringliche Decken an, die an beiden Grenzen des menschlichen Lebens herunterhängen, und welche noch kein Lebender aufgezogen hat.*) Schon viele hundert Generationen stehen mit der Fackel davor und raten und raten, was etwa dahinter sein möchte"**) usw. usw. (Aus dem „Geisterseher.") Erinnern wir uns an den Inhalt des Begriffes Idee, wie er in Schopenhauers Wolkenbeispiel gegeben ist, auf den Menschen übertragen, so fällt uns augenblicklich das Schwerwiegende dieser Erweiterung auf, und nennen wir den ersten Inhalt: naiv, die Erweiterung — den zweiten: sentimentalisch, so tönt's alsbald aus einer Gruft zu Weimar und gespenstisch: „Darf ich wirklich empor?"***) Das — könnte ja die Scheidung bedeuten, die Schiller im ersten Leitworte zwischen der griechischen und der „neueren" Kunst ausgesprochen hat, als er von jener sagte, sie habe sich „nie zu dieser reinen Höhe tragischer Rührung erhoben" wie diese; das stimmte auch auffällig mit R. Wagners Anschauung überein; wagen wir uns also daran, das aufzuhellen!

---

*) Der Jüngling von Sais! **) Das „Ding an sich", der „Wille".
***) Und vielleicht auch: „Gestatten es der Völkerfresser und seine Stiefelputzer, die verjudeten Freimaurer?" (auf den Hochschulkathedern).

Man begeht bei der Beurteilung des Griechentumes immer noch den groben Fehler, die vor- und nachplatonische Gedankenwelt nicht strenge genug voneinander zu scheiden, und es mag schon aufleuchten: inwiefern. Nennen wir jenen Griechen, der Sokrates den Schierlingsbecher reichte und Plato „in der Einsamkeit schmachten ließ“: naiv, und die beiden Großen samt ihrem geringen Anhange (denn sonst hätte ja Sokrates nicht in den Tod gehen müssen): sentimentalisch, so hat sich die Schärfe dieses Gegensatzes schon zur Genüge aufgetan. Beides in den Topf der „ewigen griechischen Heiterkeit“ zu werfen, ist eine jener geheiligten Gedankenlosigkeiten, von der sehr angesehene Männer auch späterer als Goethes Zeiten nicht freizusprechen sind. Worin spricht sich aber dieser Gegensatz, an charakteristischen Einzelheiten dargelegt, besonders aus? Dem Sokrates war vorgeworfen worden, er mache die Jugend „den alten Göttern“ abtrünnig; da sitzt es und wie waren denn diese beschaffen? Derselbe Plato beschwert sich darüber, nicht nur daß Zeus und Hera ihr voreheliches Beilager, von der Begierde erfaßt, gleich auf dem Boden vollziehen, sondern er ist es auch, der zum ersten Male schon fragt: „Ist es recht, daß Hellenen im Kriege wieder Hellenen zu — Sklaven machen?“ Selbst er — will nur seinen Volksgenossen nicht als Sklaven sehen! Was sich darin aber ausspricht, das sind schon Vorboten der neuen herannahenden Ideale, die mit den Göttern, Homer und den Tragikern sich in scharfen Widerspruch setzten, und so waren sie beschaffen, die „alten“, „ewig heiteren Götter“. Darf man dem Griechen daraus einen Vorwurf machen? Gewiß nicht. „An seinen Göttern erkennt man den Menschen“, sagt Schiller; gewiß! Derselbe Mensch, hier der Grieche, hatte sie sich ja selber geschaffen, und als er sie sich aus der ihn umgebenden Natur zum Naturmythus verdichtete, konnten sie nur widerspiegeln, was in seiner eigenen Natur gelegen war. Der Schauer, den die Erkenntnis der Idee (Durchschauung des princ. indiv.) hervorrufen mußte, hatte ihn noch nicht erfaßt. Er war daher so lebensfreudig, daß ihm auch der Tod und seine Unentrinnbarkeit nichts anhaben konnten, und so schmückte er sogar seine Sarkophage mit Darstellungen von Begattungsszenen, damit verkündigend, wie fern es ihm stünde: „mit der Fackel vor die schwarze undurchdringliche Decke zu treten“. War dies auch noch ein schwerster Mangel an Besonnenheit, man darf ihn sogar „Einfalt“ nennen, so störte eben darum keinerlei Mißklang diesen (vor uns!) seltsamen Akkord der Lebensfreudigkeit, in dem die Ideale des

Vaterlandes und der Schönheit noch mit dem von Plato wie von Schiller gerügten „Derben, Niedrigen und Häßlichen“*) zusammenklangen, und man konnte diesen Akkord sogar als „griechische *Harmonie*“ ansprechen; der Grieche war wirklich so und nicht anders, also war es sogar die Harmonie seiner „Wirklichkeit“.

Freilich, als dann aber die Erkenntnis der Idee in diese Lebensfreudigkeit einbrach, war damit auch die Harmonie der „einfältigen Natur“ auf ewig zerstört und es war ein Retter zu suchen, ein Heiland, der diesen tiefsten, versehrendsten Zwiespalt versöhnte. Darum ist Plato aufgestanden, darum ward ihm das Gesicht des Höhlengleichnisses geschenkt, daß er darin nach der „Umkehrung“ den „mühsamen, steilen Weg aufwärts“ zur „zuletzt und schwer erkennbaren Idee des Guten“**) sehe. Er verlangte nach einem Gotte, der rein und frei von allem „derb, niedrig und häßlich“ Entstellenden sei, und was daher am Ende seines mühsamen Aufstieges stand, war nichts anderes als das Ideal oder die *Ideale des Wesens*, die er sich in einem völlig anders beschaffenen, dem *sentimentalischen* Gotte, verkörpert dachte. In der zeitlichen Mitte der vier Ideale war er den Ariern darum erstanden, weil er da den Blick nicht nur auf den Ursprung des Weges, sondern auch schon auf das Ziel zu richten vermochte und daher auch die Richtung des Weges andeuten konnte, die einzuschlagen war. War er so der Mann des *Gedankens*, so wissen wir, daß einige Jahrhunderte nach ihm der „gute“ Gott, der reine, makellose „Gott der Güte“ auch zum ersten Male verkündigt worden ist: in der Lehre Christi***) und der edle Nazarener war daher der Mann der *Tat*.

Wer es nun *Kultur* nennt, aus der Naivität durch die Erkenntnis der Idee ins Sentimentalische zu gelangen, und wer es sieht, wie sich auf diesem Wege eines der Ideale um das andere

---

*) Schiller an Goethe, am 7. 7. 1797: „Wie hat man sich von jeher gequält und quält sich noch, die *derbe* oft *niedrige* und *häßliche* Natur in *Homer* und den *Tragikern* bei den Begriffen durchzubringen, die man sich von dem *Griechisch-Schönen* gebildet hat. Möchte es doch einmal einer wagen, den Begriff und selbst das Wort *Schönheit*, an welches einmal alle *jene falschen Begriffe* unzertrennlich geknüpft sind, *aus dem Umlaufe zu bringen*, und wie billig, die *Wahrheit in ihrem vollendetsten Sinn* an seine Stelle zu setzen“. Das war und ist erst möglich geworden, nachdem der durch Schiller errungenen Erkenntnis, welche Bedeutung das Ideal für Kultur und Kunst habe, auch die geniale Zerfällung Schopenhauers, mit der er die Idee in Figur und Wesen zerlegt, gefolgt war. Die nächste Arbeit wird auch dieser Forderung Genüge tun.

**) „Platons Staat“. Übersetzt usw. von O. *Appelt*, Vlg. F. Meiner, Leipzig; dürfte derzeit die beste Übertragung sein!

***) *Darum* sagt auch *Schiller*: „Ich finde in der *christlichen* Religion virtualiter die Anlage zu *dem Höchsten und Edelsten* ..“ (an Goethe).

als neue edle Leuchte im Herzen und Hirn des Ariers dazu entzündet hat, der vermag nun auch die Bedeutung des Ideales für die arische Kultur zu ermessen, sie ruht darauf und auf keinem anderen.

Die Erkenntnis der sentimentalischen Bedeutung der Idee stellt mithin den tiefsten Einschnitt in der Entwicklung der arischen Menschheit dar, sie zerfällt diese daher einsichtlich in nur zwei Abschnitte, und nun verstehen wir auch Schillers grandiose Scheidung der Kunst (und mit oder vor ihr: der Weltanschauung) in eine naive und eine sentimentalische:

„Wendet man nun den Begriff der Poesie, der kein anderer ist, als der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck (ob naiv oder sentimentalisch) zu geben, auf jene beiden Zustände an, so ergibt sich,

daß dort in dem Zustande natürlicher Einfalt, wo der Mensch noch, mit allen seinen Kräften zugleich, als harmonische Einheit wirkt, wo mithin das Ganze seiner Natur sich in der Wirklichkeit vollständig ausdrückt, die möglichst vollständige Nachahmung des Wirklichen, —

Daß hingegen hier in dem Zustande der Kultur, wo jenes harmonische Zusammenwirken seiner ganzen Natur bloß eine Idee*) ist, die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal oder, was auf eines hinausläuft, die Darstellung des Ideals den Dichter machen muß“ („Über naive und sentiment. Dichtung“).

Da war Schiller, in Ehrerbietung gesagt, etwas zu scharf. Seine „Wirklichkeit“ hier zielt zunächst nur auf die antike Naivität. Die war aber schon arische Kultur, denn sie enthielt doch schon die Ideale: Vaterland und Schönheit — und die Keime oder Vorboten („Alles fließt“) der beiden anderen. Er aber war der neu errungenen Ideale und ihrer damit höheren, edleren Kultur so hell und fest bewußt, daß er in einer Art heiligen Zürnens nur sie — Kultur nennen mochte. Verehren wir dieses Zürnen! Weil nun solche „griechische Schönheit des Lebens“, an Goethes Gräkomanie entzündet, auch um ihn herum aufzuwuchern begonnen hatte, wandte er sich nicht nur gegen die ursprüngliche antike, sondern auch gegen diese wiederbelebte moderne „Naivität“ und faßte sie deswegen (um sie gemeinsam zu erfassen) in den schwieriger verständlichen Ausdruck „Wirklichkeit“ zusammen, die ja damals und heute noch so sehr hinter

*) Aber die — Idee der Kultur!

dem Ideale zurückbleibt. Knapp und schlicht gefaßt, sagt daher diese Scheidung: Hat die nachgriechische arische Welt die Ideale „Keuschheit und Einehe" wie auch „Karitas" errungen, so müssen sie auch in der nachgriechischen arischen Kunst zum Ausdrucke kommen. Damit sind die Naivität, ob antik oder modern, wie die französische Dreieckspoesie und gar die koschere Tierheit des „Reigens" usw. als — Kunst für Deutsche und durch — Schiller endgiltig erledigt. —

Beachten wir die Zeit, in der er diese Gedanken dachte. Ihre Besten waren vom Rausche der Gräkomanie erfaßt. Weil Winckelmann die (als naiv unvergängliche) Schönheit der griechischen Plastik den Deutschen wieder und zu wahlloser Entzückung nahe gebracht hatte, argumentierten ihre führenden Geister: Also müsse das antike Drama auch in der Poesie dieselbe unerreichte und unerreichbare Höhe einnehmen, der Begriff „Klassizismus" ward geboren, und ein Goethe*) — ließ sich dazu verleiten, wie unsere angesehensten Literaturhistoriker heute noch so hübsch nachbeten: „Den deutschen Geist mit der Antike zu vermählen".**) So kam der Zwitter: „Iphigenie auf Tauris" zustande, der weder griechisch noch deutsch, weder ausgesprochen naiv noch ausgesprochen sentimentalisch ist. Das hitzige Fieber der Gräkomanie hatte die edle Gedankenwelt Platos und Christi hinweggefegt, als ob diese beiden Größten niemals gedacht und gewirkt hätten, und auch die Ideale des „Wesens": Vaterland, Keuschheit und Einehe wie Karitas wurden vor diesem Taumel und von ihm zermürbt.***) Was konnte deutsch noch gelten, wenn alles nach dem Griechentume rief? Der Deutsche war übrigens vorher schon genug zermürbt worden. Französisches Drama und italienische Oper hatten da schon ihre Schuldigkeit getan, um so mehr als sie sich fast nur von antiken Stoffen nährten. Auch die lockeren Sitten jenseits des Rheines waren schon eingebürgert, und es fehlte nur mehr, daß dieses Heruntersinken von der Höhe alter edler Zucht und Sitte ein neues modisches Mäntelchen bekam. Als „griechische Lebens-Schönheit" ward es ihm nur zu bald umgehängt, und nun konnte es als „klassisch gelebt" ange-

*) Der den, nur durch die naive Helena-Aventiure entstellten, urdeutschen Faust schrieb!

**) Wer die Begriffe „naiv und sentimentalisch" verstanden hat, weiß nun auch, wie unmöglich das ist!

***) Darum hebt das Judentum Goethe so hoch empor, indes es sich von Geringschätzung Schillers nicht genug tun kann!

sehen werden, wenn nicht nur Agamemnon wie Achilleus sich Lustsklavinnen hielt, sondern auch der Gräkomane Wieland sich in der Mitte seiner Frau und seiner „Freundin“ begraben ließ. Man versteht einen Teil des Besten an Schiller nicht, wenn man es übersieht, daß sein Rufen um „Würde der Frauen“ keiner anderen Not entsprungen war als der Würdelosigkeit gerade dieser Verhältnisse. Gebraucht er also in seiner Erklärung der naiven und sentimentalischen Poesie den Ausdruck „Wirklichkeit“, so ist — wie bereits gesagt — an eine doppelte zu denken: an die antike und an diejenige, die um ihn lebte und deren Führer sein großer, betörter wie betörender Freund Goethe war. Er aber, der dagegen dachte und schrieb, er stand schon fest bewußt auf der Kulturhöhe seiner Zeit und rang nach philosophischer Helligkeit dieser Gedanken, denn er hatte schon in „Kabale und Liebe“ mit starker Hand auch an die Tore des letzten Ideals des Wesens, des sozialen Ideales, gepocht.

Fassen wir das in diesem vierten Abschnitte Gesagte kürzestens zusammen, so ergibt es: Goethes und alle Gräkomanie ist ein Heruntersinken von einer erreichten Kulturhöhe auf eine ihrer Vorstufen. Der gebildete Deutsche ist der natürliche Führer des Ungebildeten.*) Hat der Gebildete kein Kulturbewußtsein, so ist dies noch weniger vom Ungebildeten zu verlangen. Wird hingegen jener in mittleren und höheren Schulen wie heute noch und auf länger hinaus künstlich gräzisiert, dann wird er — nun mit Schiller gesprochen — gewaltsam naiv gemacht, er taumelt zwischen abstrakt gelehrtem Griechentume und intuitiv gefühltem Deutschtume unsicher hin und her und kann so nie zu einem deutlichen Bewußtsein der Höhe seiner Kultur gelangen. Man unterschätze nur ja die Gewalt dieser Geister nicht (Nietzsche).**) Denn der Geist bleibt es in alle Ewigkeit, der führt, und klares, festes Kulturbewußtsein ist das, was wir gegenwärtig, in der Zeit der Überflutung durch den jüdischen Unflat***) in Leben, Wissen und Kunst, am allerdringendsten brauchen! —

---

*) Wenn sich das heute auch umgekehrt hat, die Natur — die mächtigste aller Mächte — wird das schon wieder zurechtstellen und das jüdisch-kommunisierte Rußland sein Teil dazu beitragen. Womit aber nicht gesagt sein sollte, daß nun die Hände in den Schoß zu legen wären!

**) Ein Nietzscheaner fordert bereits die Rückkehr zur Kultur des — Altertums!

***) Denn wir sind inzwischen von der griechischen Naivität bereits zur jüdischen Tierheit („Reigen“) herabgesunken!

Nun soll noch in der nächsten und letzten Arbeit ein Blick auf „Schicksalstragödie,†) Freiheit, Schuld und Erhabenheit“ geworfen werden, um dann mit einer kurzen Betrachtung, die sich mit Anfang und Ende aller Kunst befassen wird, diese Erörterungen zu beschließen.

5.

„Aus einem Sklaven der Natur, so lang er sie bloß empfindet, wird der Mensch ihr Gesetzgeber, sobald er sie denkt. Die ihn vordem nur als Macht beherrschte, steht jetzt als Objekt vor seinem richtenden Blick.“
„Aesth. Erzhg.“ 25. Brief. Schiller.

Folgen wir dieser Aufforderung Schillers mittels einer neuen und letzten Durchdringung des Germanenbeispieles, sie wird Interessantes und Wichtiges ergeben! Versuchen wir's damit, daß wir in den sittlichen Aufstieg des Ariers vom Elternmörder*) zum Elternlieber Stufen hineinschlagen.

Boden: Der Germanensohn ermordet um der Nahrung und Kleidung willen seine arbeitsunfähigen Eltern. — Tierheit.

1. Stufe: Er bleibt nicht „Sklave der Natur“, der „Tierheit“, des „Willens“. Da er wieder einmal zum Todesstreiche ausholt, wird sein Arm zum ersten Male (durch Schopenhauers großes „Nein“) gelähmt. Damit war er der Sklaverei der Natur, hier der wütendsten Selbstsucht, entronnen und hatte sich von ihr befreit; daß er es vermochte, davon war die Ursache, daß er diese Freiheit überhaupt besaß und daher endlich zu ihr hatte finden können. Stand hinter dem Elternmorde noch die Sklaverei der Tierheit als Ursache, so war nun diese Freiheit die Ursache, daß der Arm, der schon zum Todesstreiche ausgeholt hatte, gelähmt ward, und nichts anderes ist Kants grandiose: Kausalität durch Freiheit.**) Nun hatte der vormalige „Sklave der Natur“ das Reich der Freiheit — betreten, und wir wollen sehen, was es da gibt. Nehmen wir auf dieser Stufe vom vormaligen Elternmörder an, daß er sie nun wohl nicht mehr ermordete, sich aber auch nicht darum bekümmerte, wo sie Nahrung, Kleidung und Unterstand fänden.

2. Stufe: Er gibt ihnen, wessen sie bedürfen; wohl freiwillig, aber Kärglichkeit und Form der Gabe (Speisetröglein) bezeugen, daß es widerwillig geschieht. Zwei Dinge fallen

†) Damit wird auch der bittere Sarkasmus im Distichon Schillers, das voransteht, seine Aufklärung und Begründung finden.

*) Der Titanenmord durch Zeus ist wesentlich auch nichts anderes.

**) „. . daß das moralische Gesetz die Bedingung sei, unter der wir uns allererst der Freiheit bewußt werden können . .“ Kant, „Kritik d. pr. V.; Anmerkung zur Vorrede.

hier auf: Erstlich — daß eine Umkehrung des Willens aus dem „Nehmen“ (sogar das Leben!) in das „Geben“ stattgefunden habe. Schopenhauers böser, grundschlechter „Wille“ hat offenbar bereits den Weg zu Kants „gutem Willen“ betreten. Zum Zweiten: Der „freie“ Wille, der gibt, steht bereits im Kampfe mit der Selbstsucht, die noch nehmen möchte und sich im Widerwillen deutlich genug verrät. Nennt man das einen Kampf der „Kausalität durch Freiheit“ mit der „Kausalität durch Tierheit“ („Sklaverei der Natur“), so ergibt dies zweifellos, daß die Abschwächung der Tierheit (des Elternmordens) in die Selbstsucht (des widerwillig Gebens) einerseits, eine Verminderung des bösen Willens (Schopenhauer) bei gleichzeitigem Anwachsen des guten Willens (Kant) darstelle. Der Arier besaß und besitzt also darum Freiheit, um durch sie als Ursache (Kausalität durch Freiheit) in ihrem neuen, edlen Reiche emporsteigen zu können. Wozu empor?

3. Stufe: Es leuchtet ein, wenn der letzte Rest dieses Widerwillens ganz schwände, so daß der „gute Wille“ des „Gebens“ völlig „frei“ von den Schlacken der Selbstsucht wäre, des „Nehmen-Wollens“, dann wäre ein Gipfel erreicht. Könnte man auch nicht immer auf ihm verweilen, macht es auch Mühe, ihm möglichst nahe zu bleiben, — er wäre da und lockte das blutadlige Gemüt unablässig auf seine Höhe. Diesen Gipfel gibt es, es ist die Liebe, die selbstlos (wie bezeichnend) gibt; jene Liebe, die im Vater der Volkssage erst aus dem „Mitleide“ erwacht war, dann erst — als ihm seine eigene Nichtigkeit (Idee) vor Augen getreten, und aus der er nunmehr dem Alten „in Liebe“ gab, wessen er bedurfte. Liebe ist mithin ein Ideal des „Willens“ („Wesens“), im Acker der Tierheit (Idee) aus dem Samenkorne „Freiheit“ („der Anlage zum Guten“) betreut vom „Form- und sinnlichen Triebe“ Schillers, emporgewachsen. Damit ist erkenntnistheoretisch festgestellt, daß der von Schiller in die Ästhetik eingeführte Begriff Ideal keine Utopie, kein Wolkenkuckucksheim usw., sondern ein sozusagen reelles ästhetisches Theorem ist, und es gibt also nicht nur einen „guten Willen“, sondern auch sein Ideal: die Liebe. Nun ist auch eingänglich geworden: Die „Figur“, das Gefäß des Menschen, das als solches nur das Ideal Schönheit gab und geben konnte, enthielt ursprünglich nur Tierheit; in demselben Maße, in dem sich diese verringerte, wuchs die Freiheit (von der Tierheit) an, und es ist nun gerechtfertigt, den idealen Zustand des „Wesens“, in dem aus der Tierheit endlich die Liebe entblüht war, ideale Freiheit

zu nennen. Die Entzückung, die uns beim Anblicke eines schönen Menschen, eines schönen Landschaftsmotives usw. befällt, sie ist auch auf dem Gebiete des „Wesens“ daheim, und als Christus sagte: „Geben ist seliger denn nehmen“, so bezeichnete er mit diesem „seliger sein“ nichts anderes als gerade diese Entzückung auf diesem Gebiete.

Fand Schopenhauer aus dem willens- (tierheits) freien Zustande („ästh. Zustand“ Schillers) in das Ideal der Figur, die Schönheit, so bleibt es Schillers überragendes Verdienst, vor jenem schon daraus in die Ideale des „Wesens“, in das Moralische, in die Sittlichkeit gefunden zu haben. Schillers „ästhetische Stimmung“ und Schopenhauers „Kontemplation“ sind daher dasselbe: der Urquell der arischen Idealität, die — wie sie das Ideal erkennen konnte, auch die Idee sehen mußte. Schiller sagt daher mit tiefstem Rechte: „. . so müssen wir das Vermögen, welches ihm (dem Menschen) in der ästh. Stimmung zurückgegeben wird, als die höchste aller Schenkungen, als die Schenkung der Menschheit betrachten.“

4. Stufe: Liebe kann aber noch mehr. Als Lear zu Cordelien geflüchtet war und sie sich mit ihm dann zum Heere begeben hatte, war es aus Kindesliebe geschehen, und diese Liebe war so mächtig gewesen, daß sie auch dem Tode ins Auge sah, der ihre Trägerin denn auch wirklich ereilte. Das ist mehr als Liebe und wie soll man es nennen? — Kant teilt das „Erhabene“ in ein mathematisch und dynamisch Erhabenes ein; unter den Beispielen für das Erstere findet man die ägyptischen Pyramiden, für das zweite: „Kühne überhängende, gleichsam drohende Felsen“ usw., beides ist außer uns gegeben. Er sagt aber vorher: „. . denn das eigentliche Erhabene kann in keiner sinnlichen Form enthalten sein“ (außer uns), sondern trifft nur „Ideen der Vernunft“ (in uns). Es ist Größe und Gewalt der Liebe im Herzen Cordeliens, also in „keiner sinnlichen Form enthalten“, was sie den Tod gering achten läßt, und damit ist das „eigentliche Erhabene“ gefunden: Liebe, die um des Ideales willen auch den Tod nicht fürchtet, ist — ob im Leben oder in der Kunst — Erhabenheit, und ereilt er sie wirklich: — Tragik. Das ist die tiefst umfassende Formel dafür, und also sterben und starben einen erhabenen, einen tragischen Tod: Cordelia, Romeo und Julia wie Faust und Gretchen, Leonidas und Coriolan, und der Gekreuzigte starb ihn, da er sein Leben für die — „Mühseligen und Beladenen“ dahingab.

Cordelia, Leonidas und der Gekreuzigte sterben aber schuldlos, indes die anderen eine Schuld auf sich geladen haben; es gibt also zweierlei Tragik: schuldlose und schuldbehaftete. Ehe auch das erörtert wird, sei noch festgestellt: Es ist völligst gleichgültig, ob die „Figur", die äußere Erscheinung der tragischen Personen dem Ideale der Figur, der Schönheit, entspricht; was unser Herz zur Bewunderung für sie hinreißt, ist der höchste Grad des „seliger seins" im Worte Christi, die Erhabenheit, die in der letzten Bewährung zur Tragik führt.

Da nun feststeht, daß das Elternlieben — Sitte, Sittlichkeit (Ideal) ist, in stetig wachsender Freiheit*) durch ideale Formung auch des „Wesens" gewonnen, so steht nicht minder fest, daß das Elternerschlagen dadurch zur Unsitte geworden ist. Wer in einer Zeit bereits erhobener Sittlichkeit mehr oder minder in die Tierheit (Idee) zurücksank, verging sich gegen das erreichte Ideal und beging damit eine sittliche Schuld. Ob sie wider Elternliebe (Goneril und Regan), wider Keuschheit und Ehe (Faust und Gretchen) oder das Vaterland (Coriolan) verstieß, immer war es ein Zurücksinken unter das bereits erreichte Ideal, und Schuld — im Leben oder im Drama — ist nie etwas anderes. Als Oedipus seinen Vater erschlug und mit seiner Mutter Kinder zeugte, war das Ideal der Sittlichkeit bereits in dem Maße erwacht und eingebürgert, daß diese Untaten schon als schwere Schuld empfunden wurden; als sie ihrer bewußt geworden waren, richteten sie sich selbst: „Oedipus reißt die Augen sich aus, Jokaste erhängt sich." Wie kommt aber Schiller dazu, bitter sarkastisch fortzusetzen: „Beide — schuldlos" und den Sarkasmus noch durch das: „das Stück hat sich harmonisch gelöst" zu verschärfen? Da muß sich eine Wandlung im Begriffe der Schuld vollzogen haben, die aufzuhellen wichtig ist. Versuchen wir's!

Es ist derselbe Schiller, der auch sagt: „An seinen Göttern — erkennt man den Menschen." Der Grieche hatte sich wie alle arischen Völker zunächst die Naturmächte zu Göttern verdichtet; Zeus, der den Gewittern gebot, war ein Machtideal wie Helios, der den Sonnenwagen führte; drohende und freundliche Mächte waren es, denen er opferte, um sich den Machtgebieter geneigt zu erhalten. Aus einer dunklen aber tiefsten Intuition war es entsprungen, daß er sich über ihnen noch waltend, eine Moira dachte, die etwa der „Götterdämmerung" der Germanen als eine

*) allerdings Kantischer, nicht jüdischer; die Germanen haben also die Wahl zwischen Kant und Siegm. Datteldust; sie fällt ihnen voraussichtlich nicht schwer.

früheste Vorahnung dafür gleichgesetzt werden könnte, daß auch einmal diesen „ewig heiteren" Inhabern des Olymp ein — Sokrates und Plato erstehen und damit auch über sie die Götterdämmerung hereinbrechen werde. Der höchste göttliche Begriff der Griechen war also das in der Moira gedachte — Schicksal, weil es die Macht auch über die Götter besaß. Wo Macht ist, gibt es Untertanen, sie gehorchen ihr und sind daher unfrei. Wie sehr unfrei war der Grieche, da selbst seine Götter der Moira unterworfen waren! So unfrei, daß sich Oedipus und Jokaste selber richteten, als sie Kenntnis von der Schuld erhielten, die ihnen das Schicksal gesendet hatte; sich selber richteten, die sie die Tat ahnungslos begangen hatten, die zurzeit nicht einmal wußten, wogegen sie sich vergingen! — Hatte Orest seine bluteigene Mutter, um den buhlerischen Gatten- und Vatermord zu rächen, getötet, so verrät sich in dieser Untat schon weit mehr menschliche Selbständigkeit als Freiheit, denn der Muttermörder wußte, daß er damit eine Untat begehe. Hatte der Grieche sich einen Gott geschaffen, Apoll, der sich in die Händel der Menschen persönlich einmengte, der Oresten auftrug — den Vatermord also zu „rächen", so hatte er bereits auch die Erynnien gebildet, die wieder den Muttermord zu rächen hatten. Der Zwiespalt in den „ewig heiteren" Göttern, den alten, derentwegen dem Sokrates der Schierlingsbecher gereicht ward, tritt als klassische Naivität deutlich zutage, und die durch Einmengung des „Gottes" verursachte Verdunkelung des Schuldbewußtseins spricht sich überaus einleuchtend in den Versen Orests aus dem „Totenopfer" aus:

„Tät' ich es, sollte sonder Schuld ich sein,
Ließ' ich es — meine Strafe nenn' ich nicht, —
Mit keinem Pfeil erreicht man solch ein Leid."*)

Schiller hätte sicherlich auch das zur Naivität gerechnet und man begreift nun — nicht nur die Kritik, die Plato an den „alten Göttern" übt, sondern auch aus welchen Tiefen er nach einem Gotte des „Guten" gerufen hat.**) Nahm Oedipus die unbewußt begangene Schuld aus der Hand des Schicksals noch widerspruchslos entgegen, so lehnt sich Orest doch schon, ersichtlich selbständiger und freier geworden, gegen das Machtgebot des „ewig heiteren"

---

*) Aischylos, das Totenopfer; verdeutscht von Hans von Wolzogen, Univ.-Bibl. 1063.

**) Der Geist im Hamlet: „Doch wie du immer diese Tat betreibst, befleck dein Herz nicht! Dein Gemüt ersinne nichts wider deine Mutter!"

Gottes auf. Ein Vorspiel für die gänzliche Befreiung! Was hat sie gebracht und wie war sie beschaffen?

Wenn es in der Elektra des Sophokles schon heißt:

„Bedenk', Elektra, daß ein Mensch dein Vater,
ein Mensch, Orestes; darum weine nicht so sehr,
denn Alle wir bezahlen dieses Leidens Schuld —"

so zeigt sich hierin nichts anderes als die Erweiterung des Begriffes Idee, derer in der Volkssage vom Speisetröglein bereits gedacht worden ist. Damit hatte der Mensch zum ersten Male die schwarzen Decken gesehen (den Vorhang im Tempel zu Saïs) und hatte zum ersten Male die „Fackel" entzündet, um zu raten und zu raten, was etwa dahinter sein möchte." Das principium individuationis war durchschaut und die grause Erkenntnis der Idee (ihrer sentimentalischen Bedeutung) gewonnen. Zuvor hatte der „ewig heitere" Grieche seine Sarkophage noch mit Darstellungen von Begattungsszenen geschmückt; so lebensfreudig war er gewesen, er, seine „Natur", in ihrer „Harmonie", in die noch kein Schauer der Idee gefallen; nun aber war er aus der Höhe seiner Heiterkeit in den Abgrund der Nichtigkeit seines Daseins gestürzt, und kein Schopenhauer hätte sie schwärzer malen können, als es die Verse der Elektra tun. Nun konnten ihm die alten Götterideale, in denen ja nur Naturmächte personifiziert waren, nichts mehr sagen (Sokrates und Plato!), und rief der Mensch, er war ja noch immer ein Kind, nun nach einem Gotte, einem Ideale, das ihm den steilen Weg zur Erkenntnis der „Idee des Guten" (Plato) voranleuchte, so mußte es auch ein Gott des Mitleides, der Liebe und Güte, des Erbarmens sein, und er mußte dem an der Erkenntnis seiner Nichtigkeit Verzweifelnden wieder den Frieden, einen Frieden in die gequälte Brust, tragen. Etwa 400 Jahre nach Plato ward dieser Gott des Erbarmens gelehrt. Mit dem „Geben ist seliger denn nehmen" war das „Himmelreich in uns" als Gedanke in die Wirklichkeit eingetreten und sein höchstes Gebot hieß die Liebe. Der niemals und nirgends bekannt gewordene Erfinder aus dem Volke, der die Sage vom Speisetröglein ersonnen (oder ein altes Begebnis tief verständig festgehalten), hat also in diesem kleinen, nur drei Generationen umfassenden Werklein ein Kabinettstück ästhetischer Einsicht geschaffen, das den Aufstieg aus dem Naiven zum Sentimentalischen in geradezu meisterhafter Weise darstellt. Für unsere Teilfrage ist aber daraus ein Moment noch als besonders wichtig hervorzuheben. In dem kleinen, ja dürftigen Begebnisse, in dem sich ein sittlich-idealer Vorgang von so tiefer Bedeutung

abspielt, wird mit keinem Worte eines Gottes gedacht, der irgendwie anzurufen wäre. Schon damals hat also das Volk die sittliche Verantwortlichkeit (die „Zurechnungsfähigkeit der Persönlichkeit" Kants) in die Brust des Einzelnen gelegt. Freilich! der sentimentalische Gott mengte sich nicht mehr in die Händel der Menschen ein, ergriff nicht mehr da oder dort Partei, sondern überließ es dem Menschen selber, zwischen „Schuld" und „Himmelreich" zu wählen, und der Lohn, der ihm für den erkämpften Sieg des Ideales winkte, war der des „Seliger-seins", des „Himmelreiches in sich". Der letzte Rest direkter göttlicher Machtbeeinflussung war damit dahingeschwunden, ob Schuld- oder Himmelreichs-Bewußtsein in der Brust, die Verantwortung dafür ward nun dem Menschen selber und allein auferlegt, und damit war er endlich auch völlig frei im Sinne dieser Verantwortlichkeit geworden.

In allen drei Fällen: Oedipus, Orest und Speisetröglein (oder König Lear) war es das Ideal des Elternliebens, gegen das verstoßen ward; nun läßt sich eine entscheidende Aufhellung geben:

1. Oedipus tötet seinen Vater, heiratet seine Mutter und zeugt mit ihr Kinder — unwissentlich; die Moira war's gewesen, die diesen Faden der Unsittlichkeiten gesponnen hatte.

2. Orest rächt den buhlerischen Gattenmord durch Ermordung seiner Mutter; er wußte um seine Schuld, als er sie beging, aber ein Gott war es gewesen, der sie ihm aufgetragen hatte; da die Sitte den Muttermord schon verabscheute (Erynnien), war es ein unsittlicher Gott (einer der „alten Götter", ein naiver Gott, darum Platos Ruf nach dem Gotte des „Guten").

3. Erst der Vater in der Volkssage und Goneril und Regan handeln von allen übermenschlichen Einflüssen völlig frei, indeß Oedipus als gänzlich unfrei und Orest nur als halbfrei zu bezeichnen ist. Es ist nun gewaltig zweierlei, ob Oedipus oder Goneril und Regan endlich verzweifelt Hand an sich legen. In dem Maße als der arische Mensch, Ideal um Ideal erklimmend, seine innere Freiheit (des „Himmelreiches in uns") vermehrt hatte, in demselben Maße hatte er sich auch von übermenschlichen Einflüssen entfernt. Als er den Gipfel völliger Freiheit erklommen, die Verantwortlichkeit für Schuld oder Ideal in seiner Brust selber zu tragen, hatte er auch das Recht gewonnen, kein „Sklave der Natur" mehr zu sein, und alles, was ihn unter dieses Joch zurückführen wollte, mit Empörung abzulehnen.

Nichts anderes als solche Sklaverei war es aber, das — was die Moira gesponnen, als eigene Schuld anzusehen, und es war daher vom Gipfel erreichter sittlicher Freiheit heruntergesprochen, als Schiller in den Sarkasmus „beide schuldlos“ ausbrach, und, weil man in gräkomanistischer Verblendung diese Sklaverei noch „Harmonie“ nannte, ihm den allerbittersten „das Stück hat sich harmonisch gelöst“ hinzufügte. Er, der die „Natur“ gedacht hatte, durfte so sprechen, denn damit stand sie wahrhaft als „Objekt vor seinem richtenden Blicke“.

Was sich ihm aufgetan hatte, was dem großen Gräkomanen Goethe mit seinem „gesunden Menschenverstande“ (der alle Philosophie und Ästhetik ablehnte) völlig entgangen war, das haben zwei große, spätergeborene, deutsche Künstler und künstlerische Denker: R. Wagner und F. Hebbel — gesehen und ausgesprochen.

Hebbel sagt (im Vorworte zu Maria Magdalena): „Das Drama . . soll den jedesmaligen Welt- und Menschenzustand in seinem Verhältnis zur Idee,*) d. h. hier zu dem Alles bedingenden sittlichen Zentrum,**) das wir im Welt-Organismus, schon seiner Selbsterhaltung***) wegen, annehmen müssen, †) veranschaulichen.“ Und damit man das ja nicht mißverstehe, heißt es in seiner Besprechung des Briefwechsels „Schiller und Körner“ (bezeichnenderweise von der „Braut von Messina“ als Schicksalstragödie sprechend): „Der Dichter darf, wenn er anders ein Kunstwerk, kein Kunststück hervorbringen will, aus einer überwundenen Weltanschauung nur diejenigen Momente herausnehmen, die nicht völlig vernichtet und aufgelöst sind“ (wie hier der „Fluch“).

R. Wagner sagt mit anderen Worten genau dasselbe: „Das absolute Kunstwerk, das weder an Ort und Zeit gebunden, noch . . . dargestellt und verstanden werden soll, — ist ein völliges Unding, ein Schattenbild ästhetischer Gedankenphantasie.“ Nun haben wir einen Namen dafür: Die griechische Tragik mit ihrer sittlichen Zurückgebliebenheit, ihrer längst „überwundenen Weltanschauung“ uns heute noch mit der kulturwidrigen Heuchelei klassischer Entzückung vorzuführen, ergibt das „absolute Kunstwerk“, das als Spiegel des Lebens gerade das wertvollste und edelste: den Auf-

---

*) und **) Idee des „Guten“ (Plato).

***) Zurücksinken in Tierheit oder Vieherei wie im bayrischen, ungarischen und russischen — mit einem Worte: jüdischen Kommunismus.

†) Schopenhauer hat im „Wesen“ (gewonnen aus der genialen Zerfällung der Idee in Figur und Wesen) den erkenntnistheoretischen Fels dafür gefunden.

stieg der sittlich-idealen Entwicklung — verleugnet. Er stellt ihm das „lebendige Kunstwerk“ gegenüber, das aus der Entwicklungshöhe seiner Zeit geschöpft ist, und man braucht nur an die tiefgeniale Scheidung der Kulturen in eine naive und sentimentalische zu denken, um sofort zu empfinden, wie glücklich der Ausdruck ist, mit dem er diesen schwersten Irrtum als ein „Monumentalisieren“ der Kunst bezeichnet. So sagt er denn auch in derselben Schrift: ††) „. . so bleibt wohl nichts übrig, als sich an das Kunstwerk zu wenden, welches seiner Eigenschaft nach dem von uns gedachten, monumentalen Kunstwerke gerade so entgegensteht wie der lebendige Mensch †††) der marmornen Statue. Diese Eigenschaft des Kunstwerkes besteht aber darin, daß es nach Ort, Zeit und Umständen auf das Schärfste bestimmt sich kundgibt; daß es daher in seiner lebendigsten Wirkungsfähigkeit gar nicht zur Erscheinung kommen kann, wenn es nicht an einem bestimmten Orte, zu einer bestimmten Zeit und unter bestimmten Umständen zur Erscheinung kommt;*) daß es demnach jede Spur des Monumentalen von sich abstreift.“

Nun kann man's, das Vorgebrachte von solchen Zeugen so einsichtlich bestätigt, in einen Satz fassen: Was Goethe in seiner Iphigenie unternommen und wozu er Schiller in seiner „Braut von Messina“ gedrängt**) hatte, war trotz aller Genialität, mit der es geschaffen war, nichts anderes als die künstlerische Monumentalisierung einer „überwundenen Weltanschauung.“

G. Freytag rät einmal in seiner „Technik des Dramas“ (Was ist tragisch?) dem Dichter: „. . und (er) soll die wohltönenden Worte Schuld und Reinigung, Läuterung und Erhebung, Anderen überlassen. Es ist zuweilen unklarer Most, in ehrwürdige Schläuche gefüllt.“ Er könnte Recht haben, so sehr das auch überkommener Ästhetik ins Gesicht schlägt. Prüfen wir nur den Gedanken, daß die Schuld des Helden eine ganz eigentümlich schwere, eben die „tragische“ Schuld sein müsse, um die

††) „Eine Mitteilung an meine Freunde“, Bd. 4, G. Schr. u. D.

†††) Der entwicklungsfähige und daher entwickelte!

*) Wie tief und glücklich ist die solchermaßen bedingte Entstehung des griechischen, spanischen, englischen, französischen, deutsch-klassischen, italienischen (Oper) und deutschen (R. Wagners) Dramas nun aus dem Entwicklungsgedanken verständlich, zusammengefaßt! Das hat sich wohl an seinen eigenen Werken am glänzendsten bewährt, die trotz aller angeborenen (jüdischen) und bezahlten (von Meyerbeer, usw.) Antikritik die Herzen der „entwickelten“ Deutschen erobert haben.

**) Wer die Briefe Schillers an Körner kennt, weiß, wie sehr er sich dagegen ausspricht und wie unbehaglich ihm dabei zumute gewesen ist.

Empfindung der Tragik hervorzurufen. Von den wiederholt erwähnten Dramen begeht nur Koriolan eine tragische Schuld, den Vaterlandsverrat; denn von dem Helden, der sein Leben für dieses Ideal so oft hinzugeben bereit war, war auch niemals zu erwarten, daß es irgendeines geben könne, das ihn jemals dazu hinreißen könnte! Welche tragische Schuld hat Cordelia, im Vergleiche zu der Koriolans, begangen? Die Kargheit ihres Liebesgleichnisses als solche anzusprechen, ist offenbar Unsinn; ist ihr Tod darum weniger tragisch? Nein, eher mehr und tiefer. Was hat Lear begangen? Der als König umschmeichelte Vater, der überdies kein Menschenkenner war — sonst hätte er sich den beiden anderen Töchtern nicht anvertraut — kann ihm die Verstoßung Cordeliens, die überdies zu keinem Übel geführt hatte, als eine Schuld bezeichnet werden, die nur mit dem Tode zu sühnen war? Was ist das „Tragische" der Schuld an Faust und Gretchens Vergehen? Suchte man darnach, und schon daß man suchte — zeigt — wie sehr es daran fehlen muß, so könnte man etwa Gretchens Schönheit als dessen Urheberin ansprechen. Schönheit sollte eher ein Schild gegen Verführung sein, als daß sie zur Schuld verlockt. Also wäre auch da nur das Geschick Gretchens, wollte man am überkommenen Schuldbegriffe festhalten, tragisch zu nennen; man spürt's indes sofort, das wäre — gesucht. Der alte ästhetische Begriff „tragische Schuld" hält also einer eingehenderen Prüfung (wie es G. Freytag auch schon gesehen hat) nicht Stand. Wohl aber lassen sich drei Wahrheiten, als tiefst Gemeinsames durch diese drei Dramen schreitend, als eigentliche Urheber und damit als Fundamente der Tragik nun aufstellen:

1. Immer ist es ein sittliches Ideal (Eltern- und Kinderliebe, Keuschheit und Ehe, Vaterland), das im Kampfe mit der Idee (Wille als Selbstsucht, Trieb) gefällt wird (Koriolan verrät sein Vaterland, Faust verführt Gretchen, Lear und Cordelia kommen durch Goneril und Regan in den Tod).

2. Immer betritt der Held als Träger des sittlichen Ideales die Szene, immer gibt er sich anfänglich eine anscheinend geringfügige sittliche Blöße, die der Träger der Idee zur Entfachung des immer höher und heftiger anwachsenden Kampfes (zwischen Idee und Ideal) benützt, um endlich das Ideal zu besiegen. In welchem Sinne Bösewichts-Helden (Richard III. usw.) auch hierher gehören, schwellte die Arbeit zu sehr an und muß daher wegfallen.

3. Die sich in edler Freiheit immer höher entwickelnde arisch-ideale Sittlichkeit gebiert, in

ihrer Formung des „Wesens“ von Trieb zu Trieb schreitend, immer neue Ideale und mit ihnen neue tragische Probleme.

So lange wir Germanen an unserer arisch-idealen Sittlichkeit festhalten, sie uns nicht durch Künstler oder Ästhetiker um den „Reigen“ herum wegschwätzen lassen, so lange werden wir — nun mit Kant, Schiller und Schopenhauer ästhetisch bewußt, mit dem Träger des Ideales, das in ihm gefällt wird, Mitleid empfinden; und da wir nur zu gut wissen, daß die anscheinend geringfügige menschliche Blöße jederzeit auch in uns zu finden ist, und nur zu richtig denken, daß auch uns daher solche Geschicke ereilen könnten, darum gesellt sich in uns dem Mitleide auch die Furcht zu. Sagt Lessing, Aristoteles erklärend:

„Er spricht von Mitleid und Furcht, nicht von Mitleid und Schrecken, — und seine Furcht ist durchaus nicht die Furcht, welche uns das bevorstehende Übel eines anderen für diesen anderen erweckt, sondern es ist die Furcht, welche aus unserer Ähnlichkeit mit der leidenden Person für uns selbst entspringt; es ist die Furcht, daß die Unglücksfälle, die wir über diese verhängt sehen, uns selbst treffen können usw.“ (Hamb. Dram., 75 Stück), so ist von 2 „ehrwürdigen Schläuchen“, Aristoteles und Lessing, gerechtfertigt, daß sie klaren Wein enthalten. Freilich enthält es auch Tragik, daß derselbe Lessing, der in seinem dramatischen Schaffen an den sittlichen Idealen der Arier durchaus festgehalten, in seinem „Nathan dem Weisen“ (Ideal Karitas — gegenüber auch dem Nomaden, dem Völkerfresser) demselben Juden das Tor in unsere Gesellschaft geöffnet hat, der nur darum sich eingedrängt hat, um wie in Rußland unsere materielle und ideale Kultur zu zerstören.

Nun ist es an der Zeit und unschwierig, auch der Aufforderung Schillers: „. . den Begriff und selbst das Wort Schönheit aus dem Umlaufe zu bringen, und wie billig, die Wahrheit in ihrem vollendetsten Sinne an seine Stelle zu setzen“ — Folge zu leisten.

Es ist ästhetische Wahrheit, nach der er in diesem Gedanken verlangt. Alle bisherigen Vorbringungen, die der Ästhetik des arischen Lebens gedient, sie erkenntnistheoretisch erhellt haben und wie sie sich darum in der arischen Kunst widerspiegeln müssen, lassen sich ungezwungen und einleuchtend in dem nachfolgenden Schema zusammenfassen:

| Idee-Mensch | | | |
|---|---|---|---|
| Figur (Gefäß: Äußere Erscheinung) | Wesen (Inhalt: Wille, Tierheit) | | |
| Idee: Zweckgestalt | Idee: 1) Selbsterhaltgs.- | 2) Fortpflzgs.- | 3) Gesellsch.-Trieb |
| Ideal: Schönheit | Ideale: 1) Karitas | 2) Keuschheit u. Ehe | 3) Vaterland |
| | Sittlichkeit oder Ethik oder Moral der Arier. | | |

Nimmt man als wahrscheinlich an, daß das erste Ideal und mit ihm die erste künstlerische Tat des Menschen die Verdichtung der Naturmächte in Götter war, so war das Gebet zu ihnen die älteste künstlerische Form. Sie wußten's aber noch nicht, daß dies nur Kunst gewesen und noch weniger, daß sie damit ein naiv Erhabenes geschaffen hatten. Ihrem „künstlerischen" Werke auch eine unterscheidende Bezeichnung zu geben, dazu gelangten sie erst, als sie — die Erkenntnis des *Schönen* in der Natur war vorangegangen — etwa die erste Plastik, die diesen Namen verdiente, auch damit bezeichneten, und damit war die *ästhetische* Erkenntnis als solche in ihr Leben eingetreten. Sie verblieben aber als *bewußte* Künstler nicht nur im Reiche der „Figur", sondern — als sie auch auf dem Gebiete des „Wesens" zum Idealen aufgestiegen waren — ward auch hier der „sinnliche Trieb" lebendig und schuf die Dichtkunst. Sowie die erste Plastik nur künstlerischer *Schein* war, so trat auch die Dichtkunst, wenn auch in ihrem ganz anders beschaffenen Scheine, wieder vor sie hin; da sie das Ideale auch darin *empfanden* (Aisthesis-Empfindungslehre), achteten sie dessen nicht, daß hier ein ganz anderer künstlerischer Stoff ideal geformt worden war, und gaben ihm, weil er auch nur als *Schein* vor sie hintrat, in ihrer auch noch ästhetischen Naivität den unbezeichnenden Namen: *Schön*, *Schönheit*. Der Grieche nannte seine edle Plastik noch immer *schön* nur, als sie (Laokoon usw.) längst über das Ideal der rein figuralen Schönheit (Apoll, Aphrodite usw.) bereits in das Reich des Sentimentalischen die ersten Schritte getan hatte; so nannte er auch seine Hymnen und Tragödien schön, und daß das auch für seine Ästhetik des Lebens galt, bezeugt Sokrates noch am Ende eines platonischen Dialoges, da er den Göttern, um *schön* zu leben, einen Hahn opfert. Er hatte sich zwar in seiner Aisthesis, als dem Wissen um die Empfindung das Tor auch für die Empfänglichkeit gegenüber den Idealen des Wesens offen gelassen, aber nicht mehr soviel ästhetische Logik aufgebracht, zu unter-

scheiden: 1. Wie gänzlich von einander verschieden Figur und Wesen — und damit auch ihre Ideale seien, und 2. wie auch im künstlerischen Scheine nicht der Schein, sondern die Sache, das Objekt, das er darstellt, das Maßgebende sei; Schönheit kann auch im Scheine nicht Güte werden — und umgekehrt. Da er dies nicht sah, empfand er auch nicht, daß nun diese Ideale des Wesens ästhetisch neu zu bezeichnen waren. Nennen wir das Ideal der Liebe seinem Ursprunge nach — Innigkeit und dort, wo es sich bis zum Tode bewährt, — Erhabenheit, so sind diese Bezeichnungen gewonnen. Unsere arisch-idealen Dramen, der Faust, Lear, der Ring des Nibelungen, die Jungfrau von Orleans usw. sind also nicht mehr schön zu nennen, sondern mit erhaben zu bezeichnen. Mutet uns das seltsam an und bringt es uns gar in manche Verlegenheit, wie wir in Einzelfällen zu bezeichnen haben, so kann das gar nicht anders sein, denn wir sind über 2000 Jahre die ästhetischen Sklaven der Griechen gewesen, bis wir, von Schiller geleitet und in der Zeit der jüdischen „Reigen"-Not, zu seiner „vollendetsten Wahrheit" gefunden haben. Der erste Künstler, der aus tiefster und nun ästhetisch aufgehellter, fester Intuition von der Erhabenheit ob in Kunst oder Leben nie anders gesprochen hat, war R. Wagner, wie so vielfach auch hier — der Bahnbrecher. Der von den Griechen übernommene und in unsere Zeit bis R. Wagner mitgeschleppte, unbezeichnende Begriff und sein Wort „Schönheit" sind daher, auf die Ideale des „Wesens" bezogen, ob im Scheine oder in der Wirklichkeit des Lebens, endgiltig erledigt. So lange man von der Kunst nur Schönheit forderte, blieb der Blick (der ästhetische) dafür getrübt, daß der künstlerische Schein des Wesens, die Dichtkunst, auch die aufsteigenden Ideale der Sittlichkeit zu enthalten habe, mit demselben Rechte, mit dem die Schönheit als solch erstes, ästhetisch bewußtes Ideal in das Leben des Ariers eingetreten war. Da sein „sinnlicher Trieb" nie versagte, das Ergebnis des „Formtriebes", das Ideal, in die Wirklichkeit zu tragen, hielt und hält er an der Höhe der erreichten idealen Entwicklung fest, trägt sie in seine Kunst (als den „jedesmaligen Welt- und Menschenzustand"), und der Widerwille, der sich in uns gegen die jüdische Kunst regt („Reigen"), ist nichts anderes als dieses Festhalten. Sowie Schiller von dieser Kulturhöhe aus sich gegen die Monumentalisierung der überwundenen griechischen Weltanschauung (gegen Goethe usw. gänzlich vergebens) zur Wehr setzte, in genau demselben Sinne und mit noch größerem Rechte verwahren wir uns

gegen die noch unter die Griechen herabgesunkene „Tierheit des „Reigens".

Endlich ist nun nicht mehr abzuleugnen: Das Ideal und — nur das Ideal allein — ist — wie der Wecker und Befreier aus und von der Tierheit im Leben, so auch der Genius der arischen Kunst. Es ist einsichtlich, daß sich da nur zwei Wege auftun: Mit Schnitzler und Kohnsorten wieder hinunter — oder unbeirrt den idealen Aufstieg weitergegangen. Bedeutet das erste ein Zurücksinken, den Untergang der arisch-idealen Kunst im Schlamme der Tierheit, so leuchtet uns Ariern bei ungebrochenem Aufstiege ein ideales Ende entgegen. Wäre es denkbar, daß immer breiter greifende und tiefer dringende, anwachsende Sittlichkeit endlich alle Mitglieder eines, unseres Volkes zuerst erfaßte und damit ihr Leben ideal einwandfrei geworden wäre, so verstünden sie nicht mehr, wie noch ein Kampf zwischen Idee und Ideal möglich sei, und selbst ein „Faust" oder ein „Parsifal", auch eine „Ästh. Erziehung" sagten ihnen nur, daß es einmal Menschen gegeben habe, die diesen Kampf noch zu bestehen hatten. Sorgen wir nicht darum, daß diese Zeit allzunahe sei, denn selbst der so kühn und edel vertrauende Schiller denkt:

„Das Rechte, das „Gute" führt ewig Streit,
Nie wird der Feind ihm erliegen."

Was für einen Weg wir Germanen aber zu gehen haben, das kann doch nicht, auch einen Augenblick nur, zweifelhaft sein!

Da nun der Anteil Kants und Schopenhauers am Aufbau dieser Arbeit nicht gering ist, wäre der Untertitel: „Aus Schillers ästh. Werkstatt" noch zu rechtfertigen. Der ästhetische Fels, auf dem alles ruht, ist offenbar das Theorem des Ideals. Schiller ist es, der es in dieser Bedeutung zum ersten Male gebraucht, und zwar in dem unverkennbar gegen Goethes Gräkomanie gerichteten Gedanken:

„. . daß hingegen hier, im Zustande der Kultur, die Darstellung des Ideals den Dichter machen muß."

Er ist es, der im „Form- und sinnlichen Triebe" den Gestalter und Verwirklicher desselben entdeckt und aufgestellt hat. Er ist es, der den ästh. Zustand vor Schopenhauer entdeckt hat und aus ihm in die ideale Formung auch des „Wesens", in's Moralische, zur Sittlichkeit gelangte. —

Nun begreift man es freilich, findet es ganz „natürlich", daß der Rassegenosse Dr. A. Schnitzlers, der „Assimilations"-Jude Siegfried Trebitsch unlängst schrieb:

„Einen Namen zumal, den Dichternamen Friedrich Schillers werden sie (unsere Kinder und Enkel) vergessen lernen müssen.“

Der mosaische Völkerfraß-Schäker meint offenbar auch die „Alten“ und hält den Ästhetiker Schiller als von Judentum und Loge schon so gut erschlagen, daß er dieses Umstandes gar nicht mehr zu gedenken braucht. Wer denkt da nicht an bewährte Raubtierwitterung und also: Tierheit — kann sie anders? — —

Das alles war nun, wie es Schiller fordert, gedachte Natur und als solche Philosophie und Ästhetik; sie war es und ist es, die uns aus der Niederung der Gräkomanie sowohl wie aus dem Schlamme der jüdischen Erotik und Perversität erhebt, davon befreit und uns die alten edlen Ideale nun unverbrüchlich wiederschenkt.

Es hat einen großen, großen Künstler gegeben, der von dieser „gedachten Natur“ sehr geringschätzig gesprochen hat:

„Es gibt kein schädlicheres Nichts als Ästhetik . .“

„Von der Philosophie habe ich mich selbst immer frei gehalten, der Standpunkt des gesunden Menschenverstandes war auch der meinige.“

„Ich empfehle die Philosophen dem Mitleide der Götter.“

Der große Künstler ist — Goethe. Und nun darf sogar ich mir erlauben, den so lange und schwer verkannten, größten und tiefsten ästhetischen Denker der Deutschen, ja der Arier, unseren edelsten Schiller, der uns mit seinem Ideale nicht nur aus der Gräkomanie, sondern auch aus der jüdischen Tierheit wieder herausführt, nach 120 Jahren einige Genugtuung damit zu geben, daß ich schließe:

Ich empfehle (diesen) Goethe — dem Mitleide der Philosophen.*)



*) Vielleicht finde ich auch Zustimmung, wenn ich noch anmerke: die „exakte“ Philosophie hätte nach dem Erscheinen des Schopenhauerschen Hauptwerkes (1819) hundert Jahre Zeit gehabt, sich einmal einfallen zu lassen: Kant hat zwei geniale Jünger gehabt, „Schiller und Schopenhauer“, sie berufen sich beide mit größtem Respekte auf ihren Meister, da müssen tiefe Zusammenhänge bestehen. Ich warte ab, wie die exakten Herrschaften dieses Buch aufnehmen, um ihnen dann allenfalls zu sagen, was sie gehindert hat, diese Zusammenhänge vor mir zu finden und darzulegen. D. V.

# Aufstieg des Abendlandes.

„Aber das Leben ist kurz und die Wahrheit wirkt ferne und lebt lange: sagen wir die Wahrheit."
Schopenhauer.

„An seinen Göttern erkennt man den Menschen." Schiller ist es, der sich so irgendwo und -wann vernehmen läßt. Er behält Recht und er selber gibt uns die beiden wichtigsten Begriffe an die Hand, um diese Erkenntnis aufzubauen, wir brauchen (nach Wahrmund) nur das wichtigste konstitutive Prinzip immer aufzusuchen, und darnach ergeben sich folgende vier Stufen:

1. Stufe: Jahve oder Allah, der nomadische Wüstengott; sein konstitutives Prinzip der Völkerfraß und Kulturmord, von ihm „heiliger Krieg" genannt. Sentimentalisches in seinen „heiligen" Schriften ist — Entlehnung (um zu „täuschen und zu betäuben").

2. Stufe: Der naive, naturmythische Gott, Zeus, Jupiter, Wotan; sein konstitutives Prinzip ist arisch-ideale Kultur in jenen Anfängen, die bis zur Erkenntnis der platonischen Idee: Mensch*) — reichen. Er enthält, seiner Entwicklungsstufe entsprechend, Sittlichkeit und Unsittlichkeit eben als Naivität gemengt. Wotan darunter noch der edelste.

3. Stufe: Der intuitiv sentimentalische Gott; sein konstitutives Prinzip ist die Liebe, aus der Erkenntnis der platonischen Idee, über das Mitleid empor, geboren; daher Vollender der arisch-idealen Sittlichkeit in der Intuition und als solcher der Allerbarmer, der Gott der Güte.

4. Stufe: Der abstrakt sentimentalische Gott; er hat seine szs. Auferstehung in Kants „Kritik der praktischen Vernunft" gefeiert und ist ein natürliches Entwicklungsglied, dessen Bedeutung uns klar wird, wenn wir die 1. Stufe als Tierheit, die 2. als Kindes- und die 3. als Jünglingsalter der arischen Menschheit betrachten; denn dann ergibt sich, daß wir mit ihm, wie Chamberlain sagt, „die Kinderschuhe des Christentums" (hier wäre zu sagen: die Jünglingsschuhe unserer intuitiv-idealen Kultur) abgestreift haben und in das Mannesalter der nun arisch-christlichen Kultur eingetreten sind. Wir dürfen nun daran

*) Durchschauung des princip. indiv.

denken, die „Voraussetzung“ als Ausdruck einer Gotteskindschaft zu entfernen, weil der Weg des arischen „dunklen Dranges“ nun hell beleuchtet ist und wir daher im Stande sind, die sentimentalische Bedeutung der platonischen Idee nie aus dem Auge verlierend, dem Geheiße Kants zu folgen: „Wir wissen von der Zukunft nichts, und sollen auch nicht nach Mehrerem forschen, als was mit den Triebfedern der Sittlichkeit und dem Zwecke derselben in vernunftgemäßer Verbindung steht.“

Das Weltbild des arisch-idealen Kulturaufstieges in der Sittlichkeit ist damit aufgerollt, und wer arische Empfindung (Aisthesis) hat, kann nicht mehr leugnen, daß es Ideale gebe und daß die arische Menschheit, sich eines um das andere als neue Leuchte selber entzündend, den Weg zur „zuletzt und schwer erkennbaren Idee des Guten“ tatsächlich emporgestiegen ist.

Das hatte Schiller gesehen, als er in der „Ästh. Erziehung“ den Gedanken von den drei Zuständen: dem physischen, dem ästhetischen und dem moralischen — niederschrieb und mit wie tiefem Rechte nannte ihn Hebbel darum den „Lehrer der Jahrtausende“. Er hatte seinen „Formtrieb“, der das aufgefundene Ideal mittels des „sinnlichen Triebes“ als „lebende Gestalt“ in die Wirklichkeit des Lebens wie der Kunst trug, der bildenden Kunst (der griechischen Plastik) entlehnt und der Grieche nannte (bis Plato) alles schön, was ideale Formung enthielt. Er aber, der als Dichter fühlte, wie sein Reich kein anderes als das des Wesens, des Willens sei, hatte intuitiv unbeirrbar erkannt, daß Sittlichkeit nichts anderes sei als ideale Formung des „Wesens“ und daß auch hier (im Arier) der „Form- und sinnliche Trieb“ längst gewirkt hatten. Darum nannte er, dem sich die Zerfällung in „Figur und Wesen“ noch nicht aufgetan hatte, mit der Kühnheit des geborenen genialsten Ästhetikers*) sein größtes Werk, in dem er der arisch-idealen Sittlichkeit die erkenntnistheoretische Bahn brach: Ästhetische Erziehung. Wem Schiller genügt, der weiß von nun ab: Auch Ethik — ist Ästhetik. Ist diese Erkenntnis nun mit ihm gewonnen und mit ihm in arischen Gemütern und Geistern ehern befestigt, dann wissen wir auch, wir Arier, daß wir von dieser idealen Sittlichkeit niemals (am wenigsten der Reihe Moische Mendelssohn bis Kurt Münzer zuliebe) weder lassen wollen noch lassen werden.

*) Goethe: „Es gibt kein schädlicheres Nichts als Ästhetik“; von Chamberlain in den „Grundlagen“ leider behaglich angeführt.

Es ist das Göttliche in uns, das uns den unentrinnbaren Auftrag dazu gibt, und da wir kraft unseres Blutes immer mit ihm verbunden bleiben müssen, werden wir diesen Gesetzen, die wir uns selber aus ästhetischen Stimmungen geboren haben, immer gehorchen, ihre begriffliche Zusammenfassung nie entbehren können und daher immer — Religion haben.

Das gilt auch für die Entfernung der „Voraussetzung", wir ändern ja nur die Form und wollen und werden talmudischen Bedürfnissen entgegen am Inhalte weiterbilden, in unserem arisch-idealen Sinne, und diesem Gedanken hat Hebbel den eindringlichsten und klarsten Ausdruck dort gegeben, wo er sagt:

„Denn der Mensch dieses Jahrhunderts will nicht, wie man ihm Schuld gibt, neue und unerhörte Institutionen (sowohl Moische Mendelssohns „geläuterten Gottesbegriff" samt Nathans des Weisen Weltbürgerei, wie Nietzsches: Jenseits von Gut und Böse), er will nur ein besseres (voraussetzungsloses) Fundament für die schon vorhandenen (den Juden wie Freimaurern gleich verhaßten „christlichen Gedanken", Kants „natürliche" Religion), er will, daß sie sich auf Nichts als auf Sittlichkeit und Notwendigkeit, die (als arisch-ideales Kulturbedürfnis, „Anlage zum Guten" Kants, die in seiner „eigentlichen Erhabenheit" gipfelt) identisch sind, stützen und also den äußeren Haken (der Voraussetzung), an dem sie bis jetzt zum Teil befestigt waren, gegen den inneren Schwerpunkt (der abstrakten oder philosophischen Erkenntnis), aus dem sie sich (mit Kant, Schiller und Schopenhauer) vollständig ableiten lassen, vertauschen sollen."

Das ist sozusagen die klassische Formel für das, was einmal Kulturkampf geheißen hat. Es ist kein Wort mehr darüber zu verlieren, daß er hier am Inhalte der arisch-christlichen Kultur festhielt und ihr nur eine neue, die voraussetzungslose Form geben will. Beachten wir aber, wir ausgesogenen, von den Juden ausgesogenen Arier, daß wir gegenwärtig in den Sümpfen der „abgestandenen Kultur" herumwaten müssen, so sehen wir es deutlich, der Jude hat es verstanden, uns mit der frechsten Fälschung des Kantschen „Freiheits"begriffes in seine Wüste zu führen, und hieß vordem Kulturkampf ein Kampf um die Form, so kann nur der größte Kretin oder der gutbezahlte Dreipunktebruder noch ableugnen, daß wir nun um den Inhalt unserer Kultur zu kämpfen haben. Wie das gekommen ist, nur ein Beispiel dafür! Rief er, Hebbel, nach einer „Ableitung",

so ist ihm entgangen, daß eine solche längst und sogar aus der Feder **Kants** schon da war; der Titelzusatz: „innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" sagt dies dem Einfältigsten. Warum entging ihm das? Weil die Schrift verschollen war. Warum war sie verschollen? Weil sie auf **das Christentum** als die **natürliche** Religion hinwies, also dem „geläuterten Gottesbegriffe" Moische Mendelssohns nicht nur im Wege stand, sondern auch die schallendste Ohrfeige war, die bis dahin Nathan dem Weisen verabreicht worden. Wer ließ sie also in die Verschollenheit gleiten? Der Völkerfresser. Daß Schillers „Ästh. Erziehung" dieser Forderung am tiefsten entsprach, hat er nur intuitiv erkannt und sein „Lehrer der Jahrtausende" hat keinen anderen Ursprung als diesen. Gut, die Schrift war zu groß und tief für ihre Zeit, und wenn sie sich selbst ein Genialer **und** Ehrlicher wie Hebbel nicht zu durchhellen vermochte, so darf man das auch von keinem anderen verlangen. Aber es ist doch mehr als seltsam, daß die Kantsche „Ableitung" von denselben, die Lessings Nathan in den geistigen Besitz jedes deutschen Knaben und Mädchens zu bringen wußten, so geschickt dem öffentlichen Interesse entzogen worden ist, daß sie kaum der zehnte Gebildete kennt. Nimmt man die 40-jährige Sekretierung Schopenhauers dazu und die später unter großem Tam-tam vollzogene (rituelle) Abschlachtung des Künstlers Schiller, so hat man's deutlich: Was emporkam, mußte sich vor Juda und der Freimaurerei vorher gebeugt haben; mit dem todsicheren Instinkte des Raubtieres, das mit Vorliebe Ideale raubt, hatte Juda erkannt, daß die großen Germanen seinem Völkerfraß-Gottesbegriffe gefährlich werden könnten, und wer über einen der drei Großen schrieb, durfte seine Gedanken ja nicht zur Bekämpfung des Judentums verwenden, **sonst kam er einfach nicht empor!** Die Loge, ob in Staatsämtern oder der antisemitischen Presse, in künstlerischen Vereinen oder wissenschaftlichen Gesellschaften leistete Juda hierin die wichtigsten und gut bezahlten Dienste — der **Sekretierung des Großen.** Wer sich nicht beugte oder gar dagegen auflehnte, **der hatte es zu büßen wie R. Wagner, wie Wahrmund und Dühring!** So kam's und konnte es kommen, daß die Saat des Moische Mendelssohn'schen „geläuterten Gottesbegriffes" aufging. War Lessings Nathan 1779 erschienen, Michel, was kam 10 Jahre später? Bei den oberflächlicheren Franzosen die „große" französische Revolution, die in der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" schon das jüdische Ei des heutigen Kommunismus gelegt hatte. Bei den gründlicheren, tieferen, schwerfälligeren

Deutschen dauerte es länger; selbst nach der Juden-Emanzipation mußten noch 70 Jahre vergehen, bis nicht nur Crémieux und Goldstein Recht behielten, sondern auch der Talmud: „Die Gefangenschaft der Juden (als am Völkerfraß *Verhinderte* — A. d. V.) wird fortdauern, solange die *Herrscher* der Akum *nicht vertilgt* sind“ (Sohar T, 29, 2). —

Betrachtet man „Kabale und Liebe“ (1784) als die erste Vorder- und Hinterhaus-Tragödie und damit als ein Zeugnis dafür, daß der Germane damals schon den ersten Schritt in die „soziale Gerechtigkeit“ zu tun gewillt war, so erkennt man an den heutigen sozialen Kämpfen, begleitet von der maßlosen Bereicherung des Judentums, mit der die stetig fortschreitende Verarmung der arbeitenden Arier gleichen Schritt hält, *wozu die Emanzipation der Juden geführt hat*. Wir Arier Europas, insbesondere wir Deutschen stehen daher seit 1779, dem Erscheinen Nathans des Weisen, *vor einer Unterbrechung unseres kulturellen Aufstieges*, die sich sowohl an unseren materiellen (Verarmung) wie an unseren idealen Gütern (Verjudung unserer Sittlichkeit, Kunst und Wissenschaft) unwidersprechlich aufzeigt. Fragen wir nicht: „*Kann* da noch geholfen werden?“ Das wäre Feigheit und wir verdienten nicht, Söhne jener Arier zu sein, die in vieltausendjährigem Schweiße und Fleiße („ob mit Hammer oder Feder“) *diese Kultur geschaffen haben*. Fragen wir nur: „*Wie* haben wir uns nun zu helfen?“ so ergibt sich, daß wir vor einer doppelten Aufgabe stehen: der Beseitigung des Völkerfressers und seines Einflusses — und wenn die Freimaurer etwa in seinem Sinne weiterarbeiten wollten, auch der Freimaurer. Wie bauen wir unsere ideale Kultur wieder auf?

Der erste Teil der Aufgabe kann nur durch die Schaffung von Fremdgesetzen gelöst werden, wie sie etwa in den „Weisen von Zion“ vorgeschlagen sind. Wie es ein Gebot der Menschlichkeit ist, den vereinzelten Juden, die aus der abgestandenen Kultur ehrlich heraus wollen, dies zu ermöglichen, so ist es nach den Völkerfraß-Erfahrungen ein noch dringenderes Gebot, dafür Sorge zu tragen, daß die Aufnahme in unsere ideale Kulturgemeinschaft an soviele und strenge Vorsichtsmaßregeln geknüpft wird, die dem Juden, wenn er bei der Rassentüre hinausgeworfen worden ist, nicht ermöglichen, bei der Tauf- oder Bürgertüre wieder hereinzuspazieren.

Der zweite Teil hat größere Schwierigkeiten zu besiegen. — Schiller schrieb einmal an Goethe: „Ich finde in der *christ*-

lichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben scheinen mir bloß deswegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind." Es ist wieder nur die Darstellung, die Form, die er sucht, der sittliche, ideale Inhalt soll derselbe bleiben. Da erhebt sich unwillkürlich die Frage: Wenn die reine christliche Kirche erst zu schaffen ist, wo finden wir sie dermalen noch auf? Fragen wir gar, wer heute überhaupt noch und autoritativ arisch-ideal erzieht und das muß doch unzweifelhaft schon in der Kindheit einsetzen, so kann es nach dem heutigen Stande der Angelegenheit nur eine Antwort darauf geben: noch immer die christlichen Kirchen. Wir wollen aber mit Schiller in unsere 4. Kulturstufe gelangen, was ist da nun zu denken?

Überschauen wir die Lage, in der sich unsere arisch-ideale Sittlichkeit befindet, so steht den christlichen Kirchen samt ihrem Anhange eine immer mächtiger anwachsende Volksmasse gegenüber, die der Jude und seine Dreipunktehelfer unter dem Titel der „Freiheit" entsittlicht haben. Die Widerstandskraft der Kirchen ist durch das Festhalten an der Voraussetzung geschwächt, und die breiten Massen sehen nicht, daß sie der Jude unter dem Titel „Freiheit" in die „Tierheit" geführt hat. Die „Göttin der Vernunft" hat aber schon einmal so kläglich vor den Kultur-Instinkten eines arischen Volkes abgewirtschaftet, daß nur ein bescheidenes kulturpolitisches Verständnis dazu gehört, um zu begreifen: unter solchen Umständen bleibt uns, um der Erhaltung unserer sittlichen Ideale willen, kein anderes Mittel übrig, als wieder dort anzuknüpfen, wo unser Kultur-Aufstieg durch die talmudischen Künste Moische Mendelssohns unterbrochen worden ist, beim kirchlichen Christentume. Wir werden daher auch dem Juden keineswegs den Gefallen tun, der Entfernung des christlichen Religionsunterrichtes aus unseren Schulen zuzustimmen, weil wir nun wissen: damit würde die Axt auch an die Wurzel unserer arisch-idealen Kultur gelegt werden. Wir lassen uns darin auch durch jene Völkischen nicht beirren, die gleich dem Juden in blindwütigem Hasse auffahren, wenn sie nur den Namen „Christus" hören; denn da dürfen wir annehmen, daß dies entweder mangelhaftem Kulturverständnisse oder, was noch schlimmer, freimaurerischer, wenn nicht jüdischer Beeinflussung entsprungen ist. Wir kehren in diesem Sinne zur Kirche nur zurück, um der Natur Recht zu geben, die (Platos Aufstieg zur Idee des Guten ist des wohl Zeuge genug) keine Sprünge macht,

sondern immer und überall entwickelt und in gesunder Reihenfolge entwickelt. In diesem Sinne halten wir als am obersten Grundsatze daran fest: Es ist die edelste Kulturarbeit, mit entsprechendem Takte unablässig daran zu arbeiten, daß aus der Kirche mit der Voraussetzung allmählich die reine Kirche erstehe. Adolf Reinecke hat das im „Heimdall“ (zusammengedrängt) in die glückliche Form gebracht, daß die Deutschkirche*) (wie er die endliche Vereinigung der christlichen Bekenntnisse nennt) an die alten Überlieferungen anknüpfen müsse, um in gesundem Wachstume das Neue aus dem Alten hervorgehen zu lassen.

Davon kann bei der Ausgedehntheit des Stoffes nur das rein kulturelle Moment und auch das nur andeutungsweise hervorgehoben werden. Um was es sich immer und überall handelt, bleibt dasselbe: Gewinnung eines hellen und festen Kulturbewußtseins. Ist es breiten Massen des Volkes in einem solchen Maße abhanden gekommen, daß sie unter jüdischer Führung in den Schlamm der Halb- und Ganztierheit zu versinken drohen, so ist das nicht ohne Mitverschulden der Kirche bezw. der Theologie geschehen, so sehr diese Behauptung auf den ersten Blick auch befremden mag. Das soll als einziges Moment der Verdunklung des Kulturbewußtseins sogar diesserseits erörtert sein.

Es war schon unehrlich (ari-Ehre), alte Testamente in die Hände des Volkes zu geben, in denen die mosaischen Völkerfraß-Verheißungen („Dir zu geben Städte, die du nicht gebauet usw.“) unterschlagen waren; hätte sie das Volk gekannt, es ist anzunehmen, daß es dann nicht scharenweise ausgerechnet jüdischen Führern nachgelaufen wäre. Aber das ist noch eine Kleinigkeit gegen ein anderes! Unsere Theologen, sollen sie nicht ganz vom Schauplatze verschwinden wollen, werden gut tun, bei Schiller einen Kursus über Kulturverständnis zu machen. Die Opferung Isaaks (Menschenopfer des Sohnes, dargebracht vom Vater) ist — Tierheit. Trifft man sie auch bei den Griechen, so ist sie hier doch durch die bereits aufgetretenen Ideale des Vaterlandes und der Schönheit zur Naivität gemildert, während sie dort ungemildertes göttliches Bedürfnis der Wüste ist. Es hat das Kulturbewußtsein der Deutschen schwer genug getrübt, daß die Gräkomanie Goethes sie durchaus auf die 2. Stufe zurückführen wollte, und Schiller, wiewohl schwer und ernst genug, doch vergeblich dagegen gekämpft. Was bedeutet es aber nun, wenn eine christliche Theologie diese Wüstentierheit als ein Vorbild jenes Kreuzes-

*) Reinecke: „Die Deutschkirche“. D. S. Verlags-Gemeinschaft, Duisburg.

opfers bezeichnet, das — in den Zeiten des Sklaventumes schon — um der sozialen Gerechtigkeit willen dargebracht worden ist. Das heißt doch, und blutig oder unblutig gleitet verständnislos an jedem Ohr vorüber, das heißt doch nichts anders, als die Tierheit — emporheben, gleichzeitig das Ideal — herabdrücken und so die wahre, helle Einsicht in die Kultur trüben und verfälschen. Mögen die Herrschaften sich nicht zu sehr verwundern, wenn nun Proletarier-Fäuste an die Kirchentore donnern und dabei unter der Führung desselben Juden stehen, den nichts anderes als diese Vorbilderwirtschaft fast mit einem geheiligten Nimbus umgeben hat. Das muß um unserer Kultur-Einsicht willen weg und ist zu vielem anderen, hier Einschlägigen ein altes und schwerstes Versäumnis der Kirchen.

Die breiten Massen des Volkes hingegen aus dem Gifttaumel jüdischer Betörung zu erwecken, gibt es nur ein Mittel; ein neuer Bildungskörper muß her: Die Volkshochschule.*) Der Jude hat auch das längst erkannt und ist uns darin längst zuvorgekommen, denn seine „Arbeiterbildungsvereine, Universitäts- und Volksbildungskurse, freien Bildungsstätten" und wie all der faule Zauber heißen mag, sie bieten ja nichts anderes als jüdisch zubereitetes Wissen, dazu bestimmt, die arischen Gehirnwindungen in jüdische Falten zu legen. Man sage nicht, daß der Gedanke schwer durchführbar oder gar undurchführbar sei. Dänemark, Schweden und Norwegen besitzen bereits ein ausgedehntes und blühendes Volkshochschulwesen, das freilich der schwersten Not der Zeit in seinen Bildungsgruppen noch nicht gerecht zu werden scheint. Ist aber die Aufnahmefähigkeit für verjudetes Wissen da, so wird sie, nur ehrlich betrieben, für judenreines, arisch-ideales Wissen noch umso eher aufzufinden sein. Wir, die wir unseren arisch-idealen Kulturaufstieg durch die 140jährige Episode des fast vollendet geglückten Völkerfraßes unterbrochen erkannt haben, wir werden vor allem anderen ein in diesem Sinne zeitgemäßes Wissen verlangen und daher dort als neu einzuführende Gegenstände fordern: 1. Erfassung, Begründung und Befestigung des arisch-idealen Kulturbewußtseins (es wird wohl gegen die Mängel der Kirche auftreten, aber mit dem Takte, der ihre Bedeutung als sittliche Autorität solange nicht gefährdet, bis Schillers „reine Kirche" an ihre Stelle getreten ist); 2. die jüdische Ge-

*) Die Schriften von Bruno Tanzmann: „Die deutsche Volkshochschule" usw., Hakenkreuz-Verlag, Dresden, seien warm empfohlen.

fahr (an Wahrmunds: „Gesetz des Nomadentumes“ anknüpfend, wird der Völkerfresser im alten Testamente, in Talmud und Schulchan aruch aufgezeigt, die Bedeutung „Nathans des Weisen“ als des Bahnbrechers der arischen Verjudung aufgehellt und das Wirken der verjudeten Freimaurer möglichst bis in alle Schlupfwinkel verfolgt); 3. Elemente der arischen Staatspolitik (nur Ständegliederung der schaffenden Arier, durch soziale Gerechtigkeit geadelt, kann uns davor bewahren, wie Rußland zur Wüste zu werden; Verarmung der Schaffenden bei gleichzeitig maßloser Bereicherung des Judentums; Fremdgesetze gegen die Juden usw.). Freilich werden die Völkerfresser Zeter und Mordio schreien und die verjudeten Freimaurer werden in den bekannt salbungsvoll elegischen Tönen ihre Schalmeien von der Weltbürgerschaft, von der Friedensliebe der in Waffen starrenden Entente usw. dazu erklingen lassen; aber die Maske ist endlich herabgerissen, der Sohn der Wüste samt seiner Dreipunktehilfstruppe durchschaut und wir müssen Ernst machen, denn sonst wird's zu spät! Das — wäre eine Aufgabe für das reinliche Alldeutschtum!

Der Schritt in die soziale Gerechtigkeit bringt uns den Frieden mit der Arbeiterschaft; was in ihren Adern quillt, ist ja deutsches, arisches Blut, ihr Herz und Hirn ist für deutsche, für arische Ideale geschaffen! Machen wir, was Krupp in Essen gemacht hat, machen wir's überall und was sich davon machen läßt! Geben wir dem Arbeiter nicht nur ausreichende Lebensführung, die dem Werte seiner Arbeit wirklich entspricht; sorgen wir wie Krupp auch für seine Ideale, lassen wir ihn, nicht aus Gnade und Gönnerschaft, sondern aus dem Rechte des Deutschgeborenseins, in dem dieselben Flammen wie in uns glühen, auch an unserer Kunst und Wissenschaft teil haben; so daß der, der darnach dürstet, nicht auf die jüdischen Bildungsstätten (wenn Völkerfraß-Institutionen diese Bezeichnung verdienen) angewiesen ist; dann werden auch aus seinem arischen Blute wieder jene „ästhetischen Stimmungen“ als Zusammenhangskräfte erwachen, die ihn an unsere ideale Kulturgemeinschaft mit jener Kraft binden, vor denen die Einflüsterungen zu Völkerfraßzwecken (siehe doch Rußland!) zu schanden werden! Was wir dann geworden sein werden, wiedergeboren, verjüngt und neu gekräftigt, das ist dann ein in Idealen geeinigtes, starkes, deutsches Volk! Auch dann gibt es noch genug der Schritte des Aufstieges! Wenn dann den Priestern der reinen Kirche, solche der Kunst — die Künstler, solche

der Wissenschaft — die Gelehrten zur Seite stehen werden, um in ihren Jungen nichts anderes als Ideale zu lehren, werden — ach! — wohl noch Jahrhunderte über Jahrhunderte vergehen müssen, bis wir auch keinen Richter mehr brauchen, der nicht mehr über Verfehlungen zu richten und Schuldige nicht mehr zu bestrafen hätte. Sollte das jemals zu erreichen sein, und die Jahrtausende — die Kants „eigentliches Erhabenes“ gebraucht hat, um nur erkannt zu sein, sprechen da eine nicht sonderlich ermutigende Sprache — dann stünden wir endlich im Scheine der „Sonne des wahren Tages“, wie Plato sagte, unsere „ästh. Erziehung“ wäre vollendet — wie Schiller sich vernehmen ließe, wir stünden „diesseits im Guten“ statt „jenseits von Gut und Böse“, und das sind die Wege und Ziele, die der echte und edle, arisch-ideale Kulturaufstieg noch vor sich hat, wenn der Völkerfresser endgültig abgetan ist.

Nein, Herr Dr. Spengler, wir arischen Abendländer wollen und werden nicht untergehen! Wir Germanen schon gar nicht, denn wir sehen, wo wir stehen; noch mehr: wir wissen, wer uns die Pfade des Aufstieges verschüttet hat und zu welchem Zwecke, dem des Völkerfraßes und Kulturmordes; wir nehmen nicht an, daß Ihre Hoffnung, aus der russischen Wüste werde eine neue Kultur erstehen, eine sanfte Umschreibung dafür wäre: der Völkerfresser müsse alle arisch-ideale Kultur zuerst den einen Teil eingesackt, den anderen Teil verwüstet haben, ehe dieser seltsame, von ihnen erwartete neue Aufstieg möglich sei;*) da wir auch ein Stück des Weges vor uns sehen, daß uns eine geradlinige Fortsetzung des alten, arischen Kulturaufstieges dünken darf, haben wir die zielsichere Festigkeit und den unbeugsamen Mut, alles andere Kulturgeschwätz damit zu erwidern, daß wir Germanen sagen:

Wir — gehen — aufwärts!
Mit Plato und Christus! — Mit Kant, Schiller und Schopenhauer!

Denn! — der Deutsche hat viel ertragen und viel überwunden: den dreißigjährigen Krieg; die Verwälschung: seiner Sitten — durch die Franzosen, seiner Kunst — durch Franzosen und Italiener; die Gräkomanie Goethes wollte ihn wieder und durchaus naiv machen; Lessings Nathan brachte ihm den Juden als Bruder und lockte ihn zu Völkerfraßzwecken in die Weltbürgerei, und während der tückische „Aristokrat der Menschheit“ eines seiner

*) Womit auch den Kommunisten in Deutschland gar noch einiger „Kultur“-Mut zuzusprechen wäre!

Ideale um das andere untergrub, legte sich noch der Pessimismus Schopenhauers als neuer Alp auf alle Aufstiegskräfte. Was an ihm groß war und noch größer an seinen Vorgängern Kant und Schiller, ließen Judentum und Loge, weil es dem jüdischen Aufstieg im Wege stand, langsam und geräuschlos in die Versenkung verschwinden, und es schien, als ob der Deutsche sich nie wieder den Mächten der Verheerung entgegen zu seinen alten Idealen erheben könne. Aber in diesen Zeiten wachsender Not gebar sich der arische Geist einen um den anderen Nothelfer. Es standen, um nur die hervorragendsten zu nennen, R. Wagner und Gobineau auf, Lagarde, Wahrmund und Dühring folgten ihnen. Der Völkerfresser ward immer tiefer und rücksichtsloser durchschaut, der dem Judentum und der Loge gleichverhaßte edelste Nazarener tauchte in R. Wagners Parsifal wieder empor, schritt von da ab — aus einer Kunst in die andere, überall seine Heilsbotschaft der Liebe aufs neue verkündend. Mit ihm erwachte auch wieder die Erkenntnis seiner Bedeutung für die arisch-ideale Kultur, und nun verfallen wir in keinerlei Pessimismus mehr, weil wir mit Schiller seine edle Lehre in einen einzigen Satz zusammenzudrängen vermögen:

„Ein Leben, in dem es Ideale (Formtrieb) gibt, die sich verwirklichen lassen (sinnl. Trieb), ist wert, gelebt zu werden.“

Damit ist sowohl Schopenhauers oder Buddhas Nirwana als auch das tatenlose Hinträumen des Inders, aber noch mehr und vernichtend das konstitutive „Gesetz der Wüste“ für die Menschen mit der „ursprünglichen Anlage zum Guten“, die Arier, endgiltig erledigt. Das Philosophem dieser beiden Triebe hat Schiller entdeckt; dies eine und die ästh. Stimmung sind die Fundamente seines edelsten und größten Werkes, der „Ästh. Erziehung“. Bedenken wir nun, im geistigen Besitze der genialen Zerfällung in „Figur und Wesen“, daß am Menschen nicht mehr als nur dies eine oder andere ideal gebildet werden kann, so tut sich uns auf, daß diese beiden Triebe die edlen und mächtigen Hebel des arisch-idealen Kulturaufstieges waren, sind und bleiben werden und daß unser edler Schiller damit — der Vollender Platos ist.

Es war mithin eine tiefste und edelste, echt germanische oder arische Intuition, aus der der Rembrandt-Deutsche vor Jahrzehnten rief:

„Schiller — muß also auferstehen!“

*

Den „Brüdern“ von der „Königlichen Kunst“ noch ein Nachwort! — Vor Jahren brach einmal im Preßburger — Ghetto ein verheerender Brand aus; es war am Schabbes (Sabbath), an dem die Juden keinerlei „Arbeit“ verrichten dürfen, und sie schickten daher mit der Anfrage zum Rabbi, ob sie den Brand löschen („arbeiten“) dürften. Dieses — Volk „verwaltet nun den geistigen Besitz unserer Nation“, (Fr. Goldstein war noch so rücksichtsvoll, nicht hinzuzusetzen: „mit Hilfe der Freimaurer“). Auch das Haus unserer idealen Kultur brennt und es brennt lichterloh, und die Brandleger sind dieselben, die da um den Rabbi geschickt haben. Allerdings: Wir brauchen zu keinem Rabbi zu schicken, um zu fragen, ob wir löschen dürfen. Die jüdischen Blätter vergossen damals Ströme der Rührung über diese — Glaubenstreue. Wir, wir wenigen, wir eilen herbei und tun nach Kräften, was möglich ist, das Haus unserer idealen Kultur zu retten. Da zeigt sich aber eine seltsame Erscheinung. Es fallen uns die „Brüder der Königl. Kunst“ in die Arme und sprechen liebreich also zu uns: „Wie könnet ihr den unzähligen edlen Juden, die nach ihren Gesetzen leben*) so roh und rückständig begegnen wollen? Was ihr Zerstörung eurer idealen Kultur nennt, ist nur die läuternde Flamme, aus deren Asche der Phönix des wahren Menschentums neu erstehen will.“

Dazu klirrt es in den Geldbeuteln und knistert's in den Brieftaschen; und auch diese Musik muß die fortschreitende Verarmung des arischen Volkes aus ihren Taschen bezahlen!

Es sind aber nicht alle — Schurken; der überwiegende Teil mag, vom Eigennutz verlockt und vom Juden wie einst Kant und Lessing beschmust, nur verblendet sein. Glauben denn die Herren wirklich, daß ihren BrBr. ·. das „große Notzeichen“ in Rußland viel genützt haben wird? — Nun hätte ihnen aber Schiller — die Augen geöffnet! — Es wäre mit ein bedeutsamer Erfolg dieses Buches, wenn es einen Teil dieser Verführten wieder auf jenen Weg zurückbrächte:

An dessen Beginn Plato und an dessen Ende heute Schiller steht.



*) und uns nur das Haus unserer Kultur ein bißchen anzünden, nachdem sie vorher „alles Gut“ daraus in ihre Scheunen gebracht haben!

# Nachwort.

„Glauben Sie nicht, daß unsere Behauptungen nur leere Worte seien. Blicken Sie auf die von uns erweiterten Erfolge der Lehren von Darwin*), Marx**) und Nietzsche***). Ihre zersetzende Wirkung auf nichtjüdische Köpfe sollte uns wenigstens klar sein†)." „Weise von Zion", 2. Sitzg.

Wir haben zwei Kriege verloren, das müssen wir uns zunächst in unsere Gehirne einhämmern: den Weltkrieg und den Weltanschauungskrieg; und wir haben den ersten darum verloren, weil wir den zweiten längst an die Juden und verjudeten Freimaurer verloren hatten. Der Dolchstoß in den Rücken der Fronten, er war der Erfolg dieses zweiten, vorher verlorenen Weltanschauungskrieges.

So schlimm steht es aber nicht mit uns, wie Gobineau im Rassenverfalle lehrt und wie, von ihm angeregt, R. Wagner Regeneration fordert. Der große deutsche Künstler, auch durch Schopenhauers Pessimismus übermäßig beeinflußt, rückt schon dicht an die Wahrheit heran: „Der Jude ist der plastische Dämon des Verfalles der Menschheit". Hätte er den „unplastischen", den tückisch verborgen wirkenden Freimaurer gesehen und durchschaut, er hätte anders gedacht, und wir besäßen von ihm sicherlich manche donnernde Philippika gegen sie, a la „Judentum in der Musik". Die einmütige Erhebung nach der Kriegserklärung im deutschen Reichstage hat es gezeigt, daß es noch ein Vaterlands-Ideal und die „erhabene" Gesinnung, Gut und Blut dafür zu opfern, bei den Deutschen gibt. Das ging daraus untrüglich hervor, da waren „Rassen- und Menschheits-Verfall" auf einmal weg, und man sieht's: Der Deutsche braucht nur richtig wieder erweckt und seine ideale Gesinnung erneuert zu werden, denn gerade diese Erhebung hat bewiesen, daß dieser Verfall nichts anderes ist als die beispiellose Verjudung aller unserer Lebensäußerungen durch Juden- und Freimaurertum.††)

Nun ist der Jude voraussichtlich durch das vorliegende Buch in seiner nomadisch-konstitutiven Vaterlandslosigkeit zur Genüge

---

*) Wurden dazu benutzt, um der erreichten Kultur die „Tierheit" wieder näherzuführen. **) Klassenkampf, um den sozialen Frieden zu verhindern. ***) „Herren- und Sklavenmoral" = Zersetzung der „Liebe" und der „sozialen Gerechtigkeit".

†) Man meint Moische Mendelssohn sprechen zu hören!

††) Auch jene „völkischen Erneuerer", die ihr Werk nur so betreiben dürfen (. . !), daß es dem Juden nicht weh tut, werden vom Schauplatz abtreten müssen.

charakterisiert worden. Was er und seit Jahrtausenden und niemals etwas anderes will und wollte, das hat Artur Trebitsch (Jude, Wien), unlängst offen zugegeben:

„Zu allen Zeiten hat es Völker fassenden*) Geistes gegeben, die überreif, altersschwach und mithin sekundär geworden, vom sekundär-beweglichen Judentume vergewaltigt und vernichtet wurden. Kanaan (1), Persien (2), Ägypten (3), Griechenland (4), Rom (5) sind nach demselben Gesetze — vom Judentum vernichtet worden." Der semitische Schäker unterläßt es, auf Babylon (6) und Rußland (7) hinzuweisen, gibt aber wieder zu: „Und Deutschland (8) droht heute die gleiche, furchtbare Gefahr." Das sind sieben erfüllte Verheißungen vom Berge Sinai: „Und Du wirst aufzehren alle die Völker, die der Herr Dein Gott Dir gibt"; zu Deutsch: sieben geglückte Völkermorde und wenn Moses fortsetzt: „und nicht sehe Dein Auge mitleidig auf sie!" — dann sind auch die Aussichten für den Deutschen nicht glänzend, daß er dem 8. entrinnen werde.

Natürlich, die Handvoll Juden zu all diesen Zeiten konnte das allein — nicht machen, es mußten immer bezahlte Henkersknechte her, aus dem Volke selbst, das zu morden eben an der Reihe war. Wer erkennt sie nicht, die „Brüder von der königlichen Kunst?" Sie standen in Geheimbünden damals wie heute dem Judentume zur Verfügung, und wenn wir wissen wollen wozu, erfahren wir's aus den „Weisen von Zion", 5. Sitzungsbericht:

„Die Hauptaufgabe unserer Geheimbünde besteht darin, die öffentliche Meinung durch eine zersetzende Beurteilung aller Vorgänge in ihrer Widerstandskraft zu lähmen,**) den Menschen das eigene Denken, das sich gegen uns aufbäumen könnte, abzugewöhnen,***) und die vorhandenen Geisteskräfte auf bloße Spiegelfechtereien einer hohlen Redekunst†) abzulenken."

Aber damit ist ihre Wirksamkeit weitaus nicht erschöpft. Sie treten an die Spitze künstlerischer und wissenschaftlicher Vereinigungen, um dort alles, was diesen „Spiegelfechtereien" gefährlich werden könnte, von vorneherein abzuweisen. So hat man das dem Völkerfresser „Gefährliche" unter verschiedenen Titeln an

*) Werte, Güter durch „Arbeit" schaffenden.

**) In Parlamenten, „nationalen Vereinsausschüssen" usw.

***) Auch in einem Großteile der „völkischen", „antisemitischen" oder „völkisch-antisemitischen" Presse.

†) Schulbeispiel: Gutachten des Glossy über den „Kunstwert" des „Reigens". Michel nennt diese zionistischen Kunststücke mit Begeisterung — Freiheit!

Kant, Schiller und Schopenhauer sekretiert oder in den Schmutz gezogen und Schopenhauers Zornausbrüche gegen die „Universitäts-Philosophie" sind nichts anderes als vollberechtigte Vorwürfe gegen diese — Freimaurer-Klüngel, die ihn und was an ihm groß war und ewig bleiben wird, im Auftrage Judas nicht emporließen. „Es wird die Professoren noch einmal sehr gereuen, mit den Juden gemeinsame Sache gemacht zu haben," sagte der Rembrandt-Deutsche in der ungeschächteten, nicht in der — „Jubiläums"-Ausgabe! So sind auch die beispiellosen Kämpfe R. Wagners um seine edle deutsche Kunst zu erklären und — damals wie heute — sind es Juden oder Freimaurer, die vielfach an der Spitze der Wagner-Vereine stehend, den echten Geist seiner Kunst den jüdischen Afterkünstlern zu Gefallen nicht emporlassen. Des jüngsten Dreipunkte-Meisterstückes, der beispiellosen Schächtung des Rembrandt-Deutschen ist schon gedacht worden, und ausgerechnet war es der Vorsitzende eines „völkischen" Verleger-Bundes, der das Schächtmesser schwang. Fassen wir's in einen Satz, so lautet er: Juda hat mittels seiner Freimaurer-Geheimbünde längst alle Macht auch über den deutschen Geist an sich gerissen und so — haben wir den deutschen Weltanschauungskrieg — verloren!

Es leuchtet ein: Wir Deutschen können uns aus diesen talmudischen Giftsümpfen nur wieder erheben, wenn vor allem auch die Macht des verjudeten Freimaurertums wieder gebrochen wird. Sagen die „Weisen von Zion":

„In die Geheimbünde treten mit besonderer Vorliebe Abenteurer, Schwindler, Streber und überhaupt Leute ein, die ein weites Gewissen haben und von Natur leichtsinnig veranlagt sind", so mögen sich die Brbr . · . zunächst für diese autoritative Wertschätzung bedanken, ein Fußtritt für den käuflichen Verräter kann nicht viel ausgiebiger ausfallen; sie entspricht aber vielfach den tatsächlichen Verhältnissen nicht. War es einem jüdischen Gauner vom Schlage des Moische Mendelssohn möglich, einen G. E. Lessing und sogar einen Kant dermaßen zu betören, so stehen zweifellos viele, persönlich ehrenhafte Männer in diesen Reihen — eben als Betörte! Gut! Sie haben sich à la Nußknacker eine Pfründe, einen Literaturpreis usw. verschaffen lassen; noch mehr! Sie haben sich auf Befehl oder durch Überredung des „Meisters vom Stuhle", dem die Frei-Maurer merkwürdigerweise unbedingten Gehorsam geloben müssen, etwa zur Preisgebung eines Amtsgeheimnisses verleiten lassen. Sobald sie aber, und die Stunde schlüge dazu, erkennen,

daß sie mißbraucht worden sind, zu Völkermords-zwecken und ihr deutsches Gewissen sagt ihnen: „Da kannst Du nicht mehr bleiben, da mußt Du wieder heraus!" — da sollen sie dann den Mut dazu finden, die Loge zu decken, d. h. auszutreten. Fürchteten sie die Rache Jahves und ließe sich davon nur ein Tütelchen verspüren, so haben sie Geheimwissen genug, dessen Veröffentlichung Juda am Völkerfraß-Lebensnerv trifft und es wird und muß daher kuschen, weil es nur bestätigte, was geheim zu bleiben hatte.

Wie groß die Gefahr des unterwürfig und feig Darin-Verbleibens für das deutsche Volk ist, dafür nur 2 Beispiele:

1. Den Freimaurern ist neuestens gestattet für die „Heimat" und gegen den „Reigen" aufzutreten; der Zweck ist — arischer Gimpelfang für die „völkischen" Logen. Was es dort gibt, dafür zeuge 2.: Im Auftrage Judas werden längst auch „germanische" Geheimbünde gebildet, mit arischem Blutsbekenntnis (ha!), R. Wagner-Kultus (hu!), wütendem Antisemitismus (huhu!) usw. Kommt aber „gefährlicher" antisemitischer „Geist" (mit Schiller, Wagner) heran, so darf er wie in der schäbigsten Juden-Loge nicht empor! Warum nicht? In einer Schreibtischlade liegen die schriftlichen Belege dafür, daß der betreffende „Meister vom Stuhle" mit einem antisemitisch schillernden, schriftstellernden Juden in demselben Vereine sitzt! Und nicht nur in einer Germanen-Loge sieht's so aus!*)

Das erschiene aber vielleicht zu viel gesagt, zu viel verlangt und da mögen denn die arischen und unabhängigen Leser dieses Buches entscheiden. Haben wir auch den Weltanschauungskrieg verloren und dadurch, daß die geradlinige Entwicklung unserer arisch-idealen Weltanschauung seit und durch Lessings „Nathan den Weisen" vom Juden- und Freimaurertume unterbrochen und wir dadurch vom „rechten Wege" zu jüdischen Völkermordzwecken abgelenkt worden sind, so steht es uns, den wahrhaft und völlig Unabhängigen frei, auch auf dem Gebiete des deutschen Geistes, und die Abwege verlassend, dem Juden- und verjudeten Freimaurertume den letzten und unerbittlichen Krieg zu erklären.

Mit welch näheren Rechten?

Eine kurze Schlußbetrachtung genügt hierfür. Artur Trebitsch gesteht's: „Auch Griechenland und Rom sind vom Judentum vernichtet worden." Wenn wir auch nur von Rom

---

*) Wenn nicht schon in den „deutschen Idealen" (siehe Anhang!), so doch im Vorwort zur 2. Auflage meint der Verfasser, bereits Näheres darüber mitteilen zu können.

wissen, daß damals schon die *Juden* die aufrührerischen Pöbelmassen bezahlt haben, daß Cicero mit leiser Stimme sprach — wenn er vor Gericht etwas gegen die Juden vorzubringen hatte usw. usw., so braucht uns das unerwartete Geständnis bezüglich Griechenlands nicht zu sehr zu verblüffen. Bis dorthin waren ihnen schon 4 Völkermorde geglückt; es ist todsicher anzunehmen, daß sie nicht nur über *eine Geschichte* des konstitutiven Völkerfraßes verfügen, sondern auch über *ein System**) desselben, und wenn diese (wie begreiflich) ebenso ängstlich geheimgehalten werden wie *das Blutrituale* etwa, so hat *Trebitsch* ja nichts anderes gemacht: als aus der Schule geschwätzt. Wer weiß, wie viele Juden und Judenstämmlinge unter den griechischen Sophisten**) gewesen sind, — und daß die hebräischen Schäker es damals noch nicht verstanden hätten, unliebsame Schriften, Akten usw. einfach verschwinden zu lassen, das glaubt doch nur ein arischer Abonnent des „Berliner Tageblattes" oder der „Neuen Freien Presse" nicht.

Aber *wann* haben sie jedesmal mit *vollen* Kräften ihre Völkerfraßwerkzeuge in Bewegung gesetzt, fragen wir, und da läßt sich eine triftige Vermutung aufstellen.

Nennen wir, *weil* wir nunmehr unsere idealen „Pflichten" zu *denken****) vermögen, die *Erhebung* unseres arischen Gemütes *zu seinen Idealen*: *Religion* und lassen wir uns diese Erkenntnis durch keinerlei jüdisches oder Freimaurer-Gewieher verekeln, so tut sich uns auch auf, daß der Begriff „Gott" nichts anderes sei als *das Ideal* des Menschen; jene in's Göttliche erhobene Menschengestalt, die alle die jeweiligen Kultur-Ideale eines arischen Volkes *in seiner Vollkommenheit* in sich trug. So erhalten wir (im gröbsten Aufrisse) das naiv Göttliche zunächst: 1. Die *griechische* Götterwelt mit Vaterlands- und Schönheits-Ideal (Leonidas, Aphrodite, Apoll), in dem auch schon die erste Kindesliebe (Kleobis und Biton) als Kulturideal auftritt. 2. die *römische* Götterwelt, in der Keuschheit und Ehe hinzutreten (Vesta, Lucretia, Virginia) und damit den sozialen Fels der arisch-idealen *Familie* schaffen.

*Wann* also war der griechische Verfall nahe? Als die Sophisten auftraten und Plato in der „Einsamkeit schmachten" lassen konnten; als Euripides die Götter verspotten durfte, an der

---

*) Eine konzentrierte Essenz aus dem Talmud samt Regierungs-Unterweisungen für die *Fürsten* der Juden.

**) Zweifellos die antiken Vorläufer unserer verjudeten Freimaurer!

***) Ästhetisch aufgehellt.

einst geheiligten olympischen Stätte.*) Was war damit von seiner Höhe gesunken? — Das Ideal. Zunächst das alte Götterideal, das freilich auch vor den neuen sokratisch-platonischen Idealen dahinsinken mußte. Ist die Götterverspottung des Euripides bei gleichzeitiger Sekretierung Platos etwas anderes als Sophismus? Beides — hat zersetzt. Und das religiöse oder Chaos des Ideales, das sich sowohl in der Verurteilung des Sokrates wie in der gleichzeitigen Sekretierung Platos ausspricht, und Herrscher war der Sophismus, wer anders sollte es — nach dem süßen Geständnisse des A. Trebitsch — geschaffen haben als der Jude? Schuppen fallen uns von den Augen, wenn wir es lesen, das 2. Mos. 34,12—13: „. . ihre Altäre sollst du umstürzen, ihre Götter zertrümmern und ihre heiligen Haine verwüsten!"

Und wann der römische? Es gehört zu den lebensvollsten Schilderungen der „Grundlagen", wo Chamberlain das religiöse Chaos schildert, aus dem endlich der arische Heros und Retter Christus**) erstand. Diese Meister-Darstellung macht es überflüssig, näher auszuführen, daß hier wieder ein versinkendes und ein neu sich erhebendes Gottes-Ideal im Kampfe widereinander standen. Diesmal gelang es den Juden nicht mehr, ihre Spuren wie bei den Griechen zu verwischen und die Aussprüche der Cicero, Tacitus, Seneca und Diodoros***) lassen an grimmiger Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Die Art und Weise, in der die „antiklerikalen" Kämpfe von Juden und Freimaurern in unseren Tagen geführt werden, lassen auch hier dieselbe Übereinstimmung in der Völkerfraß-Absicht erkennen und fragte man nach der Ursache des so wütenden talmudischen Hasses gegen Christus (und nunmehr den christlichen Gedanken nur), so hat sich gerade in unserer neuesten Zeit der Grund hierfür aufgehellt. „Ein neues messianisches Reich, ein neues Jerusalem (als Hauptstadt mit der Zentralbörse für Völkerfraß) muß erstehen an der Stelle der Kaiser und Päbste", schrieb Crémieux, der Präsident der Alliance israélite. Die Römer hatten die Organisation eines Weltreiches geschaffen, die Juden mochten gehofft haben hineinzuschlüpfen und damit damals schon das messianische Reich zu errichten. Daß nun der Akum wieder kam und ihnen mittels eines neuen

*) Gehen die Sophistereien der Marx und Nietzsche und die Versumpfung der modernen Bühne nicht genau parallel?

**) In jüdischen Schriften: „Der Bastard", „Hurensohn", „der auf den Misthaufen gehört."

***) „Handbuch der Judenfrage" von Th. Fritsch.

*Ideales* wieder die prächtigste Beute aus dem Rachen riß, *das* — mag die Hauptursache ihres wütenden Grimmes auf den Nazarener sein. Wenn es einmal gelingt, der geheimen Völkerfraß-Geschichte der Juden habhaft zu werden, dürfte sich die Bestätigung dafür darin finden. Aber deutlich genug ist hieraus schon ein Kultur-Axiom gewonnen:

„Wie für *den Juden* — der *Völkerfraß*, ist für *den Arier* — das *Ideal* — *konstitutives Lebensprinzip*.“

Es hat sich also in diesen beiden Beispielen dargestellt, daß Juda den Zeitpunkt: „*wann* die Altäre (zu Völkerfraß-Zwecken) zu stürzen seien, usw.“, wohl zu wählen weiß; immer dann, wenn sich ein *neues* arisches Ideal über die vorangegangenen *erhebt*;*) da entsteht ein Chaos des Ideales und *da* gelingt es am leichtesten. —

Das waren positive Religionen. Der Arier konnte seine idealen Pflichten noch nicht „denken“, er half sich daher mit seinem Gottes-Ideale, und weil er das Göttergeschenk des „Formtriebes“ in seinem Busen trug und trotz des noch „dunklen Dranges“ sich intuitiv „wohl bewußt“ war, *wie hoch* er schon auf dem „rechten (idealen) Wege“ emporgeschritten war, „ergriff er mit durstigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Priestertum für diesen Fall in Bereitschaft hielten“ (Ästh. Erzhg.). Das galt so lange, bis Kant seine drei berühmten Beweise geführt hatte. Da war die Positivität entthront, wieder ein Gottes-Ideal gesunken, und das Chaos des Ideales hatte sich von neuem aufgetan. Zu Vaterland und Schönheit, zu Keuschheit und Ehe war die Karitas als soziale Gerechtigkeit hinzugetreten; was sollte nun mit diesen Idealen sein, *sollten sie stürzen* — *oder verbleiben*? *Kant* sagte: *verbleiben*; und weil er gesehen hatte, daß das Christentum *alle***) diese Ideale in sich aufgenommen hatte, *darum* bezeichnete er die „christliche“ Religion als die „natürliche Religion (für Arier); *Goethe*, *Schiller*, *Schopenhauer*, *Hebbel* und R. *Wagner* haben ihm hierin zugestimmt. Aber *wie* verbleiben? Zunächst verbleiben sie, weil wir sie nun mit Schiller *als unsere arisch-idealen* „*Pflichten*“ zu „*denken*“ vermögen und es handelt sich also nur um

---

*) Es ist mir lebhaft gegenwärtig, wie vieles da noch zu sagen wäre; aber im Hinblicke auf alles im Buche Vorangegangene meine ich, daß es genügen könne.

**) Die kath. Kirche enthält längst *Schönheit* (Michel Angelo, Rembrandt, Dante, Palestrina, usw.), die protestantische — *Deutschtum*. Diese soll sich der Kunst für den Gottesdienst bemächtigen (sie weckt den „Gott im Busen“) und wenn der römische Papst seinen Priestern nicht bald „Bekenntnis zu ihrem Volkstume“ aufträgt, so wird ihn eine „deutsche Staatskirche“ dieses Auftrages überheben.

das Wie. Auch das hat uns Schiller gesagt, er schreibt im 3. Brief der „Ästh. Erziehung“: „Das ‚große‘ Bedenken also ist, daß die ‚physische‘ Gesellschaft in der Zeit ‚keinen Augenblick‘ aufhören darf, indem die ‚moralische‘ in der Idee“ (der ‚gedachten‘ Pflicht) „sich bildet, daß um der Würde des Menschen willen seine Existenz nicht in Gefahr“ (gar des Völkerfraßes!) „geraten darf.“ Er hat die erschütternde Beicht-Szene in Maria Stuart geschrieben. Es unterliegt daher gar keinem Zweifel, daß er als einen Bestandteil dieser „physischen Gesellschaft“ auch die „christlichen Kirchen“ dachte; und was seine „moralische Gesellschaft in der Idee“ in die Wege leiten sollte, war nichts anderes als die „reine Kirche“, derer er am Schlusse seiner größten Schrift, eben der „Ästh. Erziehung“, ausdrücklich gedenkt. Er wollte zweifellos: Entwicklung der reinen Kirche aus der — der „verfehlten Darstellung“.*) Ihm, dem Schöpfer dieser Beichtszene, stand es lebhaft vor Augen, daß eine Neu-Inthronisierung der „Göttin der Vernunft“ dieselben Begleiterscheinungen wie in der „glorreichen“ französischen Revolution zutage brächte; seine Bildung einer moralischen Gesellschaft in der Idee ist aber auch der tiefste Keim eines Reformations-Gedankens der christlichen Kirchen, und „Würde“ wie „Existenz“ des arischen Menschen geraten in keinerlei Gefahr, wenn die Arier (insonderlich die Deutschen), statt sich vom Juden fressen zu lassen, an die Verwirklichung dieses Gedankens schreiten. Auch Kant hat so gedacht und gefühlt, denn er hat aus diesem Grunde nicht nur an „Nathan den Weisen“ mittels seiner Religionsschrift die schallendste Ohrfeige versetzt, sondern auch — und offenbar aus dem Entwicklungsgedanken heraus — in seiner „Praktischen Vernunft“ (entgegen seinen 3 großen Beweisen) am Gottesbegriffe festgehalten. Wo anders soll der wirken als in der durch Reformation gewonnenen „reinen Kirche“ Schillers!

Das Chaos des Ideales war also wieder da; angenommen — zum 6. Male; ersah's der Völkerfresser auch diesmal? — Freilich! Der „edle“ Moische Mendelssohn ersah's, warf mit „Nathan dem Weisen“ das zersetzende Kampfgift in die arischen Gehirne und mit welchem Bedachte, das hat er ja an Lessings Bruder geschrieben: „. . daß der große Haufe seiner Zeitgenossen das Verdienst dieses Werks (Nathan des

*) Was die Wenigsten wissen mögen: Hinsterben und Begräbnis Schillers sind in ein merkwürdiges Dunkel gehüllt. Wer Näheres erfahren will, bestelle sich Karl Rohms „Leuchtturm — August 1922“ (in Lorch, Württemberg) und lese dort — „Schillers Hinrichtung“. Das war die Strafe der „Illuminaten“ (siehe Lexikon!) für das Festhalten an Christentum und reinen Kirche!) D. V.

Weisen) verkenne; eine bessere Nachwelt werde noch fünfzig Jahre nach seinem (Lessings) Tode daran *lange Zeit zu kauen und zu verdauen finden!*“ Der talmudische Schäker! Die Deutschen brauchen nur an Heines „Bärte der Juden“ zu denken, um zu verstehen: Er — (wie *Trebitsch* im Besitze der Völkerfraß-Tradition oder -Geschichte) *wußte* den 6. Völkerfraß hinter sich und — *frohlockte dem* (vermeintlich 7., inzwischen aber schon) *achten entgegen!*

Lessings Andenken hat der Rembrandt-Deutsche gerettet: „Lebte Lessing noch usw.“ (Siehe: Anhang!) Der Mann war aber überdies ein tiefster, rassenbewußt germanischer Kulturdenker. Auffälligerweise ruft er in seinem edlen Buche wiederholt nach *einer dritten Reformation* der Deutschen und sagt von ihr, daß sie sich im Zeichen *der Kunst* vollziehen müsse. Wenn man *alle* ideale Formung (durch „Form- und sinnlichen Trieb“) *Kunst* nennt, dann gäb's eine *Lebens*-Kunst (arisch-ideale Sittlichkeit, die endlich zur sozialen Gerechtigkeit geführt hat), eine „*Spiel*“-Kunst oder das Spiel der Kunst und sogar eine „*Gedanken*“-Kunst, die all diese Formung als *Wissen*, *Wissenschaft* (Ästhetik!) faßt und festhält. Da wir jetzt, und *Schiller* hat uns das geschenkt, *unsere idealen* „*Pflichten*“ *zu denken vermögen*, wäre nicht die richtigste Zeit dazu, *diese* Reformation in diesem „Zeichen der Kunst“ nun in's Werk zu setzen? Es ist auffällig genug, daß derselbe Rembrandt-Deutsche, der sie fordert, im völlig geschächteten Kapitel „Jugend und Juden“ sogar ausruft: „*Schiller — muß also auferstehen!*“ Etwa diesen dritten Reformator schon intuitiv erblickend?

Der „Reigen“ samt „Hofrat“ *Glossy*, Dr. Magnus *Hirschfeld*, Rosa *Luxemburg*, Bela *Kun* usw., die *sagen* etwas; aber noch mehr und noch offenherziger sagen es die „Weisen von Zion“:

„Selbst wenn im gegnerischen Lager *ein Geistesheld* erstände, der sich mit uns*) in einen Kampf einließe, *so müßte er dennoch unterliegen*, da der Neuling sich *mit dem Alteingesessenen***) nicht messen kann. Der Kampf zwischen uns wäre *so schonungslos****) geworden, wie ihn die Welt noch nicht gesehen***) hat; auch wäre der Geistesheld *zu spät gekommen*“ (5. Sitzung).

*) Juden, Glossy, „Germanen“ mit „Heimat“, „kontra Reigen“, „hinter den Kulissen Trebitsch“, usw. **) Richtig: Seit der Gesetzgebung auf dem Berge Sinai und erneuert durch Lessings „Nathan!“ ***) Man denke an „Schillers Hinrichtung!“ Soll man da noch Glacehandschuhe wie gewisse (i.) völkische Autoren anziehen, wenn man vom „Völkerfresser“ spricht?

Der Geistesheld ist da und er heißt — Schiller!

An den Deutschen ist es nun zu zeigen, wer Recht behält: Die „Weisen von Zion“ oder — der Rembrandt-Deutsche.

---

Es sollte noch in das Vorwort kommen, der Bogen war aber schon gedruckt und ich trage es daher hier nach.

Beim Lesen der Verbesserung fielen mir selber die Wiederholungen, wie des Wolkenbeispieles, der germanischen Elternmörder usw. auf. Aber da ich die Arbeiten zur Einzel-Veröffentlichung abgefaßt hatte und nicht voraussetzen durfte, der Leser kenne auch die Arbeiten in den anderen Zeitschriften, war ich zu den Wiederholungen genötigt. Machte man mir den Vorwurf: Dann habe das Buch eben eine eigene Bearbeitung erfordert, so kann ich triftig erwidern. Ich bin kein Judenknäblein, das kurze Jahre nach seiner Beschneidung schon über Schiller, wie über einen hergelaufenen Jungen, die Nase rümpfen darf und dafür sofort einen Verleger findet. Auch ist es das Glück meines Lebens gewesen, daß ich allen Freimaurer-Lockungen und -Fallen, glücklich entronnen, mir so geistig meine völligste Unabhängigkeit gewahrt habe. Da Judentum und Freimaurerei (auch „völkische“) längst die absoluten Beherrscher des geistigen Lebens der Deutschen sind, müssen solche Menschen grau werden, bis es ihnen — selbst mit unserem edlen Schiller! — gelingt, diesen tückischen, geistesmörderischen Bau zu brechen und einen Verleger zu finden. Ich, der bereits 61jährige, hatte also dazu nicht mehr Zeit, ich mußte mich glücklich schätzen, daß es überhaupt solch einen Verleger noch gab und daß das Buch noch kommen konnte.

Fühlen und sehen gar die Leser, daß in der ersten wie in der letzten Zeile kein anderer Atem weht, als der des Adels der Schillerschen Gesinnung, dann werden wohl auch die „deutschen Ideale“ zustande kommen und dies bald. Anders als durch rascheste Tatkraft: in der Werbung von Abnehmern, Zuwendung von Darlehen, Anteilen und Spenden an den Verlag — ist das unmöglich.

Geschieht es aber, dann kann ich das Viele und Wichtige, das ich noch zu sagen habe, dort auch wirklich sagen und der Name Schillers ist endlich groß genug dazu:

Wenn wir in seinem Geiste aufbauen und vorwärts gehen, dann werden wir Deutschen auch den Weltanschauungskrieg wieder gewinnen, der der Erhebung zur alten Macht und Herrlichkeit einsichtlich vorangehen muß. Und darum: In Schiller — Heil und Sieg!

**Der Verfasser.**